

**Archiv der Gossner Mission**  
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

**Gossner\_G 2\_1909**

Aktenzeichen

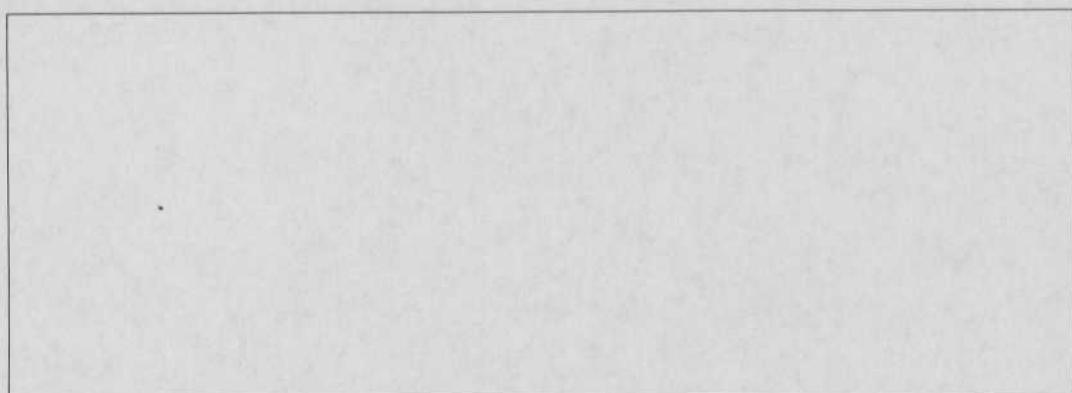
**Titel**

Die Biene auf dem Missionsfelde

Band

Laufzeit

**Enthält**



Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

# Die Biene auf dem Missionsfelde

Illustriertes Monatsblatt  
der  
Gossnerschen Missionsgesellschaft  
für Missions-Freunde und Missions-Vereine

Herausgegeben und redigiert  
von  
Missions-Direktor H. Kausch

---

Vierundsiebenzigster Jahrgang  
1909

---

Berlin-Friedenau  
Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission

# Inhalts-Verzeichnis.

## Biblische Missions-Betrachtungen.

	Seite		Seite
Morgenruf . . . . .	1	Nur kein Schweigen . . . . .	49
Neue Kunde . . . . .	9	Die Ungläubigen und der treue Herr . . . . .	57
Die Gottesstat auf Golgatha . . . . .	17	Ein volles Haus . . . . .	65
Der Herr lebt . . . . .	25	Das sittliche Recht zur Mission . . . . .	73
Geistliches Wissen . . . . .	33	Frage und Antwort . . . . .	81
Ein Blick ins Auserheiligste . . . . .	41	Zukünft . . . . .	89

## Nachrichten aus der Heimat.

Zu Goßners „Vermächtnis“ . . . . .	8	Wer will das verantworten? . . . . .	48
An unsere Freunde in Amerika . . . . .	8	Abschieds predigt D. Braun's . . . . .	48
Unsere Freunde in Russland . . . . .	8	Unser Jahresfest . . . . .	56
Deutsch-evangelischer Laienmissionsbund . . . . .	12	Die gegenwärtige Lage der Goßnerischen Mission . . . . .	73
Zur Vorbereitung auf den Edinburger Weltmissionskongress 1910	13	Wicht Bilder aus der Goßnerischen Mission . . . . .	80
Frau Missionsinspektor Prof. D. Plath † . . . . .	18	Missionspredigtreise in der Diözese Lüben I . . . . .	88
Zum Jahresrechnungs-Bericht . . . . .	25	Das Jahresfest des Sächsischen Provinzialvereins für die Kolonialmission . . . . .	88
Der 72. Jahresrechnungsbericht . . . . .	26	Unsere jüngste Abordnungsfeier und die verschiedenen Ausreisen	
Einladung zum Jahresfest . . . . .	32	der Geschwister . . . . .	88
Fröhliche Geber . . . . .	32	Eine alte Freundin . . . . .	96
Bücherbedarf . . . . .	32	Neuer Kalender . . . . .	96
Nachlässe zur IV. allgemeinen Studenten-Missionskonferenz	35		
Fröhliche Geber . . . . .	48		

## Von den Goßnerischen Missionsfeldern.

Aus dem letzten Fortbildungskursus unserer eingeborenen		Ganges-Anbetung in Bugar . . . . .	51
Pastoren . . . . .	2, 82	Eindrücke und Erlebnisse unter unseren Christen in Assam . . . . .	54
Kirchweihfest in Hazaribagh . . . . .	4	Die Übersetzung des Neuen Testaments in Nagpuria . . . . .	58
Ein Brief von Gerhardpur aus der Regenzeit . . . . .	6	Christus siegt . . . . .	62
Stürmische Fahrt . . . . .	7	Wie das Wort Gottes im Reiche Biru Eingang und Fortgang	
Dorfleben am Ganges . . . . .	7, 10	gefunden hat . . . . .	63, 69
Seliger Heimgang . . . . .	10	Neue gute Post aus Jaspur . . . . .	65
Heidnische Sitten und Unsitzen bei Geburten, Hochzeiten und		Jüdische Witwen einst und jetzt . . . . .	74, 83
Begräbnissen . . . . .	14, 21, 28	Aus meiner Ferienzeit in Indien . . . . .	76
Indische Priester . . . . .	19	Aus der Sommerarbeit in Assam . . . . .	78
Schwere Arbeit unter den heidnischen Taufbewerbern in Jaspur	19	Licht und Schatten . . . . .	79
Weitere Erstlingsstaufen in Jaspur . . . . .	27	Misionarische Erstlingsarbeiten . . . . .	79
Einweihung der neuen Zionskirche auf Gerhardpur . . . . .	33	Was manche Hindus zur modernen Luftschiffahrt sagen . . . . .	85
Unter meinen neuen Jaspur-Christen . . . . .	36	Eine seltsame Beklehrungsgeschichte . . . . .	86
Aus den Wältern der Santhals . . . . .	37, 46, 50	Von der Stellung der indischen Frau . . . . .	87
Meine erste Reise nach Jaspur . . . . .	41	Aus meiner Lehre und Seelsorgertätigkeit . . . . .	89
Schwester Marie Vorköper und ihre großen und kleinen Pfleglinge	45	Zwei Reisen in Jaspur in und nach der Regenzeit . . . . .	91
Aus Govindpur . . . . .	45	Schulerlebnisse . . . . .	94

## Kurze Nachrichten aus der Goßnerischen Mission.

Gute Ernte in der Kolonialmission . . . . .	16	Missionsgeschwister . . . . .	27
Rot und Teuerung in der Gangesmission . . . . .	16	Unterredung mit dem Raja von Jaspur . . . . .	32
Kirchbau in Plathpur . . . . .	16	Neues Jahrbuch . . . . .	32
Buxar-Bewegung . . . . .	24	Zensus der Kolonialmission . . . . .	32
Tigergefahr . . . . .	24	Zensus der Assam-Mission . . . . .	32
Dynamitdiebstahl . . . . .	24	Finanzlage . . . . .	32
Statistik der Gangesmission . . . . .	24	Misionare auf Urlaub . . . . .	32
Kirchbau in Plathpur . . . . .	24	Misionuar P. Herzberg . . . . .	48
Misionare auf Urlaub . . . . .	24		

## Quittungen über Missionsgaben.

Beilagen zu Nummer 2, 4, 6, 8, 9, 10, 11, 12.

### Bilder.

Die neue Auferstehungskirche in Hazaribagh (Singhani), S. 4. — Hindubauern aus dem Gebiet der Gangesmission vor ihrem Hause, S. 5. — Ein indischer Hütjunge, S. 12. — Zu Brennmaterial verarbeiteter Kuhdung, S. 13. — Schiwa-Anbeter mit Gebetskette, S. 20. — Ein indischer Priester, S. 21. — Missionsgeschwister in der Ganges-Mission, S. 28. — Einige Geschwister aus der Kols-Mission, S. 29. — Schüler und Schulhäuser in Plathpur S. 36 (Siehe auch S. 64). — Die neue Zionskirche in Gerhardpur (Kinkel), S. 37. — Schwester Marie Vorläper mit ihren Pfleglingen, S. 44. — Der Posaunenchor von Govindpur, S. 45. — Bade-Szene am Ganges, S. 52 — Kuhschwanz-Anbetung auf dem Badeplatz in Buxar, S. 53. — Eine von Sturm und Negen zerstörte Kapelle bei den Kols (Kurru, Bezirk Lohardaga), S. 60. — Missionar Heinrich Vorbeer jun. in Ghazipur mit seiner Physikkasse, S. 61. — Ein sogenannter heiliger Búßer, S. 68. — Hindu-Mutter mit ihren beiden erwachsenen Kindern, S. 76. — Das Wohnhaus des Missionars in Hazaribagh-Singhani, jetzt von Missionar Püsching bewohnt, S. 77. — Reiche Senanafrau in Indien, S. 84. — Hindu-Witwe aus der Brahmanenkaste S. 85. — Die nenerbaute Apotheke und Gebetshalle im Aussätzigen-Asyl von Muzaffarpur, S. 92. — D. Rottrott und die eingeborenen Geistlichen und Kandidaten der Kolsmission beim jüngsten Pastoral-Fortbildungskursus, S. 93.

### Statistiken der Kols-, Assam- und Ganges-Mission

über das Jahr 1908 in unserm Jahrbuche „Stand und Arbeit der Gossnerischen Missionsgesellschaft im Jahre 1908/1909“.





1907

# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLATT DER GOSSNERISCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 1

Friedenau, Januar 1909.

74. Jahrgang

### Morgenruf.

Darum heißt es:

Wache auf, der du schlafest.  
Und siehe auf von den Toten,  
So wird dich Christus erleuchten.  
Ephes. 5, 14.

Eines neuen Jahres Anfang ist wie der Morgen eines neuen Tages. Der Morgen des Jahres 1909 dämmert heraus. Da geziemt es sich, aufs neue der Weckposaune des göttlichen Wortes Folge zu geben und vom Schlaf aufzustehen. „Wachet auf, ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch auf der Zinne, wach auf du Stadt Jerusalem!“

Für uns ist diesmal Paulus der Erwecker. Das angesführte Schriftwort halten wir im vollen Sinne für sein Eigentum gegenüber den anderen Vermutungen, die man wegen der Einleitungsformel: „Darum heißt es“, mit der es der Apostel einführt, aufgestellt hat. Denn als Zitat aus dem Alten Testamente ist das Wort nicht nachweisbar. Ebenso wenig findet es sich genau so etwa in einer apokryphen Schrift. Auch ein Wort Christi selbst kann es nicht sein, schon wegen der dritten Zeile nicht; auch würde sich Paulus, wie er es sonst tut, ausdrücklich auf den Herrn berufen haben. Wir können auch der gegenwärtig am meisten verbreiteten Meinung nicht folgen, daß wir hier den Rest eines altchristlichen Hymnus vor uns hätten. Einen positiven Beweis dafür hat man keineswegs. Die „poetische“ Form der Worte ist einfach Schwung des Ausdruckes, wie wir solchen wahrlich oft genug bei Paulus haben (z. B. 1. Kor. 13, 1. Tim. 3, 16), und jenes „Darum heißt es“ ist nichts anderes als eben ein Appell des Apostels an seinen Leser, wie er sich aus dem Zusammenhang der betreffenden Briefstelle ergibt.

Zum entschlossenen Kampfe gegen die Werke der Finsternis sucht er seine Leser aufzurufen. Alles Schlechte soll heraus aus der Verborgenheit, soll vom Lichte gestraft werden. Es gilt darum, sich aus dem todesähnlichen Sündenschlaf zu erheben. Ihr wartet weilend Finsternis, sagt der Apostel, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn. Folglich müßt ihr auch wandeln als die Kinder des Lichtes. Folglich müßt ihr euch zu allem Finstern feindselig stellen, es aus Licht ziehen und es vom Licht überwinden lassen. Folglich ergibt sich aus dieser Sachlage für euch der notwendige Weckruf: „Wache auf, der du schlafst“. Und folgst du dieser Wächterstimme, so ist dir der Heilsglanz des Messias gewiß. Die Erleuchtung, von der hier Paulus spricht, ist weder bloß sittliche Erleuchtung, noch gar nur verstandesmäßige Aufklärung, sondern umfaßt nach dem biblisch-christlichen Begriffe des Lichtes alles Heil und alles Wohlergehen.

Jeder wünscht sich und seinen Lieben, daß das neue Jahr alles und jedes Gute mit sich bringe. Kennt jeder aber auch die Quelle des Lichtes, von dem der Lebensweg so voll sein soll? Nur vom Heiland kommt auch des neuen Jahres Segen. Weiter aber! Wenn es dir denn feststeht, nur Christus kann dich erleuchten, erleuchten in jenem umfassenden Sinne, wie wir das Wort genommen haben, erfüllst du auch die Bedingung für jene Erleuchtung, nämlich das Aufstehen vom Schlaf. Für den beharrlichen Schläfer ist die Sonne vergeblich aufgegangen. Sie scheint wohl, aber sie scheint ihm nicht, ihm, der als Schlafender noch dem Bereich der dunklen Nacht zugehört.

Das Nachtgebiet der Sünde und alles Ungöttlichen zu bekämpfen, das ist für uns nicht nur die Forderung des Tages, sondern die des ganzen Jahres, ja unserer ganzen Lebenszeit. Wie wenige haben diese Aufgabe begriffen und mit ganzer heiliger Kraft ergriffen! Die Heidenwelt aber

ist noch im besonderen Sinne die Region der Finsternis und des Todeshagens. Darum soll die Lichtmacht des Christenglaubens gerade da hinein einbrechen.

Sind wir dazu bereit und wacker? Oft hat man den Eindruck, die heutige Christenheit sei mehr einem schlafenden Heer, denn einer kampfgerüsteten wachen Streiterchar zu vergleichen. Weil so sehr viele in diesem Schlaf befangen sind, darum soll jetzt die heilige Neujahrs-Neveille an unser Ohr dringen: „Wache auf, der du schlafst und stehe auf von den Toten!“

Ein guter Arzt sagt einem Patienten die Wahrheit. Verführt dich Pauli Wort bitter, wenn er dich zu den Schlafenden oder zu den Toten rechnet? Die Hauptfrage ist, ob er recht hat. Und wenn du in seinem Appell deinen ganzen inneren Menschen nur zu wohl getroffen findest, laß dich erwecken, laß dich beleben!

Wodurch unterscheidet sich der Wachende von dem Schlafenden? Der Wachende führt ein bewußtes und ein tätiges Leben! Sind wir bewußte Christen, sind wir tätige Christen? Oder ist ein unbewußter reifer Christ denkbar? „Ich weiß an wen ich glaube“, sagt der Apostel. Oder wäre ein untätiger Christ ein Mensch des göttlichen Wohlgefällens? Petrus sagt: „Reichert in eurem Glauben dar Tugend, Erkenntnis, Mäßigkeit, Geduld, Gottseligkeit, brüderliche Liebe und allgemeine Liebe. Denn wo solches reichlich bei euch ist, wird's euch nicht faul noch unfruchtbar sein lassen in der Erkenntnis unsers Herrn Jesu Christi“ (2. Petr. 1, 15).

Doch wir schreiben diesen Neujahrs-Artikel nicht für ein allgemein christliches Blatt, sondern für ein Missionsblatt. Welche Gestalt also nimmt für unsre Zwecke der Morgenruf St. Pauli an? Wir brauchen mehr Missionsbewußtsein und mehr Missionsbetätigung!

Unter den nahezu vierzig Millionen Protestantenten Deutschlands ist in nicht allzuvielen das Bewußtsein der Missionspflicht vorhanden, und bei wie wenigen erst kommt es recht eigentlich zur Missionstat? Und was ist die Folge dieses geistlichen Schlaf- und Todeszustandes? Die Erleuchtung vom Angesichte des Herrn bleibt aus. Es fehlt der heimischen Kirche und Christenheit vielfach der eigentliche Christusseggen.

Umgekehrt aber, hat sich jenes Verheißungswort: „So wird dich Christus erleuchten“ nicht immer da wieder erfüllt, wo das Missionsbewußtsein und die Missionsbetätigung wach und rege wurden? So geschah es bei einzelnen, so widerfuhr es der Großkirche.

Lassen wir uns nicht entgehen, was der treue Gott uns zugesucht hat in seinem geliebten Sohn. Was ist denn besser: Schlafen oder Wachen? Leben oder Totsein? Verfinstertsein oder erleuchtet? Ungesegnet sein oder gesegnet?

So dringe Pauli Morgenruf in unsre Ohren und in unsre Herzen. In uns aber verwandle sich der Weckruf in einen Gebetsruf. Was wir nötig haben, muß uns von oben gegeben werden. Den Morgenglanz der Ewigkeit

selber, das Licht vom unerschöpfsten Lichte flehen wir darum an und machen den Vers des bekannten schönen Morgenliedes auch am Morgen des neuen Jahres zu unserem Wunsche:

Gib, daß deiner Liebe Glut  
Unre kalten Werke töte,  
Und erweck uns Herz und Mut  
Bei entstandner Morgenröte,  
Das wir, eh' wir gar vergehn,  
Recht aufstehn.

## Aus dem letzten Fortbildungskursus unserer eingeborenen Pastoren.

Von Missionar D. Dr. A. Nottrott in Nanchi.

Endlich kann ich einen Bericht schreiben. Nicht, daß es mir an Zeit gefehlt hätte — die wäre wohl zu erübrigen gewesen, — aber ich hatte bislang in eigentlicher Missionsarbeit noch nichts Ordentliches getan; denn mit Ausnahme einer Reise in der heißen Zeit nach Tujur, um dort an Ort und Stelle eine Gemeindeangelegenheit zu untersuchen, einigen Predigten und Amtshandlungen und der Erledigung von Vorstandsarbeiten, sowie der Redaktion des „Gharbandhu“ (d. h. „Haussfreund“ unsrer christlichen Zeitung in Hindi) hatte ich meine ganze übrige Zeit der Bibelübersetzung und der Durchsicht der Korrekturbogen gewidmet.

Mit dem Beginne des September aber versammelten sich alle abkommlichen Pastoren und Gemeindefürbünden zum alljährlichen Kursus, und damit begann für mich eine wenn auch arbeitsreiche, doch sehr schöne Zeit. Durfte und konnte ich doch vor allem mit den Leuten in nähere Verbindung treten, denen ein wesentlicher Teil meiner Missionsarbeit gelten soll, seitdem ich von der direkten Verwaltung einer Spezialgemeinde entbunden worden bin. Und deshalb hatte ich mir auch vorgenommen, den Unterricht, der früher immer von mehreren, im letzten Jahre sogar von vier Missionaren erteilt worden war, ganz allein zu übernehmen. Ich tat das ja mit einigem Zittern und Zagen, ob ich es auch durchführen könne; aber der Herr hat wunderbar geholfen, so daß ich jetzt am Ende noch ebenso frisch bin, wie am Anfang.

Wir haben gegenwärtig 33 aktive eingeborene Pastoren, zu denen noch ein Emeritus kommt (Hanuth D. Latra), der aber auch eine kleine Gemeinde versorgt und gelegentlich hier und da aushilft.

Leider haben wir im Laufe dieses Jahres drei Pastoren verloren. Einer, Suliman Asna in Purulia, ist vom Herrn abgerufen worden, einen zweiten (Martin Tassu) haben wir wegen Untreue entlassen müssen, und einem dritten (Joël Surin) ist auf sein schon vor längerer Zeit eingereichtes Gesuch hin, die Entlassung aus dem Amte bewilligt worden. So kamen für den diesjährigen Kursus nur 33 Pastoren in Betracht, von denen aber von vornherein zwei auszuscheiden waren, nämlich die beiden in Assam stationierten, für welche der Weg zu weit und der Missionskasse die Kosten zu groß

waren. Aber auch von den 31 übrigen waren nur 21 erschienen. Zwei von diesen (Rufus Lakra und Mansukh Tuti) sind an Ranchischulen angestellt und durften den Unterricht nicht unterbrechen, die anderen aber wurden durch Krankheit, entweder eigene oder ihrer Familienglieder, besonders aber durch die in ihren Gemeinden wütende Cholera vom Erscheinen abgehalten. In ganz hervorragender Weise war das in der Govindpurgemeinde der Fall, von wo drei Pastoren (der von Govindpur selbst, von Surdag und Kotbo) abgehalten wurden.

Dem tapferen Vorbilde ihres Missionars getreu, haben sich auch diese Pastoren wacker, todesmutig und aufopfernd gehalten. P. Prabhujahay entschuldigte sein Nichtkommen und schrieb, wie er Tag und Nacht mit dem Katechisten zu tun habe, Kranke zu besuchen, Arznei zu geben und Tote zu beerdigen. Die Dorfbewohner seien geradezu von einer Panik ergriffen, und nur wenige legten Hand an, die Gräber zu graben und die Toten hinauszutragen: sie mußten das fast ganz allein tun.

Wie groß die Not auf der Station Govindpur und in der Gesamtgemeinde war, geht daraus hervor, daß Br. Wueste und seine Frau nebst den eingeborenen Helfern an etwa 3000 Kranke Arznei verabreicht haben. Auf welchen Haufen von Elend, Not und Sorge läßt das blicken! Aus demselben Grunde konnte auch der Pastor von Gangpur-Kumarkela nicht erscheinen, denn auch dort, auf der Station sowohl, als im Reiche Gangpur selbst, hat die Seuche viele Opfer gefordert und ist auch jetzt noch nicht ganz erloschen.

Bon den 16 in der Gemeinde arbeitenden Kandidaten waren nur 7 erschienen, davon 5 aus der Ranchigemeinde, einer aus Gumla und einer aus der Chaibasagemeinde (Patras Hemrom-Katbari).

Um die Teilnehmer am Kursus auch räumlich recht nahe zu haben, richtete ich die Wohnungen des auf meinem Grundstück liegenden, langgestreckten Dienerhauses für sie her — fünf Stuben im Ganzen, in denen je vier Betten bequem stehen konnten, was auch genügte, da je zwei Pastoren in Ranchi selbst wohnen und die anderen sechs sich bei Verwandten einquartiert hatten. Die Stuben waren vorher geweicht und mit je einer Wandlampe versehen worden, mußten aber nachher noch mit einer Schutzdecke von Zeug versehen werden, da wir, wie so oft, eine Raupenplage hatten, die Tierchen nachts von dem Dache herabfielen und den Schläfern große Beschwerden verursachten. Nachher aber fühlten sich alle sehr wohl, und der Gesundheitszustand war — zwei schwache Fieberfälle abgesehen — ein ganz vorzüglicher bis zuletzt, so daß wir auch im Hinblick darauf mit herzlichem Danke auf die ganze Zeit zurückblicken können.

Doch nun zu dem Unterrichte selbst! Schon im „Gharbandhu“ vom 1. Juni hatte ich den Lehrplan für den Kursus veröffentlicht, der nicht weniger als 7 Gegenstände aufwies: 1. Jeremias (auserlesene Stellen); 2. Confessio Augustana VI und VII; 3. Epheserbrief (Griechisch); Hebräerbrief (Hindi); 5. Dogmatik (Lehre von der Kirche); 6. Roman Mat Khandan (Polemik gegen die römische Kirche) und

7. Predigtübungen. Ein sehr reiches Menu, das — um beim Gleichnis zu bleiben — natürlich nicht ganz aufgegessen werden konnte; aber es wurde doch von jedem ein gut Teil dargereicht, und hoffentlich ist auch die Lust nach diesem oder jenem besonderen Gerichte wieder geweckt worden.

Ich gab fünf Stunden, von 8 bis 12 und abends von  $1\frac{1}{2}$  bis  $1\frac{1}{2}$ , in letzterer wurden die Predigtübungen mit darauf folgender Besprechung und Kritik abgehalten. In den freien Nachmittagstunden hatten sie Zeit, das am Vormittage Durchgenommene nochmals sich vorzuführen, Beweisstellen zu lernen oder ihre Predigten zu machen, und ich mußte die Zeit haben, meiner Mundari-Uebersetzungsarbeit obzuliegen, denn hinter mir stand die Calcuttapresse mit der Peitsche. Die Abend- resp. Nachtstunden gehörten der Vorbereitung für den folgenden Tag.

Zu meiner Freude waren es doch schon 17, mit welchen ich den Epheserbrief im Griechischen lesen konnte, und, was besonders erfreulich war, daß die meisten offenbar zu Hause ihr griechisches Testament auch hin und wieder aufgeschlagen hatten und auch grammatische Fragen ganz gut beantworteten; einige Schwäbchen waren ja darunter; aber im Ganzen zeigte es sich doch, daß der griechische Unterricht im Seminar durchaus kein vergeblicher ist.

Zum Unterrichtszimmer hatte ich mein großes Esszimmer hergerichtet, wozu mir Br. Peters aus dem Boardinghause Tische und Bänke geliehen hatte. So war auch diese Frage, die mir anfangs Sorge machte, zur Zufriedenheit gelöst, und das enge Zusammensein ersitt keine Störung.

Besonders dankbar waren die Pastoren und Kandidaten, daß ihnen C. H. Kuratorium pekuniäre Hilfe für diese Zeit dargereicht hatte. Es wäre ihnen auch unmöglich geworden, bei diesen Teuerungspreisen von ihren Familien getrennte Wirtschaft zu führen.

Mit dem Unterrichtskursus selbst halte ich aber meine Verpflichtung gegen die eingeborenen Pastoren und Kandidaten durchaus nicht für abgeschlossen, vielmehr ist es nötig, daß ganze Jahr hindurch mit ihnen in einem gewissen Kontakt zu bleiben, und zu dem Zwecke habe ich ihnen eine Arbeit aufzugeben, die sie innerhalb eines halben Jahres einzureichen haben. Sie müssen dazu den Propheten Jeremias ganz und genau durchlesen, um dieselbe machen zu können. Thema: „Was hatte der Prophet Jeremias in seinem Amte für Opfer zu bringen, und was lernen wir daraus? Wie oben bemerkt, habe ich nur einzelne Stücke mit ihnen lesen können, aber genug, um sie in den Geist des Buches einzuführen.

Ebenso bekommen sie Texte zu einer Predigt und einer Katechese, die sie ebenfalls im Laufe des Jahres einzureichen haben. Es wird ja keine geringe Arbeit sein, alles das durchzusehen und den betreffenden so eingehend zu antworten, daß sie einen Nutzen davon haben — aber das soll ja gerade der Zweck der mir gütigst gewährten freieren Stellung (ich meine von direkter und spezieller Gemeindearbeit freieren) sein, daß ich mich mehr um die Pastoren und Kandidaten kümmern kann, als es früher der Fall sein konnte, und als

die mit so vieler anderen Arbeit überbürdeten Brüder auf den Stationen, — denen diese Helfer direkt unterstehen — zu tun imstande sind, die nach der Seite hin mehr als genug mit der großen Zahl ihrer Katechisten und Lehrer zu tun haben.

Der Herr aber wolle in Gnaden seinen Segen auf diese Arbeit legen.

### Kirchweihfest in Hazaribagh.

Von Missionar Paul Gerhard daselbst.

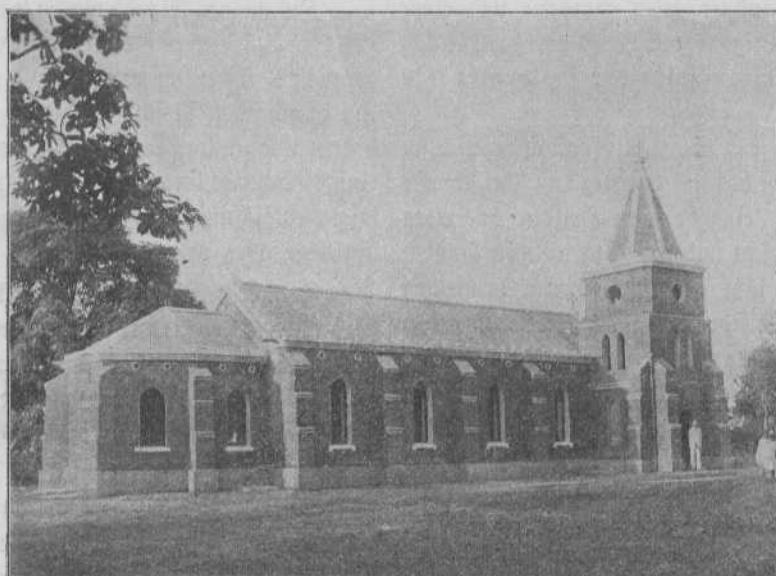
Es war ein Tag, den der Herr gemacht hat, — die Himmel erzählten die Ehre Gottes und die Menschen auch. Wieviele haben diesen Tag zu fehen gewünscht und haben ihn nicht gesehen!

Schon als vor 41 Jahren D. Dr. Nottrott bei seiner Ankunft auf dem Missionsfelde das erste Mal nach Hazaribagh kam, sah er hier eine Menge großer Feldsteine liegen, welche Missionar Batsch schon damals zum Bau einer Kirche hatte anfahren lassen; aber es wurde ihm gesagt: Sammeln Sie erst mehr lebendige Bausteine, dann bauen Sie das steinerne Gotteshaus! Nach etwa 20 Jahren kam Missionar Kiefel nach Singhani und sammelte das Holz zu einer Kirche; aber auch ihm wurde nicht die Erlaubnis dazu, er solle erst mehr „lebendige Bäume“ pflanzen. Inzwischen ist jedoch nach abermals 20 Jahren die Gemeinde auf 300 Seelen angewachsen, so daß wir mit gutem Gewissen auch Hand an den äußeren Bau des Gotteshauses legen durften. Geld hatte ich zwar zunächst nicht in den Händen; aber ich dachte: Der Gott, der mir geholfen hat, den Plan bis zu alle Einzelheiten zu entwerfen, der wird mir auch die Mittel zur Ausführung desselben darreichen. Mir geschah nach meinem Glauben. Alle Wochen habe ich regelmäßig die Arbeiter auszahlen und die mancherlei Rechnungen begleichen können. Dank darum, tausend Dank all den lieben Missionsfreunden, die uns durch ihre Gebete und Gaben geholfen haben, den Bau so schnell zu vollenden.

Bevor aber noch irgend welche Hilfe aus der fernen Heimat eintreffen konnte, haben schon die eingeborenen Christen, ohne Vergütung zu fordern, den Grund gegraben. Kinder schlepten den Kies fort, und andere wälzten mit Fauchzen die großen Steine herbei, auf deren starken Rücken nun die Mauern des Kirchleins ruhen.

Die „Auferstehungskirche“, so ist der Name unseres neuen Gotteshauses, ist in den schlichten Formen des gotischen Stiles gehalten, äußerlich im Rohbau hergestellt, von dem sich die weißen Konturen abheben. Im Innern das Schiff der Kirche sanft grün, die Apsis zart rot abgetönt mit weißen Wandpfeilern und weißem Deckensims, sodaß das Ganze einen freundlichen, sonnigen Eindruck macht, gemäß der fröhlichen Botschaft, welche wir verkündigen. Taufstein, Altar und Kanzel sind gemauert, sehen aber aus wie Sandstein. Als Verzierung sind neben dem bekannten griechischen Monogramm des Herrn auch die drei internationalen, liturgischen Worte hinein gemeißelt: Hosanna, Hallelujah und Amen (2. Cor. 1, 20). Eine Prophetie auf die neue Himmelssprache und auf die Zeit, wo alle Missionsarbeit ihren Lohn empfangen wird, wo „eine Herde und ein Hirt sein“ wird.

Der Platz vor der Kirche war mit Guirlanden und Fahnen geschmückt, die schöne Natur ringsum prangte nach dem langen Regen im saftigsten Grün, und die wogenden Reisfelder versprechen eine gute Ernte. Viele eingeborene Christen waren über zehn deutsche Meilen weit gelaufen, um an dieser seltenen Feier teilzunehmen. Europäische Brüder waren über hundert Meilen weit hergekommen per Bahn, zu Wagen, im Puschwisch oder auf dem Rade. Auch



Die neue Auferstehungskirche in Hazaribagh (Singhani)

Missionare und Missionarinnen der englischen Mission hatten der Einladung Folge geleistet, denn „wo ein Glied herrlich gehalten wird, da freuen sich die andern mit“. Das Fest dauerte drei Tage: Sonnabend nach Sonnenuntergang ein einleitender Gottesdienst vom Kandidat Luther über Ebr. 13, 14. Sonntag Vormittag Kirchweih, nachmittag 3 Uhr Abendmahl (Br. Müller über Apg. 9, 6). Nach Dunkelwerden Beleuchtung der Kirche mit bengalischem Feuerwerk, ohne das in Bengalen natürlich es keine rechte Festesfreude gibt. Br. John II hielt die gemeinschaftliche Abendandacht unter dem weiten, sterndurchglitterten Himmelsdom.

Montag vormittag war Schulinspektion durch Br. Herzberg, nachmittags gemeinsamer Ausflug mit den Eingeborenen nach einem benachbarten, schönen Waldberge, auf dessen Gipfel ein alter Wachturm steht. Beim Anblick der vielen hinzuströmenden Heidenchristen wurde ich an die alte Verheißung Jes. 2, 2 erinnert. Am Abend erfreuten wir uns an den schönen Bildern der Laterna Magica, die uns in der bekannten Schnorr'schen Ausführung die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben unseres Heilandes vor Augen

führte, Choräle und Bhajans (indische Volksgesänge) belebten den Vortrag. Dienstag war Gemeindeversammlung in der neuen Kirche, wobei allerlei Gemeinde- und Schulfragen behandelt wurden. Den Schluß des denkwürdigen Festes bildete ein Gebetsabend in Hindi, geleitet von Pastor Christanand Babu über Apfesch. 4, 23—31 und in Deutsch über Matth. 5, 9. Alles eingehend zu berichten würde zu weit führen, darum heute nur kurz noch etwas über die eigentliche Kirchweiß.

Sonntag, den 18. n. Trin., früh 10 Uhr, vereinten wir uns alle noch einmal in der alten Kapelle, wo ich ein kurzes Gebet über den 25. Psalm hielt: „Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uevertretungen; gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit, um deiner Güte willen“. Dann gingen wir in langem Zuge unter Glockengeläut und Absingen des Liedes: „Lobe den Herrn, o meine Seele“ nach dem neuen Gotteshause, umzogen es einmal und versammelten uns vor dem Hauptportal desselben. Hier fand die feierliche Schlüssel-Übergabe statt, welchen das kleine Töchterchen des eingeborenen Pastors auf einem indischen Kissen dem Zuge voran getragen hatte. Sicherinnerte unter Hinweis auf Offbg. 3, 7 und Matth. 16, 19 an die Schlüsselgewalt unsers Heilandes, die er aber aus Gnaden auch den berufenen Dienern seiner Gemeinde übertragen hätte. Wir Missionare seien in das ferne Land gekommen, um den Bewohnern desselben die Himmelstür zu öffnen, deswegen sei auch dieses Gotteshaus errichtet worden. Dann überreichte ich den Schlüssel dem Präses unserer Mission und erbat von Gott, daß allen, die durch die Tür der neuen Kirche eingehen würden, auch ein seliger Eingang in das Himmelreich bescheert sein möge.

Unter Glockengeläut öffnete darauf im Namen des dreieinigen Gottes D. Dr. Nottrott die Tür der neuen Kirche, erfreute den Segen des Höchsten, und unter dem Gesange von: „Nun danket alle Gott“ zog die Gemeinde in die neue Stätte der Anbetung. Sie bot kaum Raum für all

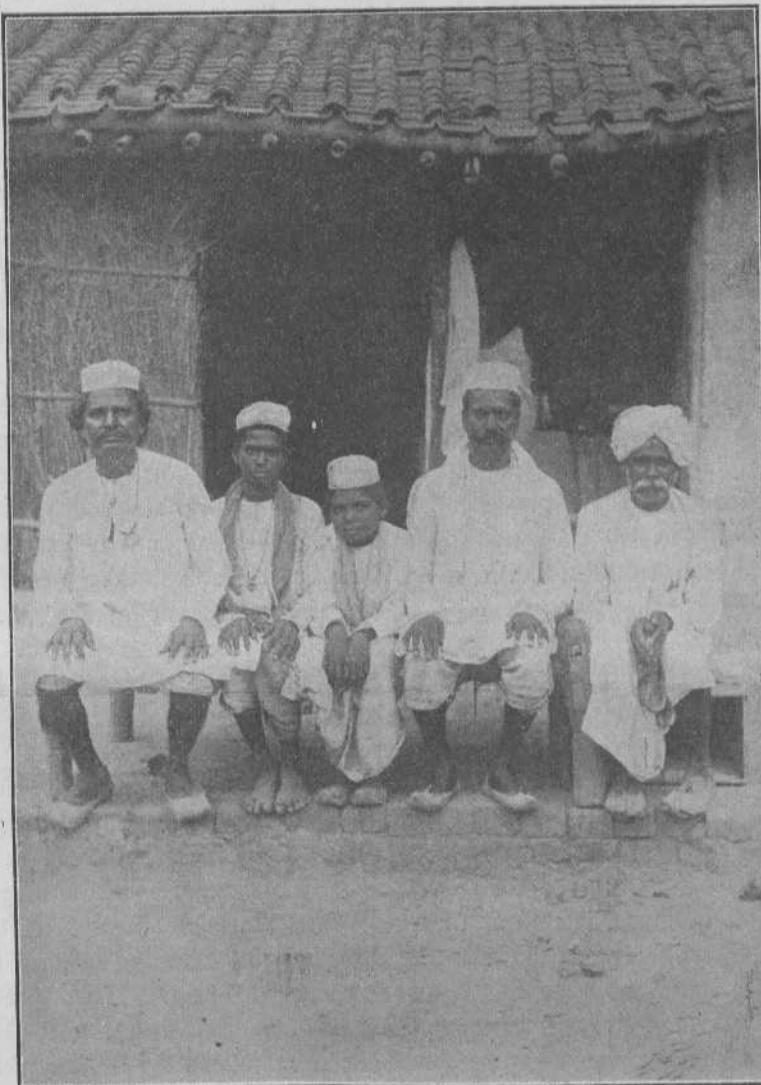
die vielen weißen und braunen Christen, dicht gedrängt saßen sie auf den Palmen-Matten, die statt der Bänke dienen. Die Weihrede über Luc. 2, 14 und das Weihgebet, welches die Gemeinde knieend im Geiste mitsprach, hielt ebenfalls der Präses der Mission.

Es folgte die Liturgie durch Br. Herzberg und Predigt über 2 Chron. 2, 1 von Br. Boy. Den Schluß der Feier bildete die Taufrede von Pastor Christanand Babu über

Psalm 50, 14: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde“. 33 neue Taufbewerber aus den Heiden, verschiedene Santhal- und Hindu-Familien, und drei Christenkinder hatten sich um den Taufstein gesammelt. Eine solche große Zahl von Täuflingen hatte Hazaribagh wohl noch nicht gesehen. Wie freuten wir uns alle, daß mit der äußeren Kirche auch die lebendige Gemeinde des Herrn gebaut worden war. Möchten sie alle fest gegründet sein auf den geistigen Felsen, wie das neue Gotteshaus auf das natürliche Gestein!

Wieviel Mühe und Liebe kostet es doch, sie zu sammeln, und wieviel Geduld und Weisheit, ihnen die einfachsten Grundwahrheiten des Christentums in ihre dunklen Herzen zu legen! So manches Mal habe ich beim Bau der Kirche geseußt und bin schier verzagt; aber die lebendige Gemeinde zu bauen und

zu erbauen ist doch noch schwerer. Wieviel Nehnliches findet sich aber bei beiden. Zunächst das Suchen von geeigneten Arbeitern, ja, „wer ist hierzu tüchtig“! Wieviel unwürdige Elemente habe ich kennen gelernt, wieviel Geldgier und Lohnsucht, wieviel Trägheit und Unaufdringlichkeit! Nur wenige haben sich wirklich bewährt und haben „beharrt bis ans Ende“. Dann das Anfertigen der Ziegelsteine, wie gleicht es dem Zubereiten der lebendigen Bausteine: alle sollen nach einer Form, nach einem Bilde gestaltet werden. Steinhart ist zunächst der Boden, — auch der des menschlichen Herzens, aber unter dem Regen und Segen wird er weich und gefügig. Als gegen 25000 Steine



Hindubauern aus dem Gebiet der Gangesmission vor ihrem Hause.

fertig waren, kam plötzlich ein Unwetter und verdarb in kurzer Zeit 20000. Da dachte ich an die Zeit des Bruches unserer Mission, wo alle Christen in Hazaribagh verloren gingen, und uns nur die Gebäude blieben. Mühsam mußte hier und dort von neuem begonnen werden, „from the very beginning“ wie der Engländer sagt. Endlich ist die genügende Zahl von Steinen vorhanden, nun hinein in die Hitze des Feuerofens. Ach, wieviele zerspringen, zerbröckeln und werden völlig unbrauchbar. Ja, wieviele „zerfallen“ in der Hitze der Versuchung mit sich selbst und mit Gott, und wer wird bestehen, „wenn die Vollzahl der Heiden eingegangen ist“, in dem letzten, großen Läuterungsfeuer? —

Ist dann alles scheinbar fertig zum Bau, so heißt es doch noch wieder: „Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen, laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen.“ O, wie wichtig ist es, daß „ein guter Grund gelegt“ wird, daß ein jeder Stein den rechten Platz erhält, daß die Steine richtig mit einander verbunden werden, „bis der ganze Bau ineinander gefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn.“ Ja „ein Sieglicher sehe zu, wie er bau“, sagt Paulus mit Recht.

Nun, dem Herrn sei Preis und Dank, daß er das Werk unserer Hände gefördert hat, in der kurzen Zeit meines Hierseins; möchte etliches davon auch an die Ewigkeit hineindauern.

„Wer in viel Seelen göttlich baut, baut eine Gottesstadt.“



## Ein Brief von Gerhardpur aus der Regenzeit.

Von Missionar A. H. John.

Kinkel, den 19. September 1908.

Liebe Freunde!

Während daheim auf Reisen geht, wer nur immer kann, wenn freundliches Wetter die Natur im schönsten Schmucke erstrahlen läßt, da breitet sich über uns in Indien ein immer trüber Himmel aus. Es ist Regenzeit. Wie sehnt sich alles nach langen dünnen Monaten nach dem kostbaren Regen, der dieses Landes Leben und Wohlstand bedingt. Kommt er zu spät, hört er zu früh auf, sind seine Fluten so stark, daß sie weite Strecken hoch bedecken, dann ist eine Hungersnot die unabwendbare Folge für größere oder kleinere Gebiete. Wenn solch eine Not im Lande herrscht, dann werden ungezählte Tiere den Götzen geopfert, um sie zu versöhnen und den Wünschen der Menschen geneigt zu machen, aber auch tausende von Gebeten steigen aus Christenherzen zu Gott empor, der allein Regen und fruchtbare Zeiten sendet. Mit dankbarem Herzen dürfen wir rühmen, daß Er uns diese Regenzeit gnädig angesehen und unsere Gebete erhört hat. Wie es der Landmann nur wünschen konnte, hat Er Wolken, Luft und Winden ihre Bahn gewiesen und das Land gesegnet, so daß wir eine reiche Ernte zu erwarten haben, wenn nur noch 14 Tage günstiges Wetter bleibt. Schon essen wir von den ersten Früchten des Feldes. Aber

ob sie gleich in Fülle gewachsen sind, sind die Reispreise fast noch gar nicht gesunken. Noch herrscht allgemeines Entsetzen über die Not und den Hunger des letzten Jahres, so daß niemand zu verkaufen wagt.

Die Mission und ihre Arbeit hat die Hungersnot hart spüren müssen. Fast allenhalben haben die Kostschulen geschlossen werden müssen, denn nur mit vierfachem Aufwande von Geldmitteln wäre es möglich gewesen, sie ferner zu unterhalten. Auch wir in Kinkel haben jetzt zwei Monate schließen müssen. Wenn die Reispreise nicht bald fallen, können wir nicht daran denken, unsere Arbeit an den Kostschülern sobald wieder aufzunehmen.

Vor dem Hunger haben sich reiche Leute vielleicht schützen können, aber jetzt sind andere Trübsale über das Land gekommen, die vor niemandes Türe hält machen. Es sind die Pocken und die Cholera. Der Hunger hat ihnen die Wege geebnet. Die Leute sterben wie die Fliegen dahin. Bei Pockenkrankheit sehen sie sich nicht einmal nach Medizin um, denn da man diese Krankheit als besonders von der Göttin Kali gesandt glaubt, so wagt man nichts dagegen zu tun. Entsetzlich sehen die Kranken mit ihren von Schmutz starrenden Wunden aus, die, wenn die Krankheit in Genesung übergeht, tiefe Narben zurücklassen. Ansteckung fürchtet niemand, so daß die Pocken bisweilen ganze Dörfer überfallen. Mit unheimlicher Schnelligkeit rafft oft die Cholera ihre Opfer dahin. Wer morgens noch gesund aufstand, der liegt manchmal abends schon im Grabe. Wenn wir selbst auch vorsichtiger sind als die Eingeborenen, so gilt es doch auch für uns mehr denn je: Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen. Wenn irgendwo die Cholera ausbricht, dann kommen die Leute von fern und nah zuerst zu uns, um Medizin zu holen, so daß die Ansteckungsgefahr keine geringe ist. Doch unser Leben steht in Gottes Hand. Wenn nur alle diese Nöte dazu dienen wollten, die Leute mehr zur Annahme des Evangeliums bereit zu machen.

Die Regenzeit ist auch die Zeit der Schlangengefahr. Über 20 000 Menschen werden alljährlich in Indien durch Schlangenbiß getötet. Auch hier finden viele auf diese Weise ihren Tod. Fast immer sind es Schlangen, welche nachts umherkriechen, durch die die Leute zu Schaden kommen. Cobra (Brillenschlange) und Karait sind die gefährlichsten, deren Biß oft in wenigen Stunden zum Tode führt. Wenn die Regenzeit beginnt, versorgen wir unsere Katechisten mit Medizin, so daß sie in den Gemeinden draußen helfen können, und auch wir sind immer bereit, Leute in Behandlung zu nehmen. Trotz aller Sorgfalt ist es oft doch nicht möglich, Gebissene zu retten. So mußten wir vor einigen Wochen einen jungen kräftigen Mann ins Grab betten. Einem andern konnten wir helfen, daß er nicht nur mit dem Leben davonkam, sondern daß ihm die überstandene Gefahr auch zum Seelenheil gereichte. Obwohl Christ, hatte er sich in letzter Zeit einem sehr dunklen heidnischen Gebiete, der Zauberei, zugewandt, die er erlernen wollte. Er gelobte hoch und teuer, sich nie wieder damit befassen zu wollen. Auch in unsere Wohnungen kommen Schlangen. Doch haben wir, Gott Lob, noch keinen ernsteren Schaden von

ihnen genommen. Der Schreck ist allerdings immer sehr groß, wenn jemand unversehens auf eine giftige Schlange stößt. Vor einigen Tagen wollte meine Frau eine Kiste öffnen. Als sie den Stoffbezug davon abnahm, lag eine große Krait auf dem Deckel. Ein Stockhieb machte sie unschädlich.

Während der Regenzeit sind wir mehr ans Haus gebunden. Reisen machen die angeschwollenen Flüsse oft unmöglich. Da werden dann Unterrichtskurse auf der Station eingerichtet, und unsere Katechisten kommen und lernen kürzere oder längere Zeit. Sie sollen in der Zeit neue Anregung erhalten, später mit Eifer und Liebe das Evangelium ausbreiten zu helfen. Da wir sie der Hungersnot wegen beköstigten, so war es für manchen unter ihnen die erste Gelegenheit, sich nach langer Zeit wieder einmal satt essen zu können.

An unserer lieben Kirche durften wir in bescheidener Weise arbeiten, da wir das Dach vor der Regenzeit fertig bekommen hatten. Innen sind die Wände abgeputzt worden. Hätten wir nicht so knappe Mittel, würden die Holzarbeiten und auch der Fußboden fertig geworden sein. Doch das konnten wir nicht schaffen. Ich hoffe immer noch, daß wir Ende Januar 1909 das Gotteshaus seiner Bestimmung werden übergeben können. Das ist aber der letzte Termin, denn anfangs Februar treten wir unsere Heimreise an. Bis dahin müssen wir uns also noch sehr rühren. Wir bitten deshalb alle unsere Freunde, uns beizustehen, daß die dazu nötige Summe von etwa 3000 Mk. zusammen käme. Der Bau und die Fertigstellung der Kirche in Kinkel bedeutet einen großen Schritt vorwärts, den unsere Sache in Biru getan hat. Fest gegründet und von allen Seiten weithin sichtbar ist sie ein Zeichen dafür, daß das Christentum seinen Einzug in Biru gehalten hat, um nie wieder von hier zu weichen. Auch nach Tasipur schaut sie hinüber, wo jetzt der Herr in so wunderbarer Weise seinem Worte Bahn macht. Die gesammelten Christen werden eine Stätte haben, wo sie immer Gottes Wort hören, Trost und Heil finden, und den Segen der heiligen Sakamente genießen werden. Die Freunde daheim haben ihnen eine Stätte bereiten helfen, wo Gott in besonderer Weise in ihrer Mitte wohnen soll. Sie haben sich aber auch damit einen Denkstein ihrer Liebe zu den Heiden gesetzt, der diese allezeit daran erinnern wird, daß sie Schuldner geworden sind der heimischen Kirche. Möchten sie und ihre Nachkommen nun auch angereizt werden, an andern neuen Christen zu üben, was an ihnen getan wurde. Dazu helfe der Herr aus Gnaden!

### Stürmische Fahrt.

Aus einem Reisebrief des Missionars W. Diller.

Bombay, 7. 12. 08.

.... Br. Wagner hatte, wie er mir mitteilte, Ihnen von Genua aus unsere Abreise am 17. November 1908 mitgeteilt, und heute darf ich — Gott sei Lob und Dank — unsere Ankunft in Indien melden. Es war diesmal eine

recht schwere Überfahrt, wie sie mancher der Passagiere noch nie erlebt hatte. Gleich von Genua hatten wir bewegte See und viel Seefrankheit. Der Tag in Neapel war darum eine rechte Erholung. Nach Messina\*) zu aber wurde es wieder schlimmer, sodaß wir froh waren, in schützenden Häfen zu kommen. Am anderen Morgen, als wir kaum wieder in See kamen, schlugen uns hohe Wellen entgegen. Das Schiff krachte in allen Fugen und schwankte bedenklich. Ein französisches Passagierschiff hatte mit uns den gleichen Weg. Wir konnten von unserm Deck sehen, wie dasselbe manchmal halb in den Wellen versank. Es war uns nun auf die Dauer unmöglich, auf Deck zu bleiben. Ich wurde von meinem Schiffsstuhl geschleudert, der in Stücke brach. Ebenso Br. Wagner flog vom Stuhle und verstauchte sich den Arm. Seine sämtlichen vier Stühle sind zerbrochen. Erst spät in der Nacht kam er nach seiner Kabine. Er hatte 2 Stunden gebraucht, wie er mir später sagte, von Deck herunter zu kommen. Er und vier Mönche hatten sich an einer Brüstung festgehalten; da mit einem Male brach auch diese entzwei, und sie wären beinahe alle über die Relings (Schiffsgeländer) geslogen. Ein Wunder Gottes ist es, daß niemand über Bord geslogen war. Es folgte nun eine schreckliche Nacht. Wir mußten uns in unseren Betten festhalten, um nicht herauszufallen. Am Boden tanzten und tobten die Koffer hin und her. Man hätte dazwischen seine Knochen zerbrechen können. Im Essaale löste sich der Tisch los und flog unter heftigem Krachen über die Stühle hinweg. Dazwischen tanzten und klirrten die Teller — kurz es war ein Höllenlärm, und wir dachten schon, unser letztes Stündlein sei gekommen. Dabei war uns so elend zu Mute, und zwischen all dem Dröhnen die schrecklichen Schreie und das Würgen — es war furchtbar! So erging es uns fast bis nach Port Said. Der französische Dampfer war, als wir uns wieder auf Deck wagen konnten, verschwunden. Erst in Aden, als Passagiere an Bord kamen, verbreiteten diese die Nachricht, ein französischer Passagierdampfer sei mit allen Passagieren untergegangen. Ob es so ist, haben wir hier in Bombay nicht erfahren können. Von Port Said ab ging es uns besser, und wir waren alle von Herzen dem Herrn dankbar. Ein besonderes Dankgefühl aber stieg in uns gestern auf, als wir den Dampfer verließen und wieder festen Boden unter uns hatten. Morgen soll's, will's Gott, weitergehen. Ob Geschwister Wagner mitreisen können, ist wohl fraglich, da heute der Siegfried tüchtig Fieber bekommen hat. Gebe Gott, daß es bald vorübergehe. Und nun die herzlichsten Grüße von uns allen. ....

### Dorfleben am Ganges.

Von Frau Missionar Helene Vorbeer jun. in Ghazipur.

Neulich habe ich recht lebhaft meiner altmärkischen Heimat und ihrer schönen, reichen Dörfer gedacht, die so

\*) Wer ahnte damals die fünf Wochen später dort erfolgende furchtbare Erdbeben-Katastrophe!

anmutig im Kranz der Wälder und grünen Wiesen liegen. Das war, als ich mit meinem Manne Gemeindebesuch unter unseren Christen hier in indischen Dörfern machte. Wie ist doch hier alles so anders als in Deutschland! Immer wieder gibt es Neues, Merkwürdiges zu sehen. Was würden deutsche Landleute für Augen machen, wenn sie uns begleiten könnten, dachte ich oft! Im Geiste möchte ich daher den Weg noch einmal mit ihnen machen und ihnen erzählen, was wir gesehen und erlebt haben; vielleicht finden auch Städter solchen Ausflug nicht uninteressant.

Etwas umständlicher ist hier aber solch ein Besuch auf dem Lande, als in Deutschland. Er dehnt sich gleich auf mehrere Tage aus, denn die Entfernungen sind groß, sodaß man am Abend nicht zurück sein kann. Die nötigsten Möbel, Betten, Geschirr und alle Lebensmittel müssen daher mitgenommen werden.

So wurde denn auch am Tage vor unserer Abreise ein zweirädiger Ochsenwagen mit dem verschiedensten Hausrat beladen vorausgeschickt. Am nächsten Morgen in aller Frühe machten auch wir uns auf die Reise. Zuerst gings in einem Boote über den Ganges. Es dauerte eine Stunde, bis wir über den gewaltigen Strom kamen. Hier und da tauchte ein Delphin, eine Schildkröte oder ein Krokodil aus dem Wasser auf. Schwärme von Wasservögeln zogen über uns hin. Fischadler, Habichte, Geier kreisten hoch in der Luft, und am Strande sah man Bachstelzen, Kiebitze, Stare, Schnepfen, ja sogar Sperlinge und Krähen. Malerisch war der Blick auf Ghezipur, das im Glanz der Morgensonne mit seinen Hütten, Tempeln und Moscheen, umkränzt von Mangobäumen und Palmen dalag, wie ein Bild aus Tausendundeinernacht.

Endlich waren wir am anderen Ufer, wateten ein Stück durch trockenes, weiß glitzerndes Flußbett und befanden uns schließlich zwischen den sorgfältig bestellten Feldern der indischen Bauern. Säen und Ernten geht hier die ganzen 12 Monate des Jahres hindurch. Im Frühjahr, wenn die heiße Zeit anfängt, pflanzt man Zuckerrohr, Melonen, Gurken, Zwiebeln, dann Anfang Juli zu Beginn der Regenzeit Mais, Kürbisse, indische Getreide, Gemüse, Tabak und Gewürze. Im Oktober fängt die schöne kalte Zeit an, in der wir hier deutsches Sommerklima haben. Es werden dann auch im Oktober alle deutschen Getreide und Gemüsearten gesät, Roggen ausgenommen. Zu Weihnachten haben wir daher hier statt weiter Schneefelder wogenden Weizen, blühende Kartoffeln, Blumenkohl, Rüben, Erbsen, Salat, ja sogar die schönsten Rosen.

Man sollte nun meinen, so viele Ernten im Jahre müßten den indischen Landmann steinreich machen. Aber das ist nicht der Fall. Der geringste Tagelöhner in Deutschland ist reicher als der indische Durchschnittsbauer. Der Grund dafür ist, daß Indien sehr dicht bevölkert ist. Die Dörfer liegen also enger an einander als in Deutschland.

Auf jeden Besitzer kommen höchstens fünf Morgen Land, für die er an den Grundherrn pro Morgen eine ziemlich hohe Steuer zu entrichten hat.

Doch zurück zu unserer Wanderung. Wir begegnen bald einigen indischen Bauern; es sind Heiden, denn unsere Christen wohnen nur vereinzelt unter ihnen. Ihre Gesichtszüge verraten den indogermanischen Typus, die Farbe ist kaffeebraun, die Kleidung dem Klima angemessen. Sie sind alle sehr beschäftigt, einige mit dem Säen, andere mit dem Ernten, viele mit dem Pflügen und die meisten mit dem Bewässern der Felder. Sieht man einen indischen Bauern mit seinem Pflug, so würden Sachverständige diesen sehr primitiv finden, aber wenn sie den hiesigen lehmigen Boden kennen würden, der unter den Glutwinden der heißen Zeit steinhart wird, würden sie ihn schätzen lernen. Auch würde ihnen der hohle Griff gefallen, durch den beim Pflügen gleich gesät wird. Man hat versucht, die breiten, europäischen Pflüge hier einzuführen, aber sie zerbrachen in dem harten Boden.

(Schluß folgt)

### Zu Goßners „Vermächtnis“

schreibt aus dem Siegerlande „Ein alter Freund Goßners und der Mission“, indem er 300 Mk. sendet:

„Des alten Vater Goßners Vermächtnis  
Soll bleiben mir nicht bloß im Gedächtnis.  
Hat Wert es, nur dankend mit Worten gedenken?  
Die Liebe sich freuet bei fröhlichem Schenken.“

Wer von unsren Lesern denkt ebenso?

### An unsere Freunde in Amerika

richten wir die herzliche Bitte, ihre freundlichen Gaben für unser Werk, wenn sie nicht die direkte Sendung an uns vorziehen sollten, an unsren lieben Agenten, Herrn Pastor Fr. Holter in Topton, Pa, zur Sammlung und Weiterbeförderung schicken zu wollen. Im Herrn bestens grüßend

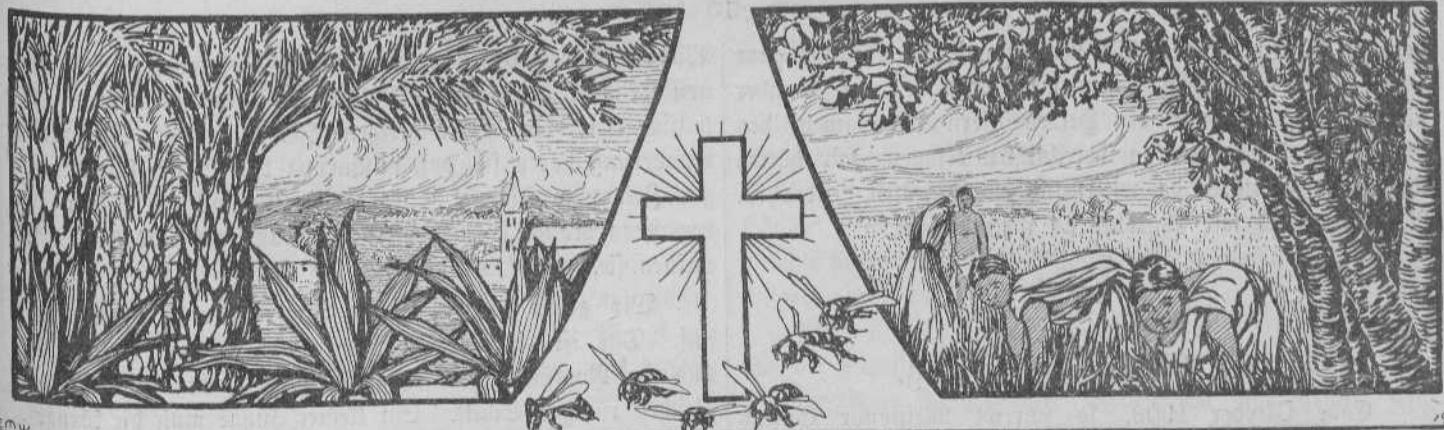
Goßnersche Missionsgesellschaft.

### Unsere Freunde in Russland

bitten wir, ihren Sendungen jedes Mal freundlichst ihre genaue Adresse (Wohnort, Poststation und Gouvernement), und zwar in lateinischer oder deutscher Schrift (nicht nur russischer) beizufügen. Es kommt sonst vor, daß wir für die Liebesgaben nicht danken, oder aufgegebene Bestellungen an unsere Buchhandlung nicht ausführen können. Treue Segenswünsche allen unsern dortigen Gönnern zum bevorstehenden russischen Neuen Jahre!

Goßnersche Missionsgesellschaft.

**Inhalt dieser Nummer:** Morgenruf. — Ephes. 5, 14. — Aus dem letzten Fortbildungskursus unserer eingeborenen Pastoren. — Kirchweihfest in Hazaribagh. — Die neue Auferstehungskirche in Hazaribagh (Singhani) (Bild). — Hindubauern aus dem Gebiet der Gangesmission vor ihrem Hause (Bild). — Ein Brief von Gerhardpur aus der Regenzeit. — Stürmische Fahrt. — Dorfleben am Ganges. — Zu Goßners „Vermächtnis“. — An unsere Freunde in Amerika. — Unsere Freunde in Russland.



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLATT DER GOSSNERSCHE MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 2

Friedenau, Februar 1909.

74. Jahrgang

### Neue Kunde.

Also wird er viele Heiden besprengen, daß auch Könige werden ihren Mund vor ihm zuhalten. Denn welchen nichts davon verkündigt ist, dieselben werden's mit Lust sehen, und die nichts davon gehört haben, die werden's merken.

Jesaj 52, 15.

**D**ieser Vers bildet den unmittelbaren Übergang zu dem hochberühmten, tiefgreifenden dreifünfzigsten Kapitel des Propheten Jesajas, des Evangelisten des alten Bundes. Auch hier schon redet er von Niemand sonst, als vom Messias, dem Knechte Gottes. Ein doppeltes Geschick wird diesem widerfahren. Er wird in schmachvolle Niedrigkeit dahingegeben, aber er wird auch königlich erhöht werden. Menschen werden sich an ihm ärgern und ihn verachten, aber Menschen werden ihn auch beispiellos ehren. Und gerade Heidenvölker und Heidenkönige wird er in seine heilige Gewalt bringen.

Die Uebersetzung: „Er wird viele Heiden besprengen“ ist sehr alt. Man denkt dann natürlich an die sühnende und reinigende Besprengung mit dem Blute Christi als des unschuldigen und unbefleckten Lammes. Andere übersetzen: „Er wird vor Überraschung oder Verwunderung viele Völker auffringen machen“, nämlich darüber, daß mit dem Verkannten und Verachteten eine solche große Veränderung vorgegangen ist, daß er zu einem Herrn der Herrn und König der Könige geworden ist. Noch andere geben die Stelle so wieder: „Er wird viele Völker in freudige Bewegung setzen“. Und wiederum andere: „Nach dem Maße, als sich viele vor ihm entseztten“ (V. 14) — und also vor ihm flohen — „so wird er jetzt viele Völker zu sich sammeln“. Nun, die Mission kann sich mit allen diesen Uebersetzungen gar wohl befrieden. Ihr ist es die

Hauptssache, daß diese Stelle eine deutliche Weissagung davon enthält, daß die Heilkunde als eine neue und völlig unerhörte Kunde zu den Heiden dringen und ganze Völker mit ihren Fürsten dem Gesalbten Gottes zuführen wird.

Kein Geringerer als der Apostel Paulus bezieht unsre Prophetenstelle auf die Heidenmission, ja er leitet aus ihr einen wichtigen Grundsatz für die Missionspraxis daraus ab, den nämlich, nicht dort das Evangelium zu predigen, wo andere es schon getan haben. Denn, so läßt er sich Röm. 15, 20f. vernehmen: „Ich habe mich sonderlich geflossen, das Evangelium zu predigen, wo Christi Name nicht bekannt war, auf daß ich nicht auf einen fremden Grund bauete, sondern wie geschrieben steht: „Welchen nicht ist von ihm verkündigt, die sollen's sehen, und welche nicht gehört haben, sollen's verstehen.“

Danach will ausdrücklich Gott der Herr, daß seine Gnadengabe in Christo eben denen mitgeteilt werde, die bis dahin noch nichts davon vernommen hatten. Man sollte meinen, nichts sei billiger, nichts sei gerechter, denn das. Und doch meinen immer noch viele, mit der Heidenmission warten zu müssen, bis alle Menschen in Deutschland oder in Europa bekehrt seien, gleich als sei die evangelische Botschaft bei uns eine unbekannte Sache, gleich als gäbe es nicht tausendfache Gelegenheiten in Land und Stadt, überall, das Wort vom Heil zu hören und daran zu glauben. Umgekehrt, das Evangelium gehört recht eigentlich und in erster Linie denen zu, die bisher davon unberührt geblieben waren, d. h. also den fernen Heiden. Ihnen ist die Kunde von Christo, dem Erlöser von Sünde, Tod und Teufel etwas Neues, und soll ihnen etwas Neues sein.

Es ist erhebend, in der Mission zu beobachten, wie die Heiden dieses Neue empfinden, wie sie es immer wieder aussprechen, sie hätten solches noch nie vernommen, ja, wie sie uns den Vorwurf machen, daß wir ihnen diese über alle Maßen herrliche und wichtige Kunde nicht schon längst

gebracht hätten. So erfüllt sich Jesaja's Weissagung ganz genau, und in unsrern Tagen mehr denn je. Es ist aber höchste Zeit, daß wir den Heidenvölkern immer mehr den Grund zu ihren nur zu berechtigten Klagen, wir hätten ihnen die Gotteskunde wissenschaftlich vorenthalten, entziehen. Nur dann sind wir schuldlos an ihrem Blute.

### Ein seliger Heimgang.

Ende Oktober 1908, so schreibt Missionar Gustav Beckmann in Lohardaga, rief der Herr auch den ältesten Katschisten unserer Gemeinde, Pritamash Tiga, nach langer gesegneter Tätigkeit heim. Über seinen Heimgang schreibt sein Sohn in einem Briefe an uns folgendes: „Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß mein Vater am 26. Oktober heimgegangen ist. In großem Frieden hat er diese Welt verlassen, ganz ohne Furcht. Auch nach seinem Tode gleich sein Antlitz dem eines Lebenden. Während seines sechswöchentlichen Krankenlagers war sein letztes Gebet: „Komm Herr Jesu, nimm mich armen Sünder bald zu Dir, verziehe nicht länger. Meine Sünden sind groß, aber Deine Gnade ist größer. Bei Dir ist Vergebung der Sünden: Du hast auch meine vielen Sünden mir vergeben!“ — drei bis vier Tage vor seinem Tode fühlte er sich merklich besser. All seine Schmerzen waren weg; ihm war so leicht ums Herz. Des freuten wir uns sehr und dachten: Nun wird es besser mit ihm werden. Als ich ihn einen Tag später fragte: „Wie fühlst Du Dich, lieber Vater“, antwortete er: „Ich werde versucht. Mir ist es, als wolle mich manchmal jemand auf dem Wege zu Jesu fortziehen.“ Als die Sterbestunde herannahnte und wir alle um sein Lager standen, sagte er uns: „Die Zeit meines Abscheidens ist nun gekommen, ich gehe heim. Ihr aber, meine lieben Kinder, lebt allezeit miteinander in Frieden und führt ein gottgefälliges Leben in dieser Welt. Dank und Streit sei ferne von euch.“ Einige Stunden vor seinem Tode waren alle Prüfungen verschwunden. Bei klarem Bewußtsein rief er laut vor seinem Abscheiden: „O Söhne! Jetzt ruft mich der Herr Jesus; ich gehe zu ihm!“ Mit diesen Worten sank er auf sein Lager zurück. Er war heimgegangen.“

### Dorfleben am Ganges.

Von Frau Missionar Helene Lorbeer jun. in Ghazipur.

(Schluß).

Um nun das ganze Jahr hindurch trotz Hitze und Dürre ernten zu können, muß der indische Bauer in harter Arbeit seine Felder künstlich bewässern. Voll Staunen sehen wir den Leuten bei dieser Arbeit zu.\* Sie haben das ganze Land in abgegrenzte Quadrate geteilt, zwischen denen Kanäle laufen. Nun ziehen Ochsen aus tiefen Ziehbrunnen in Ledersäcken Wasser hoch, das die Kanäle speist. Ein Mann geht auf und ab und lenkt es in die beliebigen Quadrate.

Wieder anderswo sehen wir Frauen zu zweien mit Hilfe von breiten Schalen das Wasser aus Teichen oder Brunnenbassins selbst in höher gelegene Felder leiten. Mit Bewunderung hören sie, daß in Europa das Wasser fast immer zur Zeit vom Himmel fällt, sodaß niemand die Felder zu bewässern braucht. „Da muß doch dann große Ruhe sein“, meinen sie.

Wir gehen weiter. Hohe Bauernfelder nehmen uns auf. Das ist eine indische Getreideart, die im Juli gefärbt und im November geerntet wird. Die Halme und Blüten gleichen riesigem Schilf. Ein kleiner Junge muß die körner-schweren Dolden häuten. Alles, was der indische Landmann einten will, muß er Tag und Nacht bewachen, denn Vögel und vierfüßige Tiere, die ihm den Lohn seines Schweißes streitig machen, gibt es ohne Zahl. Unverdrossen sitzt daher der kleine Wächter auf einer kleinen Bettstelle, die auf vier ganz hohen Stangen festgebunden ist. Kommen „heilige Bullen“\*), Kühe, „heilige Affen“, Papageien und wie die hungrigen Tiere alle heißen, so klappt er mit einem Stocke in einem leeren Blechkasten, brüllt so laut wie er kann und wirft Steine oder auch seinen dicken Knüppel hinter ihnen her, daß es nur so auf den Rücken all der Heiligkeit kracht. Hat er Hunger, steigt er einen Augenblick von seinem lustigen Sitz herunter, bricht sich einige reife Dolden ab und röstet sie über einem kleinen Strohfeuer. Butter, Brot und Wurst, die in Deutschland bei der Ernte solche große Rolle spielen, sind ihm unbekannte Genüsse, würden ihm auch nicht schmecken, denn als Hindu ist er strenger Vegetarier.

Endlich nach dreistündiger Wanderung kommen wir an unserem Ziele, dem Dorfe Daridih, an. Vor der Dorfkapelle erwarten uns freudestrahlend unsre Christen. Sie begrüßen uns mit tiefem „Salam“, dabei die Hand an die Stirn legend. Wir reichen ihnen die Hand zum Gruß, was sie genau so gern haben wie der Landmann daheim. Ihr Staunen ist groß, daß eine Europäerin drei Stunden zu Fuß gehen konnte. Ich sagte ihnen, ich hätte doch einmal sehen wollen, wie weit und ermüdend ihr sonntäglicher Kirchweg von Daridih nach Ghazipur wäre. Nun wußte ich es ganz genau.

Denn sehr müde waren wir wirklich. Gut, daß unsere Leute in einem Anbau der Kapelle schon alles auß bester für uns hergerichtet und auch das Essen fertig gemacht hatten. Der Reis mit roter Linsensauce\*) mundete uns nun prächtig, die Mittagsrast tat uns gut, und am Abend sind wir wieder frisch genug, um unsere eigentliche Arbeit anzufangen.

Wir beginnen daher gleich mit den Hausbesuchen bei den Christen. Die Dorfjugend folgt uns dabei in großem

\*) Die Hindus glauben, daß die Seelen der Verstorbenen nach dem Tode in Tierleiber gehen. Reiche Leute setzen daher beim Tode eines Verwandten einen jungen Bullen aus, der dann als heilig gilt. Diese herrenlosen Bullen machen auf den Feldern viel Schaden, aber niemand darf sie töten.

D. Berf.

\*\*) Es sind dieselben roten Linsen, für die Frau sein Erstgeburtsrecht verkaufte.

D. Berf.

Trupp und das Wort „weiße Frau“ bildet den Mittelpunkt ihres Gespräches. Viele Kinder schienen solch Menschenkind noch nicht gesehen zu haben, gerade wie viele kleine Kinder in Deutschland noch keine „schwarze Frau“ gesehen haben.

Eine breite Dorfstraße gibt es hier in Indien nicht. Zwischen Winkeln und Gäßchen muß man sich mühsam von einem Gehöft zum andern durchwinden. Wohnhäuser und Scheunen sehen gleich aus. Sie sind aus Lehm aufgeführt, mit Ziegeln oder Stroh gedeckt und stehen im Bieredt um einen kleinen Hof. Auf diesen Hof münden alle Türen, Fenster gibt es nicht.

Wir finden die Leute grade beim Melken ihrer stattlichen Büffel und ziemlich kleinen Kühe (Zebus mit Höcker). Fast scheint es, als wären die indischen Kühe klüger als die deutschen, denn, wie wir sehen, wird ihnen nur mit großer List die Milch abgewonnen. Sobald sie ihr Kalb beim Melken nicht vor sich haben, geben sie keine Milch. Der Bauer darf also nie der Kuh das Kalb wegnehmen und auf Kalbsbraten müssen wir daher hier in Indien verzichten.

Die Einrichtung eines ländlichen, indischen Hauses ist die denkbar einfachste. Ein niedriges Bettstell ist das einzige Stück Möbel darin. Es wird uns daher in Ermangelung von Stühlen zum Sitzen angeboten. Voll Interesse beobachten wir die Hausfrau bei der Bereitung des Abendbrotes. Vor dem niedrigen Herde hockend backt sie nur aus Schrotmehl und etwas Salz breite, flache Brote und kocht Erbsenuppe dazu. Der Rauch sucht sich zur Tür seinen Ausgang, denn einen Schornstein kennt man nicht. Die gebauchten Koch- und Wassergefäße aus Ton oder Messing gleichen auffällig den Urnen, die man in Deutschland in Hünnengräbern findet. Man hat diese Gefäße hier schon seit Tausenden von Jahren in Gebrauch, lange ehe die alten Germanen sie kannten, doch der indische Bauer ist konservativ und wünscht sich auch heute noch keine andern.

Sobald das Essen fertig ist, müssen wir kosten. Reiche und arme Eingeborene essen hier in Indien mit den Händen, die vor und nach dem Essen sauber gewaschen werden. Auch wir müssen nun, ob wir wollen oder nicht, diese Mode mitmachen. Wir finden das Essen sehr schmaßhaft, nur die flachen, braunen Brote sind recht schwer. Kein Wunder, daß diese so hart arbeitenden Menschen täglich nur zwei Mahlzeiten zu sich nehmen. Der Magen braucht Zeit, um solche Kost zu verdauen.

Nach dem Essen bringt uns die junge Frau voll Stolz ihr einjähriges Söhnchen. Es lacht uns an und streckt die Arme nach uns aus. Ich nehme es auf den Schoß; der kleine Mann tut sehr bekannt trotz meines weißen Gesichtes. Strahlend sieht die junge Mutter zu; solch Glück ist doch überall auf der Welt das gleiche!

Doch es ist inzwischen Zeit zum Abendgottesdienst geworden. Mein Mann läßt dazu mit dem Gong läuten, und wir kehren in die Kapelle zurück. Bald sind alle Christen und auch viele Heiden versammelt. Feierlich klingt es auf hindustanisch „Mir ist Erbarmung wiedersfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert.“ Dann predigt mein Mann über Matth. 11, 28—30 „Kommet her zu mir alle, die ihr

mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Hoch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig! So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Hoch ist sanft und meine Last ist leicht.“ Zum Schluß singen wir „So nimm denn meine Hände“. Sehr andächtig hatten auch die Heiden zugehört. Möchte doch der Same des göttlichen Wortes in ihren Herzen aufgehen und dort einst Früchte zum ewigen Leben zeitigen!

Nach dem Gottesdienste sitzen wir noch mit den Christen vor der Kapelle und plaudern von ihren Freuden und Leiden. Manche ihrer Neuherungen werden mir unvergeßlich sein. So sagte ein altes, von viel Kummer heimgesuchtes Mütterchen, sie bete immer: „Herr Gott, in deiner Hand ist Himmel und Erde, führ' du auch meine Sache.“ Und eine andere Frau, die ein Kind verloren hatte, äußerte: „Es war Gottes, er hatte es mir ja nur geliehen, nun wollte er es wieder haben. Darum will ich nicht murren.“

Es war ein erquickender Abend. Die ganze Natur, vom Silberlicht des indischen Mondes umwoben, atmete wunderbaren Frieden, Grillen zirpten laut und Räuchchen rieben so wie sprechend von den Bäumen. Als wir uns zur Ruhe begaben, hörten wir in der Ferne die langgezogenen Klageläute der Schakale, doch sie störten uns nicht. Sanft schliefen wir nach den Mühen des Tages in Gottes treuer Hüt.

Am nächsten Morgen sind wir wieder mit der Sonne auf, um unsere Besuche in den umliegenden Dörfern fortzuführen. Es wohnen hier jenseit des Ganges etwa 200 Christen unsrer Ghazipur-Gemeinde in den verschiedenen Ortschaften verstreut. Jeder will ein freundliches Trostwort von uns hören, da heißt es keine Zeit zu verspielen.

In einem Dorfe treffen wir die Leute beim Dreschen. Aber nicht mit dem Dreschflegel, auch nicht mit der Dreschmaschine drischt man, nein mit Ochsen. Schon 5. Mos. 25, 4 wird der Ochse, der da drischt, erwähnt. Hier in Indien drischt man auch heute noch mit Ochsen. Die runde Tenne befindet sich meistens vor dem Dorfe. Hier pflegt auch der Kornhändler dem Bauern gleich das Korn abzukaufen. Das Getreide wird zum Ausdreschen kreisförmig auf der Tenne ausgebreitet und dann vier zusammengebundene Ochsen solange darauf herumgetrieben, bis das Korn mit ihren Füßen ausgedroschen ist. Das Stroh wird dabei von selbst zu Häcksel und dient nachher zur Fütterung. Für die Stallungen braucht man in Indien wenig Stroh, denn der Kuhdünge wird sorgfältig aufgehoben und dient mit etwas Stroh gemischt getrocknet zur Feuerung. Erst die Asche desselben wird zur Düngung benutzt.

Es ist ein herrliches Wandern in der indischen Morgenfrühe. Immer wieder gibt es Neues und Interessantes zu sehen. An einem großen See machen wir kurze Rast. Lotusblumen und andere Wasserpflanzen bedecken ihn. Aber ihre Pracht wird fast in den Schatten gestellt durch die bunten Vögel, von denen tausende das Wasser beleben: rostrote Gänse, grüne Enten, kornblaue Wasserhühner, Schnepfen, Störche, Reiher und Pelikane. Das ist im hellen Sonnenschein ein Farbenschillern, Fliegen, Schnattern und Durcheinanderschwirren, daß man sich garnicht satt sehen kann.

Beim Weitergehen hören wir auf einem Baume vielstimmiges Geschrei. Er ist bedeckt mit fliegenden Füchsen, die auf ihm fast so dicht wie die Blätter sitzen. Sie machen an Fruchtbäumen großen Schaden; aber keiner darf in diesen schwarzbraunen Knäuel hineinschießen, denn auch sie sind den Hindus heilig.

Ja, was ist den Hindus nicht alles heilig, fast alles, was ihnen Schaden und Kummer macht. Mit Trauersahnen wir mitten in einem lippigen Erbsenfelde einen der Kali geweihten Gözenaltar. Kali ist die blutdürstige Göttin des Todes, die ihren eigenen Mann erschlagen haben soll. Um den Hals trägt sie eine Kette von Meuschenköpfen, eine lange, blutige Zunge hängt aus ihrem Munde, ihre vier Arme streckt sie nach ihren Opfern aus und in der Hand schwingt sie ein großes Schlachtmesser. Auf ihrem Altar opfern nun die armen Bauern Milch und Butter, um sie bei guter Laune zu erhalten. In Cholera und Pestzeiten bringt man ihr junge Ziegen zum Opfer, damit ihr Blutdurst sich an diesen genügen lasse und sie die Menschen verschone. Nur die Furcht ist es, welche die armen Heiden an den Altar dieser Göttin treibt, nicht die Liebe. Dann wird die Decke von ihren Augen genommen werden, daß sie erkennen: „Die Gözen haben Mäuler und reden nicht, sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Nasen und riechen nicht, sie haben Hände und greifen nicht, Füße haben sie und gehen nicht.“ (Ps. 115).

Ach, möchten sie doch bald auf des Heilandes treues Werben hören: „Kommet her zu mir, ich will euch erquicken. Mein Soch ist sanft und meine Last ist leicht.“ Man sollte meinen, jubelnd müßten die von ihren Göttern soviel Geängstigten solchen Liebesworten Gehör schenken. Aber eine abergläubische Furcht vor der Rache der Götter, die Kaste und die Priester halten die armen Menschen in starken Bänden gefangen und machen ihre Ohren und Herzen verschlossen.

Wie ein Wunder Gottes in dieser Wüste des Heidentums sind uns dagegen unsere treuen, tapferen Christen. Nach viertägigem Aufenthalte unter ihnen scheiden wir nur ungern von Daridih. Doch in Ghazipur rufen wieder andere Pflichten, und voll der gewonnenen frohen und ernsten Eindrücke kehren wir heim.

### Deutsch-evangelischer Laienmissionsbund.

Unter diesem Namen haben sich am 12. November vorigen Jahren eine Anzahl von Missionsfreunden in Berlin zusammengeschlossen zu dem Zweck, Verständnis und Interesse für die evangelische Heidenmission in weiteren Kreisen zu wecken und dadurch den bestehenden Missionsgesellschaften neue Freunde und neue Kräfte zuzuführen. Die „Laienmissionsbewegung“ stammt aus Nordamerika. Dort hat im Jahre 1907 ein reicher und angesehener Geschäftsmann, Samuel Capen, einen Aufruf an die gebildete, besitzende Männerwelt gerichtet, in dem er auf die großartigen Aufgaben und Erfolge der Mission hinwies und seinen christlich gesinnten Berufsgenossen ihre Pflicht der Unterstützung dieser Arbeit aus Herz legte. Sein Appell schlug ein, und in amerikanisch-großartigem Stil ist man ans Werk gegangen, die Anregungen zur Tat werden zu lassen.

In Deutschland wurden Capens Vorschläge von Professor Meinhof aufgenommen. Nun war dabei freilich klar, daß es in unserer Heimat viel schwerer sein werde, eine solche Bewegung hervorzurufen, und daß sie, wenigstens für den Anfang, in viel bescheideneren Bahnen laufen würde als in Amerika. Bei uns ist das christliche Leben überhaupt nicht so einflußreich wie drüben, der Deutsche wird viel schwerer frei von alten Vorurteilen, als der unbefangen urteilende Amerikaner, und dann ist auch Deutschland nicht so reich

wie Amerika. Aber daß wir auch trotzdem oder gerade deswegen eine solche Bewegung brauchen können, daß sie für das heimische Missionsleben von großem Segen werden kann, wird jedermann zugeben. Wenn auch die Verhältnisse sich geändert haben, so ist es doch auch heute noch so, daß die große Mehrzahl der Missionsfreunde zu den Stillen im Lande gehört; die Mission erhält nicht nur verhältnismäßig, sondern tatsächlich reichere Beiträge an Unterstützung aus den Kreisen der minder Bemittelten als aus denen der Wohlhabenden. Bis zu einem gewissen Grad wird das auch so bleiben, und nicht zum Schaden der Mission. Sie weiß, wie wertvoll ihr die Liebe und Unterstützung derer ist, deren Gaben wirkliche Opfer bedeuten. Daneben ist es aber eine Tatsache, daß es noch weite christliche Kreise gerade unter den Gebildeten gibt, die von der Mission wenig wissen oder die aus Vorurteilen, wie sie in einem großen Teil der Presse



Ein indischer Hütejunge.

und auch der öffentlichen Meinung herrschen, von ihr nichts wissen wollen. Diese Kreise zu gewinnen stellt sich der Laienmissionsbund zur Aufgabe. Er will durch Wort und Schrift Kenntnis von der Mission verbreiten und erwartet besonders von seinen Mitgliedern, daß sie unter ihren Berufs- und Standesgenossen für die Missionshache werben, sowohl durch Besprechungen in Privathäusern als durch öffentliche Vorträge. Es ist klar, daß auf diese Weise ein Privatmann, ein „Laien“, viel mehr erreichen und viel weiteren Kreisen nahtreten kann, als es in der Regel der Pastor vermag. Der Laienmissionsbund ist der Ansicht, daß die Mission eine

Der Bund betont ausdrücklich, daß er keine neue Missionsgesellschaft werden, sondern vielmehr die bestehenden stärken will. Er verdient darum die wärmste Unterstützung aller Missionsfreunde.

D. Westermann.

### Sur Vorbereitung auf den Edinburger Weltmissionskongreß 1910

veröffentlicht das Zentralkomitee eine Darstellung der ins Auge gefaßten Ziele und Pläne. Pastor D. Julius Richter teilt daraus Folgendes mit:



Zu Brennmaterial verarbeiteter Ruhdung.

Vor dem Hause rechts eine indische Tscharpai (Bettstelle, eigentlich: Bierfuß).

(Vgl. den Artikel „Dorfleben am Gange“).

viel zu große Sache ist, um nur als eine Pastoren-Angelegenheit zu gelten, nein, sie soll als Aufgabe des ganzen christlichen Volkes aufgefaßt und betrieben werden. Deshalb nennt sich der Bund „Laienbund“, in ihm sollen nicht die Theologen, sondern „Laien“ das Wort haben.

Der Sitz der Zentralstelle ist Berlin. Den Vorsitz hat D. Spicker, Direktor der Siemens-Schuckert und Siemens & Halske-Werke, übernommen. Zweiter Vorsitzender ist Professor Meinhof. An diesen sind alle Zuschriften zu richten nach Groß-Lichterfelde, Zehlendorferstraße 54. Schatzmeister ist Verlagsbuchhändler Martin Warneck, Berlin W. 9, Lintstraße 42. An ihn sind Beitrittserklärungen zu richten. Er nimmt auch Mitgliederbeiträge und andere Geldsendungen in Empfang. Es besteht die Absicht, in möglichst vielen Orten Deutschlands Zweigvereine mit selbständiger Organisation zu gründen.

#### 1. Die gegenwärtige Situation.

Das 20. Jahrhundert hat ein neues, schicksalsreiches Kapitel der Weltgeschichte eröffnet. Der schnelle Fortschritt des einigenden Zusammenschlusses der Welt ist einer der auffallendsten Züge unseres modernen Lebens. Das Problem der Beziehung der verschiedenen Rassen zueinander droht alle anderen Probleme des Jahrhunderts in den Hintergrund zu drängen. Es muß ein gemeinsamer Grund gefunden werden, auf dem die Menschheit sich im Geiste der Brüderlichkeit begegnen kann, wenn die Welt vor den verhängnisvollsten Konflikten bewahrt werden soll. Die christliche Kirche ist berufen, diese gewaltige Aufgabe durch die Betonung der Einheit der Menschheit in Jesus Christus zu vollbringen.

Gleichzeitig leitet die Berührung von Ost und West einen Gärungsprozeß in der Gedankenwelt der Menschheit ein. Es ist unvermeidlich, daß die uralten Zivilisationen

Assiens bei dem Gustrom neuer Ideen nicht einer geistigen Umwälzung entgegengehen, ähnlich der Bewegung, die Europa zur Zeit der Renaissance erschütterte, und wahrscheinlich mit noch weiterreichenden Folgen. Eine solche Periode lebendiger Geistesstätigkeit bietet zugleich eine außergewöhnlich günstige Gelegenheit für die Ausbreitung christlicher Ideen, und schließt eine Gefahr in sich, welche den Mut und den Glauben der Kirche auf harte Proben stellt.

Von nicht geringerer Bedeutung ist vom christlichen Standpunkt aus das Erwachen des Nationalbewußtseins unter den nichtchristlichen Völkern. Wenn erleuchtet und belebt durch eine tiefe Erkenntnis Christi, vermag dieser neue Geist das Mittel zur Wiedergeburt der Völker zu werden. Sehen umgekehrt die Völker in Christus nur den Abendländer, dann wird das neue Rassenbewußtsein Scheidewände aufrichten, die sein Evangelium auf Jahrhunderte von diesen Ländern ausschließen werden.

Während die neue Situation uns mit dem Gefühl einer Krise überwältigt, eröffnet sie gleichzeitig dem Glauben die begeisternde Aussicht, daß der Leib Christi zu seinem Vollmaße komme durch die Eingliederung der Nationen und daß wir des Menschen Sohn tiefer verstehen, wenn Menschenähnle aus allem Volk in ihm sich finden.

Angesichts einer so drängenden Gelegenheit gewinnen die alten Missionsmotive neue Kraft. Unsere Erfahrung der Gnade Gottes in Christo, des Herrn Gebot, die schreiende Not der Welt, die Liebe Christi — das sind die Dinge, die uns drängen.

### 2. Das Bedürfnis der Konferenz.

Die Größe der Entscheidungen, die auf dem Spiele stehen, fordert eine Konferenz. Bei den verschiedenen Zweigen der Kirche wird in wachsendem Maße anerkannt die Verpflichtung gegen die nichtchristliche Welt, und es verstießt sich das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Aufgabe, die vor ihnen liegt. Es muß der Versuch gemacht werden, die Aufgabe als Ganzes zu sehen, furchtlos zu untersuchen, ob die gegenwärtigen Kräfte und Methoden zureichend sind, und ernstlich zu prüfen, wie wir würdig unsere Verpflichtung einlösen. Bei der Erwägung aller dieser Probleme haben wir viel voneinander zu lernen. Erfahrungen, die mit Schmerzen auf einem Missionsfelde gewonnen sind, werden Schwierigkeiten in das rechte Licht stellen, mit denen man auf einem anderen ringt.

Es ist bisher noch nie der Versuch gemacht, die Pläne und Methoden des gesamten Missionswerkes einer eindringenden Untersuchung zu unterwerfen, und die Missionserfahrungen aus allen Teilen der Welt vergleichend zu prüfen. Zugem der Weltmissionskongreß von 1910 sich diese Aufgabe stellt, unterscheidet er sich von allen früheren Missionskonferenzen, und sein bereits sichergestellter repräsentativer Charakter macht ihn in einziger Weise geeignet, zur Ausbreitung des Reiches Gottes beizutragen.

### 3. Das erwartete Ergebnis.

Soll die Konferenz die göttliche Absicht erfüllen, so muß sie nicht ein Ende, sondern ein Anfang sein. Wicht-

tiger als die Konferenz selbst ist die Frage ihres praktischen Ergebnisses. Ein erweitertes Verständnis unserer Pflicht ist gefährlich, wenn nicht Hand in Hand mit ihm ein entsprechender Fortschritt im Glauben und im Gehorsam geht. Selbst jetzt am Anfang unserer ausgedehnten Forschungen ist es nicht zu früh, uns die Frage vorzulegen, welche Antwort wir auf das neue Licht geben wollen, das Gott uns schenken wird. Indem wir die Größe der vor uns liegenden Aufgabe sehen, kommt uns zum Bewußtsein, daß die zentrale Schwierigkeit nicht im Gelde oder den Missionaren liegt, obgleich beide einer starken Vermehrung bedürfen, sondern in der geistigen Kraft. Die christliche Erfahrung der Kirche ist nicht tief, kraftvoll und lebendig genug, um dem Bedürfnis der Welt zu genügen. Das Studium jenes Bedürfnisses und der aus ihm sich ergebenden Probleme ist anzlos, wenn es nicht begleitet ist von einem Hunger und Durst nach einer neuen Erfahrung Gottes und nach einem neuen Verständnis seiner Offenbarung in Jesus Christus. Das Ziel der Konferenz wird nur erreicht, wenn die Erwägung der Missionsprobleme führt zu dem Wachstum eines lebendigeren, selbstbewussten Glaubens, und zu einer vollkommenen Beweisung des Geistes der Menschwerdung und des Kreuzes seitens der Kirche.

### 4. Aufruf zur Fürbitte.

Zu diesem Zweck laden wir alle, die an Gebetserhörung glauben, ein, sich mit uns zu regelmäßiger und unermüdlicher Fürbitte für diese Konferenz zu vereinigen, indem wir Gott bitten, daß er mit der Vermehrung unserer Erkenntnis auch unsere Kraft, unser Glauben und unsere Liebe vermehre, und daß er seine Kirche zu einer tieferen Gemeinschaft mit dem Leben ihres gekreuzigten, auferstandenen und gen Himmel gefahrenen Herrn führe.

## Heidnische Sitten und Unsitzen bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen unter den Khariha-Kols in Indien.

Vom Missionar W. Stauber.

Wie bei anderen Völkern und Rassen so ist es auch bei den Kharihas in Indien durchaus nichts Ungewöhnliches, daß bei ihnen Kinder geboren werden. Aber ungewöhnlich ist die Art der Behandlung den armen Frauen gegenüber, wenn die Zeit ihrer Geburtswehen naht. Sie wird fortan von allen als unrein erachtet, und die vornehmste Sorge ihrer Anverwandten ist die, daß sie den Raum, in dem der Reisvorrat aufgespeichert ist, und noch viel mehr den, in dem der selbe gekocht wird, verläßt. Die Nachsverwandten ihres Geschlechtes, wie Mutter, Schwiegermutter, Schwestern und Schwägerinnen ziehen sich von ihr zurück, und lassen sie in ihrer schwersten Stunde allein, oder aber stehen aus der Ferne um sie herum und geben ihre Anweisungen darüber, was sie etwa zu tun oder zu lassen hat. Es ist klar, daß die Wöchnerin alle, die ihr so aus der Ferne „mit gutem

Rat zur Seite stehen" oft dahin wünscht, „wo der Pfeffer wächst“. Hieraus ergibt sich natürlich, daß niemand von ihnen allen weder die Mutter noch das Kind berühren darf, wenn sie sich nicht der Gefahr der Verunreinigung aussehen wollen. Geschicht das aber dennoch je und dann einmal, so kann solche Verunreinigung nur durch das Trinken des Blutes eines weißen Huhnes wieder gut gemacht werden, nachdem die Verunreinigte einen Tag lang vorher gefastet hat. Dadurch wird sie wieder „pavitr“ d. h. heilig oder rein. Ist das alles geschehen, so darf sie darnach — falls sie etwa aus einem anderen Hause hierher gekommen sein sollte — wieder in ihr Hause zurückkehren. Ist's aber ein Glied desselben Hauses, welches „apavitr“ oder „asudh“ (unrein) geworden war, so darf sie nach ihrer ordnungsmäßen Reinigung auch wieder den Kochraum des Hauses betreten und wieder Eßgemeinschaft mit den Ihrigen pflegen.

Wo irgend in einem Dorfe Weiber aus einer anderen, womöglich einer niederen Hindu-Kaste, zu haben sind, die bei der Geburt eines Kindes als „Behemütter“ oder Hebamme fungieren, werden diese gerufen. Sind keine solche zu haben, so findet sich vielleicht irgend ein altes Weiblein im Dorfe oder in der Nachbarschaft (aber nicht in der Verwandtschaft), das der Mutter und dem Kinde die ersten und nötigsten Dienste leistet. Von da ab ist dann die Mutter mit dem Kinde wieder so gut wie ganz auf sich angewiesen; niemand wird sich weiter um sie kümmern, als etwa der Mann und Vater, der wenigstens die ersten paar Tage für seine Gemahlin — oder wie er sie stets nennt: „Die Mutter des Kindes so und so“ — das nötige Wasser holt, und das Essen, d. h. den Reis, für sie mitloht. Zwei bis drei Tage nach der Geburt ihres Kindes besorgt die Frau selbst wieder die leichteren Arbeiten des Haushaltes, mit Ausnahme des Wasserholens und des Kochens für andere. In der übrigen Zeit sitzt sie in einer Ecke des Raumes auf der Matte mit ihrem Kinde an der Brust, oder mit Kleidern und Lumpen vollständig zugedeckt neben sich liegend. Bis zum sechsten bis neunten Tage, an welchem die Wöchnerin an eine abgelegene Stelle des Flusses geht, um in der Nähe desselben ihre Kleider zu waschen, wird das Kind von niemand anderem als von ihr selbst berührt. Kommt dann der Tag ihrer Reinigung — am sechsten oder einem der folgenden Tage — heran, so hat sie vor demselben erst einen Tag zu fasten. Und während sie in der Nähe des Flusses ihre Kleider wäscht und sich selbst badet (den Fluss selbst darf sie auch jetzt noch nicht berühren, wenigstens nicht an einer öffentlichen Stelle) wird mit dem bis dahin „unrein“ geachteten Kinde die erste General-Bade-Prozedur vorgenommen. Diese besteht zunächst in dem Wasserbade selbst, die nach unseren Begriffen nicht immer so ganz zart vor sich geht. Ist dem Kinde „der Kopf gewaschen“ so nimmt es die Bademeisterin an den Füßen, läßt es in der linken Hand, mit dem Kopfe nach unten hängen und begießt den wie ein Rauchhering in der Luft schwebenden kleinen Weltbürger reichlich mit Wasser, was nicht immer so ganz ohne Einspruch des an solch' „verkehrten Ordnung“ noch nicht Gewöhnten zu geschehen pflegt. Sein ganzes Gebärdenspiel deutet auf ein energisches

„Ujur“-machen (Protest erheben) hin, wenngleich er es noch nicht „so von sich geben kann“ wie er gern möchte. Dadurch ist natürlich sein Blut in Wallung gekommen und deshalb muß es schnell wieder beruhigt werden. Das geschieht, indem der kleine Protestant quer über den Schoß gelegt und nun schnell mit Öl eingerieben wird. Es dauert nicht lange, so übt das Öl dieselbe beruhigende Wirkung auf das Blut in den Adern aus wie auf die empörten Wellen eines See's. Da aber Blut dicker ist als Wasser, so wird diese Beruhigungsprozedur immerhin eine ganze Zeit lang fortgesetzt. Wenn dann nach einiger Zeit der Kleine „glänzt wie Speckschwarze“ so wird er in die Sonne gelegt, nicht, um ihn dort ein wenig anbraten, sondern auf die Heimkehr seiner Frau Mutter warten zu lassen. Kommt diese heim, so hat sie, um ihre Reinigung vollständig zu machen, das Blut eines weißen Huhnes zu trinken und mit einem Teil desselben Stirn und Brust zu bestreichen. Jetzt wird auch die alte Matte, auf der sie bis heut gesessen oder gelegen hat, hinausgeworfen, die Wohnung wird gesäubert und mit Kuhdung bestrichen, und nun ist die Frau des Hauses wieder „salonfähig“.

Am Abend kommen die Frau Nachbarn, ölen Mutter und Kind noch einmal ordentlich ein, und beschenken sie mit Paisas oder Geldstücken. Von den Müttern oder Schwestern des Hauses bekommt sie zum ersten Male wieder ihr Essen gekocht und vorgesetzt, und in Gemeinschaft mit ihnen ist sie wieder den weichgekochten Bhat (Reis), den ihr Mann ihr zuweilen etwas zu hart, zu viel oder zu wenig gesalzen, brachte. Am nächsten Abend versieht sie wieder in vollem Maße ihre Hausfrauenpflichten, indem sie für ihre „Wohltäterinnen“ kocht und ihnen ihre Portionen zuerteilt. Das Kind wird nun auch von den andren auf den Arm genommen und geliebkost. — Kommt es vor, daß ein Weib bei oder bald nach der Geburt eines Kindes stirbt, so glaubt der Kshariya, daß der Bhut, oder irgend eine Hexe es „gefressen“ habe. Weil es aber in seiner Unreinheit gestorben ist, wird seine Seele „unstät und flüchtig“ umherirren, und sich in irgend ein böses Tier oder einen Plagegeist verwandeln. Die Leiche einer solchen Frau wird nicht auf dem Begräbnisplatz des Dorfes, sondern auf der Grenze desselben begraben. Und die etwaigen „Leidtragenden“, die einer solchen Leiche folgen, sächeln mit einer Schaufel in der Hand gegen die Leiche, damit der böse Geist weder in's Hause zurückkehre noch auf sie komme. Die Rückkehr eines solchen Geistes ist mehr als gefürchtet, da er unfehlbar schweres Unglück auf das Hause und die Familie bringen würde, weshalb man eher das Hause verlassen und dem Verfall preisgeben, als etwa noch weiter darin wohnen würde.

Kehren wir noch einmal zurück zu dem neugeborenen Kinde. Ihm sind am Tage seiner „großen Wäsche“ auch sämtliche mit der Geburt auf die Welt gebrachten Haare abrasiert werden. Diese Haare hat der Vater sofort mit einer Hand (Muthi) voll seines besten Dhan (Saatreis) vermengt, in ein kleines Gefäß getan und in dem Wohnraum aufgehängt, oder unter's Dach auf die Wand gestellt. Dort wird der Dhan bis zur Zeit der Aussaat aufbewahrt. Man nennt ihn den „Punji-Dhan“. Zu Anfang der Saatzeit

holt man diesen Punji-Dhan hervor und streut ihn in des betr. Kindes Namen auf ein kleines Eckchen Feldes. Der Ernteertrag wird dann später ebenfalls besonders getan, und so hält man es im zweiten und dritten Jahre u. s. f. Jedes Jahr säet man aus und heimst man ein in des Kindes Namen. Wird der Ertrag später reichlich, so wird er je und dann mit dem andren vermengt, oder man schafft in des Kindes Namen ein Stück Ochsen oder ein Stück Feldes an, oder leistet ihn gegen Zins oder Doppelsertrag ein usw. In andren Fällen spart man den Ertrag auf bis zu des Kindes Hochzeit, bestreitet davon die vielen Hochzeitskosten, oder gibt es dem Kinde als dessen Mitgift mit in die Ehe, wo er dann auf Kind und Kindeskind übergeht.

Eng verbunden mit der Radical-Tousur des Kindes ist die Namengebung desselben. Die Verwandten sitzen bei einander. Einer aus ihnen hestet ein großes Laubblatt oder deren mehrere zusammen. Dieses wird mit Wasser gefüllt, und in das Wasser hinein kräuselt man einige Reiskörner. Dabei werden die Namen der Voreltern des Kindes aufgerufen. Begeben sich nun von den Körnern zwei dermaßen zusammen, daß sie ein Paar bilden, so ist das Kind mit dem aufgerufenen Namen einverstanden. Geschieht das nicht, so legt der Namenskandidat durch das Mizlingenlassen Protest ein, und es muß unter Aufrufung weiterer Namen die Wahl fortgesetzt werden, bis zwei Reiskörner sich endlich zu einem Paare zusammenfügen, folglich der bis dahin „Namenlose“ einverstanden ist, und nun niemand mehr etwas einzuwenden hat. Von diesem Tage ab wird der kleine Weltbürger bei diesem Namen genannt, und hat er (oder sie) etwa der Großväter- (oder Großmutter-) Namen nicht angenommen, wie diese gewünscht hatten, so muß er seine Gründe dafür haben — jedenfalls darf niemand den Eltern irgend welche Vorwürfe über Parteilichkeit oder Parteilosigkeit machen.

Einige Wochen nach der Geburt des Kindes wird der „Lutka“ zum „Kanbedhi“-machen, das heißt zum Ohrendurchlöchern, ins Haus gerufen. Von dem Lutka werden dem Kinde — einerlei welchen Geschlechts — die Ringe durch die Ohren gezogen. In manchen Fällen wird dem Kinde auch ein Ring um die Hand oder um den Fuß gelegt, damit dieser gleichsam als „Talisman“ oder Amulett das Kind vor Krankheit oder Leibesschaden irgend welcher Art bewahre. Diese Ringe nennt man „Bera“. Aus demselben Grunde werden auch je und dann aus Ochsensehnen gewundene kleine Stricke Kindern um den Hals gebunden. Mit dieser Tätigkeit („Chambandhi“) ist natürlich ein großes Familienfest mit großem Trinkgelage verbunden. Nebenbei erwähnt sei, daß die Chambandhi letzterer Art auch oft stattfindet bei kinderlosen Frauen, um durch sie ihnen den Segen der Leibesfrucht zu vermitteln. Jährlich wird solche Prozedur einmal erneuert. Wird dagegen herangewachsenen Jünglingen oder Jungfrauen diese „Bhandan“ abgenommen, so geht das wieder nicht ohne besondere Festlichkeiten vor sich, und Feste sind bekanntlich dazu da um gefeiert zu werden.

**Inhalt dieser Nummer:** Neue Kunde. — Jesaj 52, 15. — Ein seliger Heimgang. — Dörfleben am Ganges mit zwei Bildern (Schluß). — Deutsch-evangelischer Laienmissionsbund. — Zur Vorbereitung auf den Edinburgher Weltmissionskongreß 1910. — Heidnische Sitten und Unsitzen bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen unter den Khariya-Kols in Indien. — Nachrichten.

Hierzu eine Beilage.

Hat ein Mädchen das Alter von 7 bis 8 Jahren erreicht, so wird die Verwandtschaft eines Tages zu einem großen Familienfest — wieder natürlich mit Trinkgelage — eingeladen. Das Kind soll zum ersten Male einen „Chhundi“ (Zopf) gebunden bekommen, und da sich dieser von jetzt ab „sehen lassen kann“ so will er auch nicht unbeachtet in die Erscheinung treten. Großmutter oder Urgroßmutter binden, nachdem sie den undurchdringlichen Urwald zuvor ein wenig gesäubert haben, das Zöpflein. Inmitten ihrer Freundinnen (Sangis) sitzt das Mädchen. Es wird viel geschwätz, gezettet, gescherzt und gelacht. Neckend wird dem Kinde eröffnet was es schon längst gern hört, daß es nämlich ein erwachsenes Mädchen (eine „Kanya“) ist, für das man in nächster Zeit auch „Sadi ka Bandobast“ (Verlobnis) machen könne. Ein hochzeitsartiges Essen ist natürlich der ganze Kern des Festes.

Es dauert denn auch nicht mehr lange, so kann „Fräulein Tochter“ wenigstens gelegentlich „versprochen“ werden. Hat z. B. irgend ein Vater einen heranwachsenden Sohn, so ist es alsbald seine vornehmste Sorge, für diesen beizeiten eine „Kanya“ zu suchen. Schon längere Zeit hat er sich hier und dort auf dem Bazar oder sonst wo, nicht allzufern von seinem Dorfe, nach einem seinen Ansprüchen und den vorzüglichen Eigenschaften seines Herrn Sohnes entsprechenden Mädchen umgesehen. Es darf nicht allzu linkisch sein, und seine Füße dürfen die normale Breite wenigstens nicht so ganz ignorieren. Hat er dann nach längerer oder fürzerer „Umschau“ ein solches Mädchen gefunden, von dem er hoffen und annehmen kann, daß es sich als „Seitenstück“ seines nicht zu übertreffenden Sohnes wohl eignen dürfte, so schickt er alsbald einen „Aguwa“ (Kundschafter) ins Haus und zu dem Vater des betreffenden Mädchens, der den Auftrag hat, gelegentlich im Gespräch einmal nachzuforschen, ob die kleine „Maya“ etwa schon versprochen sei. Hierauf fragt der Vater des Mädchens, in welchen Namen und Auftrag er etwa danach frage? Ist darüber die erwünschte Antwort und Aufklärung, wenn auch vielleicht nur indirekt erteilt worden, so wird jenem Aguwa bezüglich des Versprochen- oder Nichtversprochenseins ein „Ja“ oder „Nein“ zur Antwort erteilt und zugleich, ob man mit dem Bewerber des Herrn Sohnes und diesem selbst Freundschaft oder Verwandtschaft wünscht oder nicht. (Forts. folgt.)

### Nachrichten.

1. Nach dem letzten Hungersnotjahr kommt aus der Kolonial-Mission die frohe Nachricht, daß dort überall eine gute Ernte eingetreten ist. Freilich sind die Erwerbspreise vielfach gestiegen. Aber, Gott Lob, die schlimmste Zeit ist vorüber.

2. Dagegen melden zu gleicher Zeit unsre Ganges-Missionare daß in ihren Distrikten nun bittere Not und Zeuerung ihren Einzug gehalten haben, während sie voriges Jahr von diesen bösen Göttern verschont geblieben waren. Wer das liest, der merke darauf und gebe außer seinen gewöhnlichen Gaben ein Scherlein extra.

3. Der Bau der Kirche von Plathpur ist leider ins Stocken geraten, da es an den nötigen Geldern zur Vollendung fehlt. Wir brauchen noch 5000 Mt. dazu. Eine gütige Freundin hat uns zu dieser Summe lebhaft 2000 Mt. geschenkt. Wer schenkt das Nebrige? Je länger der Bau liegen bleibt, desto größer ist der Schade. An die ohnehin schon armen eingeborenen Christen mit größeren Geldansprüchen heranzutreten, ist nach der sichtbaren Hungersnotzeit natürlich ein Ding der Unmöglichkeit.



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLATT DER GOSSNERISCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 3

Friedenau, März 1909.

74. Jahrgang

### Die Gottesstat auf Golgatha.

Er wird einen Samen haben, der ihm dienet; vom Herrn wird man verkündigen zu Kindeskind. Sie werden kommen und seine Gerechtigkeit predigen dem Volk, das geboren wird, daß Er es getan hat.  
Psalm 22, 31—32.

**A**uf allerlei Weise verkündigt unsre Zeit den Ruhm der Menschen. Denkmäler die Fülle werden gesetzt, Jubiläen werden gefeiert, Lebensbeschreibungen verfaßt und in billigen Heften auch unter dem Volk verbreitet, und die lebenden Berühmtheiten sorgen oft selbst bestens dafür, daß sie und ihre Taten durch die Großmacht der Presse den Zeitgenossen unaufhörlich in Erinnerung gebracht werden.

Die Gemeinde Gottes will grundsätzlich nur Eines Ruhm verkündigen. Hat sich auch die Kirche dann und wann von ihrem „Soli Deo gloria“ abbringen lassen, so fehlt sie gegen ihr eigenes Fundament. Aber der einfältige Glaube bleibt bei dem ausschließlichen Lobpreis nicht irgend eines hohen Wesens, sondern — des Allerhöchsten, des Gottes der Himmel und Erde gemacht hat.

In der Passionszeit des Kirchenjahres aber feiern wir nicht den Schöpfer, von dem wir sonst so fröhlich bekennen: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigen seiner Hände Werk“. Die Passionszeit mahnt uns, Gottes als des Erlösers zu gedenken. Größer als seine schaffende Kraft ist seine erlösende Liebe. Wollte man törlisch reden, so könnte man sagen: „Wer noch vermöchte ein Mensch eine Welt zu schaffen, als eine in Sünden verlorene Welt wieder zu erlösen. Denn die Auferstehung von Sünde und Schuld ist das Unmöglichste vom Unmöglichen. Aber bei dem Gott, bei dem alle Dinge möglich sind, war auch das Unmöglichste möglich. „Denn das dem Gesetz unmöglich

war, das tat Gott, und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und der Sünde halber, und verdammt die Sünde im Fleisch“ (Röm. 8, 3). Daz̄ unser Heil allein Gottes Werk ist, das bezeugt die evangelische Kirche mit voller Klarheit nach der Schrift. Der Sohn selbst erklärt wieder und wieder, daß er handle und leide nach Gottes Willen. Sein Kreuz war Gottes Rat. Und Paulus betont, daß Gott in Christo war und die Welt mit sich selber versöhnte.

Solches preist nun auch der große alttestamentliche Leidenspsalm. Gott hat den Dulder dahingegeben. Gott hat ihn wieder aus dem Todesleid und der tiefsten Schmach herausgehoben und zu Ehren gesetzt. Und eben diese Gottesstat am gehorsamen Gottesknecht schließt eine erlösende Gottesstat an allen armen und elenden Sündern ein. In ununterbrochener Reihenfolge wird sich daher ein Geschlecht von dankbaren erlösten Gottesdienern durch die Zeiten hindurchziehen, und es wird nimmer an Predigern fehlen, die auch dem Menschenvolk der Zukunft verkündigen werden, was Gott damals auf Golgatha getan hat. Da, das Unbeschreibliche „hier ist es getan“. Oder besser: Wer fühlt nicht, daß dieses alttestamentliche, dieses davidische „Er hat es getan“ aufs herrlichste entspricht dem neutestamentlichen Worte des Davidsohnes am Kreuze: „Es ist vollbracht“.

Also enthält unser Psalmwort nicht nur eine Weissagung auf die Passion des Herrn, sondern auch auf die Mission, und nicht nur auf die Mission der Gegenwart, sondern auch auf die Mission der Zukunft, denn auch der Ungeborenen wird schon gedacht. Müssen wir da nicht ausrufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß! Deine Gedanken sind so sehr tief! Ein Törichter glaubt das nicht, und ein Narr achtet solches nicht“. Einen wie tiefen Eindruck von der Inhaltssfülle des Schlusses unseres gewaltigen messianischen Psalms hatte dagegen Luther, und wie treffend schreibt er: „Siehe nun diese letzten zweien Verse an, wie sie in einem

so kurzen Begriff und wunderlichen verdeckten Worten alle diese Geheimnisse von Christo begreifen, nämlich von seiner Gottheit, von seiner Auferstehung, von seinem Reiche, seinem Volke, seinem Evangelium, seiner Gerechtigkeit und Seligkeit, daß mir dergleichen Stelle in der Schrift noch nie vorgekommen ist". Und berührt es uns nicht wie eine Ahnung der Mission, wenn Luther die Worte: „Sie werden kommen und seine Gerechtigkeit predigen“, so auslegt: „Kommen“ oder aus- und eingehen heißt, eines Amtes pflegen. Die, so von diesem Samen predigen, werden kommen, verwalten, gesendet werden, laufen, wie es Paulus nennt, d. i. sie werden lehren und predigen. Wohin aber und von wannen werden sie kommen? Sie werden herausgehen vom Angesichte dieses Königes, und werden in die weite Welt gehen, auf daß sie daselbst seine Gerechtigkeit predigen auswendig, durch welche sie inwendig vor ihm leben“.

Das aber ist es, was der Heidenwelt not tut: die Predigt der von Gott kommenden und vor Gott geltenden Gerechtigkeit.

Bei der noch vorhandenen ungeheuren Masse von Heiden auf dem Erdenrund muß diese Predigt von der Gottesstat auf Golgatha aber noch viel allseitiger und kräftiger erschallen, sollen die Heilsabsichten Gottes zu ihrem Zweck und Ziel gelangen.

### Frau Missionsinspektor Prof. D. Plath.



Am Abend des 4. Februar verschied, fast 73 Jahre alt, zu Lüneburg, ihrer Wohnstätte in den letzten Jahren, die Witwe unseres teuren sel. Inspektors D. Plath. Der Herr bereitete ihr ein schmerzloses, friedvolles Ende, nachdem sie noch in gewohnter Weise ihren Abendsegen gehalten hatte. Sie schloß mit dem letzten Verse des Paul Gerhardtschen Liedes „Warum sollt' ich mich denn grämen“, der also lautet:

Du bist mein, weil ich Dich fasse,  
Und Dich nicht, o mein Licht,  
Aus dem Herzen lasse.  
Läß mich, läß mich hingelangen,  
Da Du mich, und ich Dich,  
Leiblich werd' umfangen.

Ihre sterbliche Hülle wurde nach Berlin überführt, wo unsre Böblinge auf dem Lehrter Bahnhof die Leiche in Empfang nahmen und zu dem bereitstehenden Leichenwagen hinübertrugen. Dann ging die letzte Fahrt auf den Friedhof von Friedenau, wo am 9. Februar nachmittags 1/24 Uhr die Beerdigung an der Seite des Grabes ihres Mannes unter großer Beteiligung stattfand. Der älteste Sohn, Superintendent Plath aus Biesdorf, hielt die Trauerrede und vollzog auch die Einsegnung am Grabe. Er legte seinen Worten den Text zu Grunde: „Der Herr hat Gnade gegeben zu meiner Reise; lasset mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe.“ In dem Missionsgottesdienste in der Matthäi-

kirche am 7. Februar und im Missionsnähverein des Missionshauses, den sie gegründet hatte, am 16. Februar, gedachte Missionsdirektor Kausch des Heimganges, sowie in der Missionsstunde des 1. März in unserm Bethaale Missionsinspektor Römer.

Was die Entschlafene ihrem Lebensgefährten und ihrer großen Familie — an ihrem 70. Geburtstage konnte sie 50 Enkel, und zwar 25 Knaben und 25 Mädchen die ihren nennen — und ihrem weiteren Verwandtenkreise gewesen ist, kann dieses Ortes nicht ausgeführt werden. Die schöne Lebensbeschreibung ihres Gatten (von Pfarrer Georg Plath) enthält viele dahingehörende Züge. Hier haben wir Anlass, ihrer als Missionsfreundin und Missionsmutter dankbar zu gedenken.

Eine Missionsfreundin war sie schon zur Zeit ihrer Verlobung (16. Februar 1857) mit dem zweiten Pfarrer an der Glauchaischen Kirche und geistlichem Inspektor der Franckeschen Stiftungen in Halle. In der genannten Biographie D. Plaths lesen wir nämlich: „Wie vorbedeutend aber fügte es sich, daß am Abende (ihres Verlobungstages) Missionsstunde gehalten wurde; dahin ging der erste gemeinsame Weg des jungen Brautpaars, von dessen Glück außer der Familie noch niemand wußte. Der Bräutigam saß an seinem gewohnten Platze auf der Orgelbank und suchte, was sein Herz bewegte, in die Töne hineinzulegen, welche seine Finger dem Instrumente entlockten; als es zum Nachspiele kam, zog er gar alle Register und ließ durch den weiten Raum die Weise brausen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ — und mancher Besucher der Missionsstunde mag sich im Stillen vergebens gefragt haben, was das wohl bedeuten sollte. Ein Herz in der Kirche außer dem des Orgelspielers wußte es jedenfalls und stimmte freudenvoll ein in Lob und Preis des Herrn „der alles so herrlich regiert.“

Noch mehr wurde sie mit der Mission verbunden, als ihr Mann (1863) als Inspektor an die Berliner Mission berufen wurde, am meisten aber, als ihrem Gatten die Leitung der Goßnerschen Mission übertragen wurde. Vom 15. März 1871 bis zum Herbst 1901, also über 30 Jahre, hat sie im Goßnerschen Missionshause, zuerst Potsdamerstr. 31, dann seit 1890 hier im Friedenauer Vorort, als Hausmutter der Böblinge, als Korrespondentin der zahlreichen Missionsnähvereine, als Leiterin des alle 14 Tage im Missionshause arbeitenden Vereins und als Fürsorgerin der Missionsgeschwister in Indien mit liebender Umsicht und Einsicht gewahrt. Alle Jahre unterzog sie sich der wochenlang andauernden und je länger, desto umständlicheren Packerei der indischen Kisten, die um die Weihnachtszeit bei Europäern und Eingeborenen stets die größte Freude zu bereiten pflegten.

Ein rechter Höhenweg im Leben war es für sie, als sie ihren Gatten auf seiner zweiten indischen Visitationstrise 1887/88 hinaus in die Heidenwelt begleiten durfte, woran sich dann auch ein kurzer Besuch des heiligen Landes anschloß. Um so schwerer mußte es ihr werden, ihren Mann 1895/96 zum dritten Mal, und zwar als einen Sechsundsechzigjährigen, allein hinauszuziehen lassen zu müssen.

Frau Plath war, wie ihrem Manne, als besondere Gabe Gottes eine kernfeste Natur auf die irdische Pilgerfahrt mitgegeben worden. Zu ihrer physischen Gesundheit gesellte sich eine heitere Seele, und damit eine fröhliche Auffassung des Lebens. Dadurch kam sie über manches Schwere in Haus und Beruf hinweg. Auch war ihr ein klarer, nüchterner Blick für Menschen und Verhältnisse eigen. Vor allem aber war ihre verborgene Kraft ein einfältiger, treuer und unerschütterlicher Glaube an ihren Herrn und Heiland. In Ihm hat sie gelebt und in Ihm ist sie entschlafen. Er lasse ihr leuchten das ewige Licht. Goßners Mission aber wird ihr ein ehrenvolles Gedenken bewahren.

### Indische Priester.

Dass die indischen Priester das größte Hindernis für die Bekämpfung der Hindus sind, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Sie sind es, die am strengsten über der Kaste wachen. Sie sind es, deren Verdienst der Götzendienst ist. Sie sind es, die das geringste Interesse an der Aufklärung und Bildung des Volkes haben. Sie sind es, die in ihren Reihen die größte Masse bewusster Betrüger haben. Sie sind es, die sich nicht nur am heftigsten gegen die Mission wehren, sondern, wo sie nur können, der Mission entgegenarbeiten und über das Heilswerk Gottes und seine Vertreter die schlimmsten Lügen verbreiten. Sie sind recht eigentlich die „Schriftgelehrten und Pharisäer“ Indiens. Sie sind es, von denen am seltensten und schwersten jemand zu Christo kommt. Doch sind auch unter ihnen ernste fromme Leute und Wahrheitssucher nicht ausgeschlossen. Zu welcher Sorte gehören wohl die beiden Männer, die unsere Bilder darstellen?

### Schwere Arbeit unter den heidnischen Taufbewerbern in Jaspur.

Bon Missionar Adolf John II in Kinkel.

Nachdem Br. Gemsky Ende November 1903 in Koronjoplathpur wieder seinen Einzug gehalten hatte, konnten wir bald darauf nach Kinkel übersiedeln. Hier war uns eine Stube zur Verfügung gestellt, wo wir einstweilen uns notdürftig niederlassen konnten, bis wir nach der Abreise der Geschwister uns etwas „breiter“ machen konnten. Bald nachdem ich mich einigermaßen von den Strapazen des Umzugs erholt hatte, machte ich eine Reise nach dem Reiche Jaspur.

Zuerst führte mich der Weg in das zunächstliegende Vipadpur. Die Taufbewerber, welche ich dort vorfand — es sind etwa 114 Seelen in zwei bis drei Dorsteilen zerstreut — machten gerade nicht den besten Eindruck auf mich. Nur sehr wenige kamen am Abend zum Zelt zu einer Besprechung. Ich ließ aber trotzdem noch mehr herbeiholen durch den dort stationierten Katechisten, so dass wohl zur Andacht etwa 40 Leutchen beisammen waren. Bei lustig plackerndem Feuerchen wurde zunächst etwas nach dem Katechismus gefragt und ich fand doch, dass die Leutchen

nach drei bis vier Monaten getauft werden könnten, wenn sie nicht noch zäh am alten Heidentum hängen möchten. Nach den Aussagen des Katechisten feiern sie jetzt noch — nach nunmehr 2½-jährigem Unterricht — alle heidnischen Feste mit, können sich nicht entschließen, den Trunk aufzugeben, opfern bei jeder geringsten Krankheit den bösen Geistern, gehen Sonntags sehr spärlich zum Gottesdienst — im ersten Jahre sollen sich 70 bis 90 jeden Sonntag versammelt haben, jetzt dagegen nur 20 bis 25 Personen und arbeiten größtenteils des Sonntags wie am Werktag.

Indem ich an der Hand von Joh. 3, V. 16 ihnen die Liebe Gottes zu den Menschen im Besonderen ans Herz legte, und sie auch ermahnte, endlich Ernst zu machen mit dem Christwerden, legte ich ihnen auch dringend ans Herz, nicht faul und lässig zu sein im Lernen und der Vorbereitung zur heiligen Taufe. Der mich begleitende Kandidat wiederholte dann zum Teil dasselbe noch mal in der Urausprache und fügte dies oder jenes noch mit ein, sodass ich schließlich am Schluss mit freudigem Herzen das Schlussgebet sprechen konnte.

Nun blieben bis ziemlich 11 Uhr nachts die Männer noch zurück, da ich am folgenden Tage weiter wollte, um ihr Herz zu erleichtern und Rat zu holen in allerlei schwierigen Fällen und erlittenen Ungerechtigkeiten vonseiten des Königs.

Ich erklärte ihnen und allen denen, wohin ich später kam, dass wir uns in politische Sachen im Reiche Jaspur nicht so sehr mischen dürften, denn wir seien in erster Linie hier, das Evangelium zu verkünden; auch die Katechisten müssten ganz besonders darauf achten und auch den Schein vermeiden, als sei diese unsere Hauptaufgabe eine untergeordnete.

Nichts destoweniger habe ich mir doch allerlei erzählen lassen und ihnen auch Rat erteilt. Zunächst klagten sie mir ihr Leid, dass jetzt der König seine Beamten anhalte, jedes Stück Holz, welches die Leute zum Hausbau und zum Ausbessern der alten Häuser benutzen oder aus dem Walde holen, sich bezahlen zu lassen. Dabei herrscht natürlich große Willkür und Ungerechtigkeit. So hatte z. B. einer ein ganz neues Haus gebaut, von dem forderte der Beamte 14 annas; ein anderer hatte nur das Dach erneuert, und von dem verlangte er Rs. 3, 14, 6, ein Dritter hatte etwas Bambus und Gras aus dem Dangel geholt, der musste Rs. 1, 12 zahlen.

Ich sollte nun den Beamten fragen, wie er dazu käme, solche neuen Einrichtungen zu treffen.

Ich machte ihnen nun klar, dass ich dazu kein Recht habe, und gab ihnen den Rat, sich doch für jeden Pfennig, den sie auf solche Weise zahlen müssten, eine Quittung geben zu lassen, denn dabei stellt sich immer am ersten heraus, ob der Beamte wirklich vom König gesandt ist, und ob die Abgaben zu Recht gefordert werden.

Bald darauf sagte mir ein Heide, zu ihm sei der Beamte auch gekommen, um für das Holz des Hauses Geld zu verlangen, da er aber eine Quittung gefordert habe, so sei er wieder abgezogen.

Wie viele solche Beamte laufen nicht in Jaspur herum, die alle „im Namen des Königs“ räubern und plündern, und das Volk ist so eingeschüchtert, daß sie ohne weiteres jedem Gauner geben, wenn es irgend möglich ist.

Den armen Leuten nun zu raten, werde ich nicht zurückstehen, jedoch in irgend welchen politischen Sachen beim Raja vorstellig zu werden, dazu fühle ich mich nicht berufen. Aber das grade will das Volk.

In demselben Dorfe hat ein Mann seit Urgroßvaters Zeiten her von einem Brotfruchtbaum geessen, der Baum steht an seinem Hause. Eines Tages sagt der Zemindar: „Der Baum gehört mir, und wenn Du Dich noch einmal unterstehst, die Früchte zu ernten, so sollst Du was erleben!“

In dem Distrikt hatten sich nämlich die Urauns geweigert, einer neuen Einrichtung des Raja Folge zu leisten. Die Leute sollten nämlich von den Feldern, die im Zangel liegen und daran grenzen, die Hälfte des Ertrages an den Raja abgeben. Aber die Beamten gingen noch weiter. Sie nahmen, resp. forderten nicht nur alles, sondern noch viel mehr, ganz gleich, ob sie etwas oder nichts geerntet hatten. z. B., wenn einer auf ein Stück Feld 5 Seer gesät hatte, so forderte der Beamte davon 20 Seer, auch wenn der Betreffende vielleicht nur 10 Seer geerntet hatte. Das war den Leuten doch zu stark und sie widersetzten sich. Da in diesem Jahre Hungersnot war, folglich auch nichts geerntet wurde, so kann man es verstehen, daß die Gemüter erregt waren.



Shiwa-Anbeter mit Gebetskette.

Der Mann ist still, und aus Furcht wagt er sein Recht nicht zu behaupten.

Den andern Tag reiste ich acht Wegstunden weiter nach Westen in ein Dorf Remte mit Namen. Die Leutchen — etwa sechs Häuser — sind sei Mai Taufbewerber und hatten erst seit acht Tagen einen Katechisten. Ja, es war erfreulich zu sehen, wie Jung und Alt sofort das Zelt umringte und bald nach dem Abendessen zum Gesang sich um die Feuerchen sammelte. Katechismus hatten sie erst angefangen zu lernen, aber einige Uraun Bhajan wußten sie schon. Dort blieb ich 1½ Tag und erlebte nichts besonderes. Dann ging es weiter nach dem Dorfe Bandarchna, dort war große Aufregung, ebenfalls wegen einer ungerechten Forderung des Königs. In einem weitergelegenen Dorfe, wo ich auch hinwollte, war ein Verwandter vom König angekommen und am folgenden Tage sollte Gerichtssitzung sein.

Wieder aber sollten die Katechisten für sie reden, und schon hatten die Christen 3—4 Katechisten in jenes Dorf bestellt, wo die Gerichtssitzung stattfinden sollte. Als ich das erfuhr, schickte ich in derselben Nacht einen Brief an die Katechisten, daß sie in dieser Angelegenheit nichts zu tun hätten und nicht die Rechtsanwälte der Jaspur-Leute seien. Der Brief kam noch zur rechten Zeit hin, und so verhielten sich die Katechisten passiv. Später sagten sie mir, wenn ich nicht geschrieben hätte, so wären sie zu der Gerichtssitzung gegangen und hätten wohl auch das Wort geführt.

Ich machte ihnen klar, daß, wenn wir es so machen wollten, wir auf dem rechten Wege seien, wieder hinausgeworfen zu werden! Der Raja und die Zemindare suchen nur nach Waffen, die wir ihnen geben, und dann heißt es natürlich: „Ja, die Christen, die Katechisten sind die Aufwiegler, das Christentum gebrauchen sie nur als Vorwand,

um die Leute gegen den König aufzuwiegeln". Also Vorsicht! Jedoch stieß ich bei andern damit auf Widerstand. In derselben Nacht kamen einige Männer, weckten mich und forderten mich auf, mit ihnen zu gehen zum Beamten des Königs, sie wollten da mal gehörig dreinschlagen und ich solle ihnen helfen. Als ich sie ermahnte, doch in aller Ruhe dem Beamten ihre Not zu klagen und nichts gegen das Gesetz des Königs zu tun, wurden sie grob und sagten zum Kandidaten der mich begleitete, sie wollten dann wieder Heiden werden. Als der Kandidat aber lang und breit mit ihnen gesprochen hatte, sahen sie doch ihr Unrecht ein.

Mir war es gewissermaßen unangenehm, daß ich gerade in den Tagen in jener Gegend war, da es den Anschein erwecken könnte, als sei ich gekommen, den Leuten gerade in dieser Angelegenheit zu helfen. Wir müssen nun einmal auch den Schein meiden, als ob wir irgend etwas gegen den König im Schilde führten, zumal da wir noch nicht mal einen Platz zu einer Station in Jaspur haben. Der König wird sich auch bis zuletzt sträuben, einen Platz herzugeben.

Ich änderte meinen Reiseplan etwas und ließ gerade die Ortschaften aus, wohin der Verwandte des Königs in jenen Tagen kommen mußte, und reiste ostwärts nach dem Dorfe Koronga. Dort erfuhr ich vom Katechisten, daß die Versammlung in Sachen der Feldangelegenheit beinahe günstig verlaufen wäre, denn im Namen des Königs sollte ihnen die Abgabe erlassen werden. Da zuletzt stand ein Freund des Zemindars von Banda schua — vielleicht ein bestochener Patron — auf und sagte, daß schon so viele doch wirklich die Abgabe gegeben hätten, warum sollten dann welche ausgenommen sein? Die Angelegenheit wurde daraufhin zu Ungunsten der Leute dahin geändert, daß jeder so viel geben muß als er kann; also ganz erlassen wurde es ihnen doch nicht.

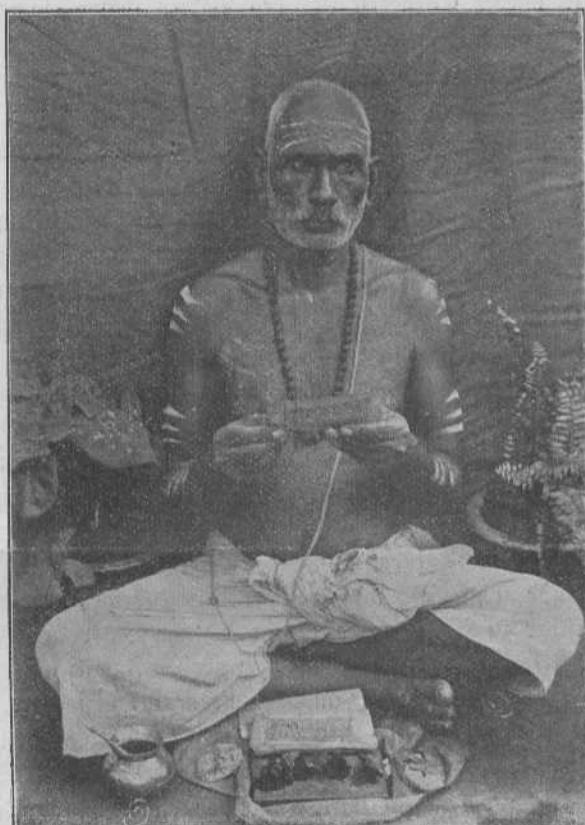
In dem Dorfe Koronga, wo ich mehrere Tage verweilte, standen die Taufbewerber schon beim IV. Hauptstück im Katechismus und gaben mir im Großen und Ganzen die Gewissheit, daß sie in Würde getauft werden können. Der Gottesdienst am Sonntag fand im Freien statt, und der Wunsch nach Kapellen wird überall rege. Wenn doch der König und alle seine Freunde uns die Arbeit nicht so erschweren möchten! Es wird in diesem Jahre viel getauft werden müssen, damit nicht ein Heer von „verknöcherten“

Taufbewerbern auf dem Papier stehen bleibe. Ich bin der Ansicht, daß sie in einem Jahre — höchstens in zwei Jahren — das Taufseminar lernen können.

Die Taufgnade ist ein großes Geschenk, auf das wir wohl auch bauen dürfen. Wir haben aber wieder in Jaspur sehr junge Katechisten, die der Aufgabe nicht so gewachsen sind, als es wünschenswert wäre.

Jedoch auch unter der Leitung alter Katechisten passiert auch etwas wie in dem Dorfe Sana. Dies Dorf passierte ich in der Biru-Gemeinde auf dem Nachhausewege kurz vor Weihnachten. Dort herrschen die Pocken seit August, und

das ganze Dorf — ein Haus ausgenommen — hat dem Teufel geopfert. Sie haben sich aus Jaspur eine Zauberin geholt, die ich aber an dem Tage nicht vorsand, da sie mit den abgefallenen Christen im Walde ihre Opfer vollzog. Sie wohnte im Dorfe, wo ihr eine Laubhütte gebaut worden war, und vor der ein großer Ziegenbock, mit Klingeln behängt, angebunden war, den sie zu ihren Opferzwecken gebraucht. Der Herr bewahre die armen Verblödeten, daß sie umkehren.



Ein indischer Priester.

### Heidnische Sitten und Unsitzen

bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen unter den Kharinakols in Indien.

Von Missionar W. Staub.

(Fortsetzung).

Bringt der „Aguwa“ dem Vater des Sohnes gute Botschaft, so wird gelegentlich von beiden ein Tag festgesetzt,

an dem sie zusammen in jenes Haus gehen. „Wie von ungefähr“ kommen sie eines Tages hineingeschneit unter dem Vorwande, den Weg verfehlt zu haben auf der Jagd, im Walde, oder beim Fischen in einem Bach, auf dem Heimweg vom Bazar etc. Natürlich glaubt ihnen der Hausherr das — hatte ihn doch der „Aguwa“ schon davon unterrichtet, längst bevor dieser Gang angetreten wurde; und um sie auf ihrer Erfahrt selbst in seinem Heim zu empfangen, war der Hausherr „zufällig“ heut daheimgeblieben; wie es aber kam, daß die zwei „Verirrten“ gerade hier in dieses Haus, so inmitten des Dorfes — oder gar noch ziemlich versteckt — einkehren mußten, das kann sich niemand recht erklären. Dagegen geben aber beide, der Hausherr sowohl als auch der „Aguwa“, zu sich, außer auf dem Bazar, schon mal irgend wo und irgend wann gesehen zu haben. Da sie, wie es sich dabei also herausstellt, „alte Bekannte“ sein müssen,

die einander schon früher einmal begegnet sind, wenngleich sich Zeit und Ort jetzt nicht mehr so genau feststellen lassen, so pflegen hauptsächlich sie beide der Unterhaltung, während jener „nicht so Bekannte“ im Stillen seine Beobachtungen macht über diejenigen, die etwa auf der Veranda des Hauses oder in dieses ein- und ausgehen. Auch befandt er, da er seines Verlustes ja auch ein Bauer ist, ein sehr lebhaftes Interesse für Büffel, Ochsen, Kühe, Ziegen, Schweine u. c. Von dem, was im tiefsten Grunde sein Herz bewegt, wird er seinem Wirt, „diesem ihm fremden Manne“ natürlich nichts sagen.

Doch die Ruhe nach dieser Verirrung hat beiden Irrwanderern gut getan. Da es bald wieder Essenszeit ist, und ihnen hier — wie man das bei fremden Leuten füglich nicht verlangen kann — nichts angeboten wird, so müssen sie sich wieder langsam auf den Heimweg begeben. Um sich nicht noch einmal zu verlaufen, wird ihnen der Weg in großen Zügen vorgezeichnet und ihnen geraten, an etwa zweifelhaften Stellen noch einmal hier oder da nachzufragen. So erheben sie sich, um zu gehen. Doch nun erhält der „fremde Mann“ von dem „fremden Wirt“ auf sein unausgesprochenes „bishes bat“ (besonderes Anliegen) die nicht mißzuverstehende Antwort: Läßt der Wirt ihn leer von sich gehen, so weiß er, daß er damit „einen Korb“ bekommen hat. Lautet dagegen die Antwort auf „Ja“, so bekommt er einige Hände voll Reis in sein Kleid gebunden, das der Hausherr diesem für den Zweck abfordert. Auch der „Frau Gemahlin“ wird gedacht, indem ihr etwas Gur und Tabak „unbekannterweise“ mitgeschickt wird. Fröhlich gehen nun die beiden „Verirrten“ wieder davon, und, ohne jetzt wieder den Weg zu verfehlten, kommen sie früher zu Hause an, als sich voraussehen ließ.

Zu Hause angekommen schicken sie schnell jemand im Dorfe von Haus zu Haus, um wenigstens je ein Glied desselben zum Abende zu rufen. Der heidnische Hausherr holt eine schon vorher in guter Hoffnung bereitete Ghara „Handiya“ (Ghara: großes irdenes Wassergefäß — Handiya: Reisbranntwein) aus seinem Hause, und die Bewohner des Hauses sowohl als die „geladenen Gäste“ setzen sich auf der Veranda oder auf dem Hofe nieder. Nun wird der mitgebrachte und inzwischen geröstete Reis im Kreise herumgereicht, damit jeder von ihnen ein wenig nehme, dazu der bei den Heiden unvermeidliche Branntwein, sowie der für die Frauen mitgebrachte Tabak, auf den diese schon gespannt warten. Die Austeilung der mitgebrachten Dinge gilt allen als gutes Omen, und nur so unter der Hand wird neugierig gefragt, von wem all' das Mitgebrachte stamme. Natürlich ziehen nun alle ihre Schlüsse aus dem, was sie gehört, gesehen und geschmeckt haben. Und nun sitzen alle noch lange beieinander trommelnd und Bhajan singend „bis der Morgenstern erscheint.“ —

NB. Die Uraun- und Mundasitten weichen hier und da von denen der Khariyas wesentlich ab, so z. B. daß dem Vater des Bräutigams „in spe“ sowie dem „Aguwa“ beim „Antrittsbesuch“ von irgend einem weiblichen Gliede des Hauses, oder einem dazu bestellten Weibe aus der Nachbar-

schaft die Füße gewaschen werden, wofür die Gäste einen „Bachisch“ an die betreffende entrichten. Auch wird von den beiden zukünftigen Schwiegervätern die Angelegenheit in Bezug auf Sohn und Tochter offen besprochen. Sind beide bereits übereingekommen, so werden Sohn und Tochter, d. h. Bräutigam und Braut „in spe“ sich einander vorstellen. Meistens richtet der Besucher es so ein, daß er mit dem Einbruch der Dunkelheit das Haus des Brautvaters, in Begleitung auch seines Sohnes, erreicht. Sind allen die Füße gewaschen, so nimmt jemand eine „Batti“ (fl. Licht) und beleuchtet das sich gegenübergestellte Paar, damit sich beide ordentlich in Augenschein nehmen können, und niemand den Vätern später einmal Vorwürfe mache, falls Eins von beiden trüben Gesichts, lahm oder verwachsen oder dergl. ist.

Ist nun die Braut mit ihrem „Los“ einverstanden, und der Bräutigam mit seiner „Wahl“, so gibt erstere dem „Geliebten ihres Herzens“ dreimal Wasser in die Hand mit Gur (ungereinigtem Rohrzucker) gemischt, das derselbe eben so oft ausschlürft. Nach dem Grad der Süßigkeit des Wassers soll da sehr oft der Grad der Herzengärme der Beworbenen beurteilt werden können.

Die Väter haben nun noch die Obliegenheit, den Preis der Braut festzustellen. Natürlich wird der Wert derselben nach den jeweiligen Vermögensverhältnissen beider bemessen. Dieser Preis kann sowohl in Rupies als auch in Ochsen, Kühen, Ziegen, sowie in Kleidern usw. bestehen, und wird bei Gelegenheit der Hochzeit entrichtet.

Doch wir kehren jetzt zurück zu den Khariyas.

Es können zwei bis drei Jahre vergehen. Die männlichen Angehörigen des anderen Hauses (nämlich der Braut) werden vom Vater des Bräutigams zum „Bara-Kuttumatt“ (zum großen Familienfestessen) gerufen. Unter einem großen Baume oder Holzstober in der Nähe des Hauses ist ihnen für ihr „Logis“ ein Platz bereitet. Niemand von ihnen wird in das Haus des Wirtes gehen oder mit ihm und den Seinigen essen. Zum Willkommen wird ihnen wieder Reisbranntwein herausgeschickt. Die Gäste erscheinen in drei aufeinander folgenden Gruppen: Zuerst kommt der „Aguwa“, dann der Vater der Braut in Begleitung mit diesem oder jenem Bekannten oder Bekreundeten, und endlich die übrigen Gäste. Sind alle erschienen, so werden sämtliche mitgebrachten „Baluwas“ (Tigeräzte) und „Latis“ (Stöcke), Schirme u. c. der Gäste gesammelt, zusammengebunden und bis zum Hochzeitstage bei dem Gastgeber aufbewahrt.

Wieder muß der heidnische Wirt Reisbranntwein für die Gäste herausgeben, zuerst in des „Aguwas“, dann in des Brautvaters Namen und so fort. Nun geht der „Aguwa“ mit dem Vater der Braut in das Haus des Wirtes und fordert „Bahjorauni“ d. h. beide Väter fassen sich gegenseitig bei den Armen und wiegen sich gegeneinander, zum Zeichen, daß sie eins geworden sind, wie Sohn und Tochter beider von jetzt ab eins werden sollen. Darauf setzen sie sich nieder, trinken und singen zusammen. Nach diesem „Bahjorauni“ oder „Sadi-bhent“ (Hochzeitsbesuch) trennen sie sich wieder, um jeder für sich seine Abendmahlzeit, Reis und Fleisch, einzunehmen, der eine in seinem Hause,

der andre draußen unter seinem Baume. Nach dem Essen vereinigen sich alle wieder zum gemeinsamen Trinken, Trommeln und Bhajansingen für die ganze Nacht. Ist dann am nächsten Morgen noch einmal ein „Frühschoppen“ getrunken, so machen sich die Gäste wieder auf den Heimweg. Nun wird aber auch der daheimgebliebenen Frauen gedacht. Nach Landes-sitte nehmen zwei Jünglinge einen Schenkel eines geschlachteten Schafes oder einer Ziege an einer zwischen sich auf den Schultern ruhenden Stange wie einer großen Beute mit heim, damit das zurückgebliebene weibliche Geschlecht nicht gar leer ausgehe; aber auch die ganze übrige Dorfwohner-schaft soll an dieser Delikatesse teil haben, indem jeder von ihnen einen „Dundi“ (Bissen) bekommt, den sich niemand gern entgehen lässt, um so weniger, als es ja unterwegs noch die nötige Würze bekommen hat. Jene beiden Jünglinge nämlich, die die Fleischkeule zwischen sich auf den Schultern haben, stellen sich auf dem Wege, als seien sie unerträglich belastet und als könnten sie der schweren Last nimmer Herr werden; deshalb taumeln sie auf dem Wege von einer Seite zu der andren, stolpern, wälzen sich im Staube, stöhnen und schnaufen, als müssten sie dran sterben. Dieses Gebaren soll nämlich ein Spott sein auf den Gastgeber für das Wenige, was er ihnen mitgegeben hat im Vergleich zu dem, was er nach seinem Stande, der Bedeutung des Festes und der vielen „Miteesser“ jenes Dorfes hätte geben können und sollen. Deshalb gehen sie „Ahattha-Karke“ d. h. der geringen Gabe verächtlich spottend, von dannen. Zu Hause angekommen, entfachen sie das als Symbol mitgebrachte Feuer (ohne Feuer kann man im Hause und bei der Arbeit weder kochen, noch sich wärmen, noch die Pfeife „trinken“, noch überhaupt leben) schnell wieder, der mitgebrachte Reis wird geröstet, und dann die ganze Dorfgesellschaft abgefüttert.

Es können nun unter Umständen wieder einige Jahre still verlaufen. Hält dann der Vater des Bräutigams die Reifezeit seines Sohnes für gekommen, und ist die Braut seines Sohnes nicht nur zum Essen, sondern auch zur Arbeit tüchtig, so wird er sich eines Tages wieder auf den Weg begeben zu seinem „Samdhi“. Dieses Mal sollen nun der Hochzeitstag, sowie auch der Preis der Braut definitiv festgestellt werden; es wäre ja nicht unmöglich, daß sich noch ein Ochse oder einige Rupies herunterhandeln ließen. Auch richtet sich der Preis der Braut doch nicht lediglich nach dem, was sie selbst ist oder etwa noch zu werden verspricht, sondern auch nach dem, was sie noch um und an sich hat. So wird z. B. von ihrem zukünftigen Schwiegervater ernstlich darauf hingewiesen, daß sie an Schmuckgegenständen doch noch manches nicht hat, was ihr zweifellos ganz gut stehen würde, und die kahlen Stellen an Hals, Armen und Füßen noch ganz gut ausfüllen könnte. Sodann erkundigt er sich nach der Ausstattung und dem Bestand ihrer Eßgefäße, ob dieselben auch vollständig und in guter Verfassung sind, sodaß die Schwiegertochter darin nicht gleich mit Ansprüchen kommt, die sich nicht rechtfertigen lassen. Endlich muß sie auch mit Kleidern gut versorgt sein, wie sich das für eine Braut und angehende Frau nicht anders schickt. Fehlt etwas an den genannten Sachen, so haben die Eltern der Braut

noch bis zu ihrer Hochzeit Sorge zu tragen für die Ausfüllung der besagten Lücken. Dagegen hat der Vater des Bräutigams für den „Sukhmul“ (die Morgengabe) beizeiten aufzukommen, der in Ochsen, Kühen, Rupies und Kleidern zu bestehen hat. Ist der Hochzeitstag herbeigekommen, so geht die Mutter der Braut mit dieser zusammen in's Dorf des Bräutigams. Am Abend kommen sie dort an. Noch geht von ihnen niemand in's Haus des Bräutigams. Reis haben sie sich selbst von Hause mitgebracht. Holz zum Kochen und Wärmen, sowie Stroh und Matten zum Lager werden ihnen dort zu teil. Die Freundinnen oder „Sangis“ der Braut sind ebenfalls mit dieser als Begleitung erschienen, und auch die andre Anhängerschaft besteht meistens aus jungen Mädchen und Frauen. In der Nacht wird gegessen, gesungen, gescherzt, gelacht und getanzt. Wenn der Hahn am Morgen kräht, wird die Braut von ihren „Sangis“ auf den Arm genommen und in's Haus des Bräutigams getragen. Dort werden Braut und Bräutigam nebeneinander gesetzt. Jedes hat sein Gesicht tief verhüllt und brütet stumpf vor sich hin.

Meistens haben sie sich früher auf irgend einem Bazar einmal aus einiger Entfernung gesehen und verschüchtert gemustert; jedes von ihnen in einem Momente, in welchem das andre es nicht merkte. Die Freunde des einen, sowie die Freundinnen der anderen haben den günstigsten Augenblick abgepaßt, um eins aufs andere aufmerksam zu machen, im übrigen sind sie einander aber fremd. Hat der Bräutigam auch scheinbar noch keine Notiz genommen von seiner Braut, und ist er ihr den „Willkomm“ schuldig geblieben, so hat das die Frau Schwiegermama insofern gut gemacht, als sie selbst der Schwiegertochter die Füße gewaschen hat. Darauf ist sie dann wieder zärtlich eingepackt worden, und wartet nun mit und neben ihrem „Geliebten“ auf den Anbruch des Morgens. Eine Freundin hat neben ihr Platz genommen, während auf der anderen Seite des Bräutigams ein Freund desselben sitzt. Beginnt endlich der Morgen zu grauen, so gehen einige Freundinnen der Braut an den kleinen Fluß oder Brunnen des Dorfes und holen eine Ghara (steinernes Wassergefäß — gut einen Eimer enthaltend) voll Wasser, die abseits zum Bade des Bräutigams und der Braut als zum Trauungsakt gehörig aufbewahrt werden. Nun beginnt man allmählig auf dem Hofe, just vor der Tür des „Liebespaars“ einen kleinen Platz zu säubern, auf den der „Sil“, d. h. der Stein, auf dem die der Familie täglich zur Speise nötigen Gewürze zerquetscht oder gerieben werden, gelegt wird, und auf dieses wird ein Ochsenjoch „Jua“ gelegt, in das hinein gleich das junge angehende Ehepaar gestellt werden soll.

Beide werden nun aus der „Stube“ in der sie noch immer zusammen sitzen, herausgeholt oder man möchte sagen herausgetrieben, denn so ganz unähnlich ist der ganze Akt der jetzt vor sich geht, dem Insjochtreiben eines widerspenstigen Ochsenpaars nicht. Doch endlich sind beide an Ort und Stelle, jedes dem anderen den halben Rücken zudrehend, und mit wehleidiger Miene den Kopf, wie ein an einem Stock gebundenes Lampion hängend, lassen sie die das Ehejoch begleitenden Ritualitäten über sich ergehen. Doch damit

sie nicht allzusehr den Blicken all der neugierigen Zuschauer beiderlei Geschlechts ausgesetzt sind, breiten die verwandten Frauen an allen Seiten ihre Kleider um das im Tschiebende Paar. Nun beginnt die Zeremonie der Kopulation nach heidnischem Ritus, indem der Bräutigam von jemand gefragt wird: „Bist du „Rhus“ (willig), dieses neben dir stehende Mädchen so und so zu heiraten oder nicht?“ — Antwortet der Bräutigam bejahend, so wird ihm in einem Blattgefäß etwas mit Öl gemischtes „Sindhu“ (Zinnöder) dargebracht, um mit dem kleinen Finger seiner linken Hand der Braut einen Strich über die Stirn zu ziehen. Ist das geschehen, so wiederholt sich auf Seiten der Braut dieselbe Zeremonie. Hat diese mit dem kleinen Finger der linken Hand den Sindhu-Strich dem Bräutigam längs über die Stirn gestrichen, so nehmen schnell die daneben stehenden jungen Mädchen ihre mit Wasser gefüllten Gharas und gießen sie dem jungen Ehepaare über den Kopf, worauf sich dieses schleunigst wieder in das Innere des Hauses zurückzieht.

(NB. Bei den Urauns und Mundas weichen letztere Sitten wieder in so fern von denen der Khariyas ab, als sich da beide, Braut und Bräutigam, gegenseitig „die Köpfe waschen“, und zwar mit Wasser und Erde gemischt. Darnach säubern sie sich das edle Haupt dann wieder durch den gegenseitigen „Wasseraufguß“). Die angetrunkenen Männer nehmen nun die Sachen, wie Sil, Jua, Ghara, Khev (Dachstroh) und Samat (das große Holz zum Stampfen des Reises der in den Hütten oder auf Veranden eingegrabenen Löcher „Kandis“) und führen nun auf dem Hof einen wilden Tanz auf. Hierauf erscheint das junge Ehepaar wieder auf der Bildfläche. Eine ungeheure Ghara mit Brannwein wird auf den Hof geschafft. Der junge Ehemann gießt sich davon sein in der Hand gehaltenes Gefäß voll, und von diesem schöpft er in kleinen Quantitäten in die Blattgefäß seiner jungen Frau, die dann je eins derselben den bereits angetrunkenen Männern übergibt. Diese machen dem jungen Paare nun ihren verbindlichsten „Salam“, und geben beiden den üblichen „Bachschisch“, der zumeist in kleinen kupfernen Münzen (Paisas) ab und an aber auch in Silbermünzen besteht. Jetzt folgt das „Bara-Sadika khana“ (das große Hochzeitessen). Die Eltern des Bräutigams, sowie diese selbst, essen wieder in ihrem Hause, während die „bessere“ Hälfte mit ihren Angehörigen wieder ihr Essen unter ihrem Baume einnehmen. Zur Feier des Tages gibt es zu dem üblichen und unvermeidlichen Reis, ohne den ein vollständiges Essen nicht denkbar wäre, auch noch Ziegenfleisch, Hammelkeule oder dergleichen, welches mit samt der Haut in Stücke geschnitten, mit Cury gekocht, und als eigentlicher Kern des Festes, mit Wohlbehagen verzehrt wird. Ist das „große Essen“ vorüber, so werden all die „Baluwas“ und „Latis“ (Tigeräzte und Stoffe), die noch von dem „Kuttumatt“ her in Bündeln hier im Hause zusammengebunden und aufbewahrt sind, hervorgeholt, gelöst, und den Eigen-

tümern zurückgegeben. Ist das geschehen, so wird von der Mutter, Schwiegermutter, Schwestern und Freundinnen die junge Frau dem Manne als Gabe übergeben, und nun begieben sich die Verwandten der neuvermählten Frau wieder auf den Heimweg, die „Ehegattin“ der Fürsorge des liebenden Mannes, der Gnade oder Ungnade der noch wenig bekannten und noch weniger erkannten „Schwiegermutter“ zurücklassend. Der von den Vätern früher vereinbarte „Sukhmul“ (die Morgengabe) muß jetzt von dem Vater des jungen Mannes an den der jungen Frau regelrecht übergeben werden, sofern das nicht schon inzwischen geschehen ist.

(Schluß folgt).

## Nachrichten.

1. Im Bezirke unserer Station Baxar am Ganges hat unter der niederen Kaste der Lederarbeiter (Tschamars) eine Bewegung zum Christentum eingesetzt, die uns bis jetzt 70 Taufbewerber zugeführt hat.

2. Missionar Bischke in Khutitoli schreibt in seinem jüngsten Monatsbericht: „Im vergangenen Monat hat der Tiger mein Pferd, welches ich Br. Grätsch entgegen gesandt hatte, am hellen Tage gepackt und es so arg verwundet, daß es vom Blutverlust ganz erschöpft wieder zurückgebracht werden mußte. Hier ist es nach einigen Tagen gestorben. Es ist ein großer Schade für die Mission. Aber doch preisen wir den Herrn, daß der Pferdefreund gerettet wurde, und daß auch Br. Grätsch und seine junge Frau vom Tiger nicht belästigt wurden, sondern wohlbehalten in Khutitoli, wo sie mithelfen sollen, angekommen sind.“

3. Aus Kalkutta melden die Zeitungen, daß in Hazaribagh der Diebstahl einer großen Quantität Dynamits entdeckt wurde. Man befürchtet erneute anarchistische Attentate.

4. Die jüngst eingetroffene Statistik unserer Ganges-Mission Ende 1908 weist folgende Schlusszahlen auf: sieben Missionare (davon einer beurlaubt), zwei europäische Senan-Lehrerinnen, sechs Katechisten, fünf Kolporteur, zehn christliche eingeborene Lehrer, 23 heidnische Lehrer, 634 getaufte Heidenchristen, 298 Kommunionberechtigte, Getauft im Jahre 1908: 17 aus den Heiden und 29 Christen Kinder, Summa 46 Seelen, das heilige Abendmahl empfingen 348 Gäste. In 8 Schulen werden 91 christliche und 742 heidnische, Summa 833 Schüler unterrichtet. Taufbewerber waren 90 vorhanden.

5. Wir bitten dringend, unseres Werkes in Liebe zu gedenken. Unsre Einnahmen sind in der letzten Zeit sehr unzulängliche gewesen.

6. Auch möchten wir nochmals herzlich bitten, uns zur Vollendung der Kirche in Plathpur, zu der wir, wie schon in der Februar-Nummer mitgeteilt wurde, noch 3000 Mark benötigen, viele Gaben spenden zu wollen. Je länger der Bau unvollendet bleibt, ein desto größerer Schade entsteht an dem Gebäude.

7. Aus Indien glücklich heimgelehrte sind: Geschwister Schütz (Wohnung: Ankam, Bastr. 41), Geschwister John I (Gnadenberg i. Schl., p. Adr. Fr. S. Schurmann) und Geschwister Gerhard (Steinhagen i. Westf., p. Adr. Frau D. Rottrott).

**Inhalt dieser Nummer:** Die Gottesstat auf Golgatha. — Psalm 22, 31—32. — Frau Missionsinspektor Prof. D. Plath. † — Indische Priester (mit zwei Bildern). — Schwere Arbeit unter den heidnischen Taufbewerbern in Jaspur. — Heidnische Sitten und Unsitzen bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen unter den Khariya-Kols in Indien. — Nachrichten.

Berantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kausch, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck von J. Windolff in Berlin, Charlottenstr. 88. Verlag der Buchhandlung der Gossnerischen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 M.



1907

# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLETT DER GOSSNERSCHE MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 4

Friedenau, April 1909.

74. Jahrgang

### Der Herr lebt.

Der Herr lebt, und gelobet sei mein  
Hort; und der Gott meines Heils müsse  
erhoben werden. Psalm 18, 47.

Also rief David aus, als ihn der Herr von der Hand seiner Feinde und von der Hand Sauls errettet hatte. Wir Christen haben noch ganz andere Gründe, in den gleichen Freudenruf auszubrechen. Seitdem es am Ostertage nach Karfreitag hieß: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!“ haben wir den kräftigsten Beweis, daß unser Gott und Heiland lebt, und in dem unverweslichen Lebensbesitz unseres Herrn besitzen wir selbst wiederum das stärkste Unterpfand für unser eigenes Heil und Leben. So ist der Herr des Lebens unser Hort in guten und bösen Tagen. Weil wir aber solchen festen Hort haben, wollen wir nicht ablassen, ihn den lebendigen Herrn, zu erheben und zu preisen. Die Ostertatsache erweckt den Osterglauben, der Osterglaube aber das Osterlied. Und das Osterlied soll über die ganze tote Menschheit dahinrauschen. Ohne Ostern auch keine Mission. Umgekehrt aber fordert die österliche Heilstat die Verkündigung dieses Ereignisses ohne Gleichen unter allen Menschen. Denn sind sie alle in der Sünde und im Tode und in der Verdammnis gleich, so sollen sie alle auch gleich werden in der Gerechtigkeit und im Leben und in der ewigen Erlösung. Denn so schreibt St. Paulus: „Sintemal durch einen Menschen der Tod, und durch einen Menschen die Auferstehung der Toten kommt. Denn gleich wie sie in Adam Alle sterben, so werden sie in Christo Alle lebendig gemacht werden“. (1. Kor. 15, 21 f.).

Allein, lehren wir, lehrt Paulus, etwa die sogenannte „Wiederbringung Aller“, d. h. die Ansicht, daß schließlich alle, auch die sündhaftesten und verstöcktesten Sünder für Gottes Reich und das ewige Leben würden gewonnen werden? Wer sich das eben angeführte 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes sorgfältig durchliest, wird finden, daß der Apostel

den Glauben an die Auferstehung des Herrn für notwendig hält zum Heil. Er hat das Evangelium von dem Auferstandenen verkündigt; aber die Korinther hatten es angenommen, und sie standen darin (V. 1). Und später sagt er (V. 11): „Es sei nun ich oder jene (anderen Apostel), also predigen wir, und also habt ihr geglaubet“. Und als das Schrecklichste, ja als das Undenkbare erscheint es ihm (V. 14—17), wenn die Auferstehungsredigt, wenn der Auferstehungsglaube vergeblich und nichtig wäre.

Somit will das Osterheil persönlich angeeignet sein. Und darum hat jeder einzelne Mensch es nötig, aus seiner eigenen Seele heraus, im ganz persönlichen Glauben, den ihm niemand abnehmen kann, dem König und Sänger David es für sich selbst nachzusprechen: „Der Herr lebt, und gelobet sei mein Hort; und der Hort meines Heils müsse erhoben werden“. Oder, wie zahlreiche Bekennnisse im Liederschatz der gläubigen Gemeinde es ausdrücken: „Jesus lebt, mit ihm auch ich“. „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben“. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“. Nichts aber natürlicher, als daß sich zuletzt alle Ostergläubigen zusammenschließen und frohlocken:

„Wir danken dir, Herr Jesu Christ,  
Dass du vom Tod erstanden bist  
Und hast dem Tod zerstört sein Macht  
Und uns das Leben wiederbracht. Hallelujah“.

### Zum Jahresrechnungs-Bericht.

Mit dankbarer Freude müssen unsere Augen auf den Schlusszahlen der leitjährigen Jahresrechnung ruhen. Die Einnahmen haben eine ungewöhnliche Höhe erreicht (434.266,99 Mk., also gegen das Vorjahr 1907 mit 388.776,53 mehr: 45.490,46 Mk.) Ja, gegenüber den Ausgaben (410.016,17 Mk.), die allerdings höhere sind als im Vorjahr (395.699,98 Mk., somit mehr 14.316,19 Mk.) weist der Abschluß ein Plus der Einnahme von 24.250,82 Mk. auf. Da kann wohl unser Herz voll Preis sein gegen den

fürsorgenden Vater, der der rechte Vater ist über alles was Kinder heißt im Himmel und auf Erden! Aber auch den treuen Brüdern und Schwestern müssen wir von Herzen Dank sagen, die nicht aufhörten, sich unseres Werkes mit seinen steigenden Bedürfnissen immer wieder anzunehmen. Die höheren Einnahmen erklären sich einmal durch mehrere größere Legate und sodann vornehmlich durch die uns von dem hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrate bewilligte einmalige außerordentliche Kirchenkollekte in den älteren Provinzen, sowie durch eine besondere Bitte, die wir aus Anlaß des 50. Todesstages Vater Gossners an unsere Freunde ergehen ließen. Gleichwohl wäre nichts verkehrter als zu meinen, wir seien nun in glänzenden Verhältnissen, und die Missionsliebe brauche sich nicht mehr energisch zu betätigen. Denn erstlich zeigt der Rechnungs-Bericht, daß ein Defizit von 106.211,93 M. noch aus den Vorjahren ungedeckt geblieben ist, sodann aber haben im ersten Viertel des laufenden Jahres (1909) unsere Einnahmen einen so rapiden Sturz erlitten, daß wir wieder in äußerster Bedrängnis

sind. Seit vielen Wochen haben die Einnahmen bei weitem nicht die normale Höhe erreicht. Im Vergleich zum Vorjahr sind sie in den hinter uns liegenden drei ersten Monaten um nicht weniger als ca. 8000 M. zurückgeblieben, was um so bedenklicher ist, als gerade die ersten Monate im Jahre mithelfen müssen, uns über die erfahrungsmäßig sehr dürtigen Sommermonate hinwegzubringen. Unsere Lage ist eine ernst-kritische. Und dabei schreien geradezu unabsehbare Bedürfnisse auf den Missionsgebieten nach vermehrter Unterstützung. Darum sei jeder, der dieses liest, von Herzen gebeten, sich vor dem Herrn zu fragen, ob und wie er noch mehr für die große und heilige Missionsache, die uns anvertraut ist, tun könne. Möge der, der die Herzen leuchtet wie Wasserbäche, viele Seelen willig machen zum Dienst der Liebe an den Brüdern aus der Heidenwelt, nicht zu vergessen der Missionare und ihrer Familien, die auf uns angewiesen sind. Es wäre ein unberechenbarer Schade, sollten wir da einschränken müssen, wo wir vorwärts gehen sollten. Nun, wir harren des Gottes, der Gebete erhört.

## Der 72. Jahresrechnungsbericht der Gossnerschen Missionsgesellschaft für 1908.

### Einnahme.

Von Vereinen und Gemeinschaften . . . . .	79 877,67 M.
Einzelgaben . . . . .	130 626,82 "
Sammelgelder . . . . .	136 120,39 "
Gaben mit besonderer Bestimmung . . . . .	21 432,26 "
<b>Legate:</b>	
Elisabeth Zeit, Ziegenhain . . . . .	662,49 M.
Frau Johanna Jagel, Coburg . . . . .	100,—" .
Frau Else Saalfeld, Ragnit . . . . .	200,—" .
Durch Pastor Teutel, Remmat aus einem Legat . . . . .	50,—" .
Witwe Amalie Hinz, Altenburg . . . . .	7,50 " .
C. Ritterliche Erbschaft, Groß Lichtenfelde . . . . .	12 000,—" .
Karoline Hosenfelder, Nieder Lüden . . . . .	800,—" .
August Wienerische Chelente, Lampersdorf . . . . .	100,—" .
Durch Pastor Röder, Zeit, ein Vermächtnis . . . . .	200,—" .
Vermächtnis eines Heimgangenen aus Blotho . . . . .	300,05 " .
Frau Rosalie Benda, Breslau . . . . .	450,—" .
Cornelius J. Poppinga, Norden . . . . .	500,—" .
Frau Korsmeyer, Eidinghausen . . . . .	300,—" .
Pastor Haberhorn, Prateln . . . . .	5000,—" .
Baron von Unger-Sternberg, Berlin . . . . .	45,—" .
H. Köhlersche Missionsstiftung, Frankfurt a. M. . . . .	100,—" .
Uebertrag . . . . .	20 815,04 M. 368 057,14 M.

Leibpächter Liekweg, Obernfelde	Uebertrag 20 815,04 M. 368 057,14 M.
Fr. Emilie Schröter, Treptow	150,—" .
a. Rega . . . . .	75,—" .
David Szoun, Tilsit . . . . .	4000,—" .
Nentier Aug. Gampert, Breslau . . . . .	1000,—" .
Tuchfabrikant Ferd. Liederwald, Finsterwalde . . . . .	200,—" .
Pauline Schoß, Kyritz . . . . .	518,75 " .
Emma Becker, Heinebach . . . . .	75,—" .
Nätm. Anna, Hosinga . . . . .	155,71 " .
Marie Nitschke, Wurton . . . . .	506,80 " .
Barbara Elisabeth Hein, Welse-rode . . . . .	75,—" .
Konrad Werner, Winnenden . . . . .	3020,—" .
Rauisch, Ober-Großhartmannsdorf . . . . .	12,—" .
Johann Schmole, Spittwitz . . . . .	1000,—" .
Jacobeitsche Chelente in Pargenien . . . . .	300,—" .
Luis Arnold, Bottenhorn . . . . .	500,—" .
Schneider Jans Bendiks, Muis-zeninken . . . . .	45,—" .
Fräulein Christine Klaiber in Böblingen . . . . .	20,—" .
Summa . . . . .	32 468,30 "
Zinsen . . . . .	7 244,20 "
Buchhandlung, soweit die Einnahmen im Hauptfassenbuch gebucht . . . . .	26 497,35 "
Summa . . . . .	434 266,99 M.

### Ausgabe.

Koldmission . . . . .	254 344,08 M.
Gangesmission . . . . .	19 312,84 "
Pensionen . . . . .	6 130,10 "
Erziehung . . . . .	16 187,50 "
Renten und Zinsen . . . . .	3 112,10 "
Ausrüstung der Missionare . . . . .	1 494,36 "
Witwenkasse . . . . .	4 012,—" .
Gehälter, Wartegelder . . . . .	21 669,67 "
Reisen, einschl. der Indien-Reisen . . . . .	29 932,42 "
Porto, Fracht, Indische Kisten . . . . .	3 648,44 "
Unterhaltung der Jünglinge und des Haup-Personals . . . . .	8 654,36 "
Uebertrag . . . . .	368 447,87 M.

Mehrausgaben der letzten 16 Jahre . . . . . 130 462,75 M.  
" 1908 . . . . . 24 250,82 "

In Sa. Mehrausgaben 106 211,93 M.

Hausbedürfnisse (Reparaturen, Steuern) . . . . .	Uebertrag 368 447,87 M. 3 385,38 "
Drucksachen, soweit nicht in Tit. "Buchhandlung" enthalten . . . . .	1 137,02 "
Drucksachen, soweit durch die Buchhandlung geliefert . . . . .	9 721,13 "
Allgemeine Ausgaben . . . . .	1 050,16 "
Buchhandlung, soweit ihre Ausgaben im Hauptfassenbuch gebucht sind . . . . .	26 274,61 "
Summa . . . . .	410 016,17 M.
Einnahme . . . . .	434 266,99 "
Mehreinnahme . . . . .	24 250,82 M.

## Missionsgeschwister.

Wir bringen heute zwei Bilder, auf denen unsere Freunde manches ihnen bekannte, liebe Gesicht wiedererkennen werden. Das Bild links ist bei der diesjährigen Generalkonferenz der Gauges-Missionare aufgenommen worden. Von den darauf zu sehenden Brüdern wird Br. Stauber II demnächst auf Urlaub in Deutschland eintreffen. Die Photographie rechts wurde aus Anlaß der im vorigen Jahre stattgefundenen Kirchweihe in Hazaribagh angefertigt. Miss. Gerhard, der Erbauer der dortigen Kirche, weilt z. Bt. auf Urlaub in der Heimat.

## Weitere Erstlingstaufen in Jaspur.

Von Missionar P. Gerhard.

Ende Dezember 1908 trat ich meine Reise nach Jaspur an, und zwar über die Stationen Lohardaga, Gumla, Chainpur. Nach Besprechung mit den Brüdern, welchen die Arbeit in Jaspur übertragen war, reiste ich quer durch das zu Chainpur und Gumla gehörende Gebiet, in denen wir Christen haben, wobei ich in den Dörfern Baipath, Gambriha, Sitonga, Bargaw, Keta und Hatabhandi längere Zeit rastete und von dort aus die vielen umliegenden Dörfer besuchte. Obgleich ich überall nur Gottes Wort verkündigte und abhörte, wurde ich überall mit großer Freude und viel Liebe aufgenommen, woraus doch auch klar hervorgeht, daß es sich nicht nur um eine rein soziale Bewegung handeln kann. Überall brachte man mir Lebensmittel: Milch, Eier, Fleisch, Reis, Gemüse etc. umsonst, ja an einzelnen Orten wollten sogar die Träger keinen Lohn nehmen, und mit Gesang, schmetternden Fasnären, Trommelklang und fliegenden Fahnen wurde ich abgeholt. Soziale Fragen wurden mir nur in einem einzigen Dorfe vorgelegt, dagegen wurde ich wiederholt gebeten, mit den Leuten zu beten, und mancherlei ernste Fragen, die auf das innere Leben bezug hatten, wurden mit Verständnis und leuchtenden Augen beantwortet, sodaß ich mit Freudeigkeit 541 Seelen tauften durfte.

Eine Audienz bei dem Könige wurde mir auch gewährt, und im Laufe des Gesprächs wurde natürlich auch die Frage bezüglich eines Stationsplatzes an ihn gerichtet. Er schien nicht abgeneigt, uns einen Platz zu geben, wenn er nur vermeiden könnte, daß den Römern nachher auch einer bewilligt werden müßte. Bereit ist er aber schon jetzt, in einem Dorfe, günstig im Zentrum des Landes und nicht weit von der Hauptstadt gelegen, beim Neubau eines Vorratshauses an dasselbe für uns eine Stube anzubauen. Die Brüder, welche dort reisen, sollten zugreifen, daß diese königliche Gunst uns nicht wieder entzogen werde, denn rings um dieses Dorf wohnen mehr als 1000 unserer Christen sehr leicht erreichbar.

Um an der praktischen Lösung der Platzfrage für eine Jaspurstation ein wenig mitzuarbeiten, ließ ich mich in der Dandy (Tragstuhl) auch nach einem, von einem andern Bruder schon für eine Station in Betracht gezogenen Platz hintragen. Man mußte aber dazu über drei hohe Berg-

rücken und durch drei ebenso tiefe Täler hindurch, bevor man nach dem sehr hochgelegenen Plateau kam. Die Wahl dieses Platzes scheint mir aber aus mancherlei Gründen nicht gut getroffen:

1. Sehr entlegen, denn wenn auch eine Straße nicht weit von diesem Platze nach Jaspur resp. Raipur führt, so müßte von dem Hochplateau erst ein Weg hinab ins Tal durch den dichtesten Dangel geschlagen resp. angelegt werden, der aber wahrscheinlich alle Jahre in der Regenzeit wieder weggerissen werden würde.

2. Die geplante Station wäre nicht nahe genug an der Stadt Jaspur, was aber, da dies Regierungs-Zentrale und Poststation ist, sehr erwünscht wäre.

3. Das Wasser in der Nähe zwar gut, aber die Quellen zu beiden Seiten des Berges liegen ein ganzes Stück unterhalb des Plateaus, sodaß jeder Eimer Wasser erst eine englische Meile mühsam den Berg heraufzutragen wäre.

4. Anlage eines Gemüse- und Obstgartens, was doch für eine Dangel-Station wichtig ist, scheint mir ausgeschlossen, nicht nur des sehr tief gelegenen Wassers wegen, sondern auch um der Kälte willen, die dort oben so stark ist, daß selbst die jungen Jungalbäume wegfrieren, wieviel mehr alle edleren Bäume, Pflanzen und Gemüsearten.

5. Der große Wechsel zwischen der Hitze am Tage und der Kälte nach Sonnenuntergang würde wahrscheinlich viel Fieber erzeugen.

6. Kein größeres Dorf in der Nähe, der Kirchenbesuch würde also sehr schwach sein und die Außengemeinde in der Regenzeit kaum erreichbar.

Aus diesen und andern Gründen scheint mir also der Platz bei dem betreffenden Dorfe auf dem Hochplateau nicht der gewiesene zu sein, dagegen gefiel mir sehr die Gegend in der Nähe anderer Dörfer, deren Namen ich unserem Kuratorium mitgeteilt habe. Diese Plätze würden in der Tat alle Vorteile vereinen, die man an eine zukünftige Station in Jaspur stellen könnte, vor allem würde sie dort auch eine Burg den Römern gegenüber bilden, die von Norden und Osten aus schon immer weiter in unsere Christengemeinden eindringen.

Wie sehr eine Station und die ständige Anwesenheit eines Missionars in Jaspur nötig ist, wurde mir auf Schritt und Tritt fühlbar. Vielleicht ist es uns möglich bei der geplanten Konferenz in Jaspur im Februar, an der auch der Political-Agent von Jaspur teilnehmen wird, einen Platz von dem Könige zu erhalten. Unter allen Umständen sollten wir aber in Einmütigkeit mit den Römern darauf bestehen, daß uns der Bau von festen Gotteshäusern erlaubt werde, denn nachdem fast alle Einwohner von Jaspur Christen geworden sind, muß uns dasselbe Recht zugestanden werden wie den in so geringer Anzahl vorhandenen Hindus und Mohammedanern. Eine feste Kapelle könnte dann auch als Rasthaus für den Missionar in der Regenzeit dienen.

**Heidnische Sitten und Unsitzen**  
 bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen unter den  
 Kharinakols in Indien.  
 Von Missionar W. Stauber.  
 (Schluß).

Wer etwa denkt, daß der neue Schwiegervater der jungen Frau Schwiegertochter gegenüber nun all seinen Pflichten entsprochen hat, täuscht sich jedoch. Die junge Frau selbst hat inzwischen auch ihren Wert erkannt und sich einschätzen gelernt und damit der Herr Schwiegervater das auch ein sieht und daran

verweilen alle eine Woche lang. Von dem mitgenommenen „Handiya“, Roti, Maida, Chawal, (Braunwein, Brot, Mehl, Reis) wird im Dorfe wieder jedem ein wenig mitgeteilt. Sind die acht Tage um, so kehren sie mit ebensolchen Geschenken wieder in ihr Dorf und Heim zurück, wo sie bereits von allen mit Spannung erwartet werden. Jeder ist neugierig, was die Schwiegermutter des Mannes gebacken und mitgeschickt hat, und wieder möchte jeder von ihnen einen kleinen Anteil auch daran haben. Damit schließen endlich die endlosen Essereien und Festereien bei den Hochzeiten der Khariyas mit ihrem heidnischen Lärm und Gelage,



Missionsgeschwister in der Ganges-Mission.

Obere Reihe: Eingeborene Helfer und die Missionare Tennigkeit II, Stauber II, Tennigkeit I.  
 Mittlere Reihe: Missionar Vorbeer jun., Frau Tennigkeit II, Frau Tennigkeit I, Missionar Vorbeer I,  
 Fr. A. Lukas, Frau Vorbeer II, Missionar Bantel. Untere Reihe: Eingeborene Helferinnen.

denkt, soll er ihr auch sagen, was sie ihm wert ist. So lange das nicht geschehen ist, verschmäht sie Essen und Trinken in seinem Hause und ihrem neuen Heim. Wohl oder übel muß deshalb die Übergabe alles dessen vor sich gehen, was der jungen Frau im Haushalte als Eigentum anvertraut ist. Gharas werden vor sie gestellt, neue Eßgefäße mit darunter gelegten Rupies, Ochsenstricke und Ziegenstrichen, je nach der Zahl und Größe der ihr anvertrauten Häupter derselben. Alles das ist ihr „Dahej“ oder Eigentum von jetzt ab, und nun erst ist auch sie zufriedengestellt.

Nach acht Tagen wird „Banhurath“ (Schwiegertochter-Wagen) gemacht. Beide jungen Eheleute besuchen, jedes mit einigen „Sangis“ (Freunden) die Eltern der Frau. Dort

begleitet mit ohrenbetäubendem Sang und Spiel, Getrommel und Getöse bei Nacht und Tag. NB. Die Bräuche der Urauns und Mundas weichen in diesem und jenem Stücke von denen der Khariyas ab, z. B. darin, daß das erste große Hauptessen bei der Hochzeit im Hause der Brauteltern stattfindet. Ist dasselbe vorüber, so wird die Braut unter großem Geheul, „der Stein erweichen, Menschen rasend machen kann,“ hinter dem „Geliebten ihres Herzens“ in dessen Haus getragen. Ist das der Entfernung wegen nicht möglich, so doch wenigstens aus ihrem Dorfe und durch die zwischen beiden Dörfern liegenden Flüsse, damit sie unterwegs ihre Füße nicht beneße. Ihr Abschiedsgesang ist einer Totenklage nicht so ganz unähnlich, beides, was die melodische, als

auch die inhaltliche Seite derselben betrifft. Er lautet etwa folgendermaßen: O Vater, o Mutter, o Brüder, o Schwestern, o Freundinnen, o Onkels, o Tanten! — weshalb tut ihr mich aus Eurem Haus, aus Eurer Mitte hinaus? Was hab' ich Euch getan? Mögt ihr mich nicht leiden? Habt ihr für mich nichts mehr zu essen? Hab' ich keine Gnade mehr vor Euren Augen? Weshalb werft ihr mich weg — wie man ein blätternes Eßgeschäß („Khala“ — „dona“) wegwirft, wenn's zum Essen gedient hat? — O Vater, o Mutter, o Brüder, o Schwestern, o Freundinnen, o Onkels, o Tanten!!!“ Ob dieser traurlich-monotone Abschieds- und Einzugsgesang

zur Hand und tut Reis dahinein. Vor sich setzt er einen „Chirak“ (d. h. ein kleines irdenes Oellämpchen) auf die Erde. Dann beginnt er zu singen und ruft mit monotoner Stimme alle „Bhuts“ (Dämonen) aus allen vier Himmelsgegenden, aus der Höhe und aus der Tiefe, mit und ohne Namen. Darauf sieht er wieder und wieder mit bedeutungsvoller Kennermiene in das vor ihm stehende Licht, um aus der Flamme oder dem Glackern derselben zu ersehen, welcher Bhut dem armen Kranken zuseht, und welcher Art von Opfer es etwa sein könnte, das dieser Bhut verlangt: ein Huhn, Ziege, Schaf, Schwein oder Ochse oder was sonst, und von



Einige Geschwister aus der Kols-Mission

Missionar Herzberg, Missionar Müller, Missionar D. Nottrott, Missionar von, Missionar Gerhard, Frau Herzberg, Frau Gerhard, Missionar John II. Die kleinen Kinder sind Töchterchen des Missionars Gerhard.  
Im Hintergrunde die Kirche von Hazaribagh.

solch' einer „jungen Gattin“ dem frisch gebackenen Ehemann, der ihn oft stundenlang schwiegend, und in herzzerreißenden Tonarten mit anhören muß, immer sehr erbaulich ist, habe ich noch nicht in Erfahrung bringen können — vielleicht sind auch hierin die „Geschmäcker“ ein wenig verschieden. —

Schwer wird dem Khariya das Leiden. Wird jemand in seinem Hause krank, so wird er bald kopflos. Wird dem Kranken Medizin verabreicht, und es hilft ihm nicht sofort, so gibt er alsbald alle Hoffnung auf. Der einzige Weg, diesem etwa noch helfen oder ihn retten zu können, besteht dann seiner Meinung nach im „Matti“-machen, d. h. Opfern. Der „Matti“ wird gerufen. Dieser setzt sich gewöhnlich in die südwestliche Ecke des Raumes, nimmt eine „Sup“ (Schaufel)

welcher Farbe oder sonstigen Eigenschaft. Glaubt er das endlich herausgefunden zu haben, so verkündigt er das den Verwandten des Kranken und auch zugleich, ob es ein weißes, farbiges, buntes oder schwarzes sein soll, hat doch auch jeder Bhut seine Liebhabereien in Farbe und Gestalt seiner zu heischenden Opfertiere. Es dauert nicht lange, so ist das Gewünschte zur Stelle. Ist's im Hause, so wird ihm Reis auf den Boden gestreut; frisbt es den, so ist der Bhut mit diesem Opfer zufrieden, tut es das nicht, so muß eben ein anderes Opfertier gesucht werden. Doch bevor das geschieht, werden erst noch allerlei Künste, wie z. B. Bewerfen des Opfertieres mit Reis, Dhan usw. versucht, um das Tier, resp. den Bhut zur Annahme dieses Opfers geneigt zu machen.

Manchmal sind es aber statt einem acht, zehn und mehr solcher Tiere, die mit einem Male verlangt werden, und auch Tiere verschiedener Gattungen mit einander. Ist der Bhut mit dem oder den Opfertieren schließlich einverstanden, so läßt man es vor der Hand wieder laufen, bis es der „Matti“ zu einer gelegenen Zeit wieder fordert, um es zu opfern. Manchmal werden solche Tiere auch angebunden und gefüttert, „bis auf ihren Schlachttag.“ Zu diesem Schlachttag muß dann erst der unvermeidliche Branntwein gebrant werden. Ob der Kranke stirbt oder gesund wird, ist einerlei, das Opfertier muß geschlachtet werden. Die ganze letzte Nacht vor dem Opfertage wird wieder „Matti“ gemacht. Wieder kann man die ganze Nacht hindurch den ewig monotonen „Singsang“ des „Matti“ hören. Am Morgen tut er alle Bhuts zusammen in einen Topf, bindet diesen oben zu, schließt die Tür, treibt einen Nagel vor derselben in die Erde, — dieweil die Bhuts eisenschau sind — und macht dem betreffenden „Quälgeist“ somit die Rückkehr in dieses Haus unmöglich. Der Bhut, der nun ganz bestimmt im Topfe ist, wird in den Wald hinausgetragen, wohin einige Bewohner des heimgesuchten Hauses, sowie einige Leute aus der Nachbarschaft den „Matti“ begleiten. Hier angekommen, sucht letzterer nach einer „Garha“ (Höhle), in die hinein er den Bösewicht stecken und erbarmungslos einbuddeln kann. An der offnen Seite der „Garha“ wird ein Holzkeil in den Boden getrieben, damit er den Ausweg nicht wiederfinde. Hier mag er nun über seine Bosheiten nachdenken und seine begangenen Schlechtigkeiten büßen! Darauf geht der „Matti“ an den nahen Fluß und badet sich, isht, trinkt, und schwelgt in dem wonnigen Gefühl, seine Pflicht getan und den Taugenichts von Blut aus der Welt geschafft zu haben. Darauf begibt er sich in sein Haus. Am nächsten Tage geht er wieder nach dem noch immer verschloßnen Hause, schließt, nachdem er den Nagel vor der Tür wieder aus dem Boden gezogen hat, die Tür des Hauses wieder auf, in das er die Bewohner, welche interimistisch in einem Nachbarhause Unterschlupf gefunden hatten, nun wieder einläßt. Das Haus wird mit Ruhdung bestrichen und darf nun wieder bewohnt werden. Nun geht, falls der Reisbranntwein dazu vorhanden ist, die Schlachtung jenes Opfertieres vor sich, es wird reichlich gegessen und getrunken (woran die Bewohner jenes Hauses selbst aber nicht teilnehmen dürfen) und alle werden wieder fröhlich und guten Muts. Der „Matti“ bekommt nun auch seine, wenigstens mehrere Rupies betragende Summe Geldes ausgezahlt, oder in Ermangelung desselben vielleicht einen Ochsen, Kleider oder dergl. und wird entlassen. —

Ist der Kranke im Hause gestorben, so haben die Angehörigen nichts Eiligeres zu tun, als denselben zu begraben. Noch ehe die Leiche ganz erkaltet ist, trägt man sie aus dem Hause. Auf die Stelle, wo der Tote gelegen hat, wird sofort Asche oder Mehl gestreut. Schnell muß Urid, Dhan (eine linsenartige Hülsenfrucht und ungestampfter Reis) und Eisenrost besorgt werden, und zwei Lotas werden mit Wasser und Öl gefüllt. Dem Toten steckt man einen Paisa als Reisegeld in den Mund. Seine Sachen, wie

Eßgefäße, Stock und Brett, auf welchem der Verstorbene bei Lebzeiten mit Vorliebe gesessen hat, werden zu der Leiche getan und mit derselben begraben, damit der Verstorbene diese Sachen nicht vermisst und ihretwegen womöglich wieder umkehre. Auf dem Wege zum Begräbnisplatze wird mit der „Sup“ (Schaufel) gesächelt, damit der Entsekte nicht wieder in das verlassene Haus oder auf einen der Überlebenden übergehe. Kommen die Träger des Toten an einen Kreuzweg, so wird unter den vier Beinen der „Charpai“ (Bettgestell, auf dem die Leiche hinausgetragen wird) von dem mitgebrachten Dhan etwas auf den Boden gestreut, um im Falle der versuchten Rückkehr ins verlassene Haus durch die dort reichlich vorhandene Nahrung den wandernden Geist von seinem Vorhaben abzulenken und durch das Ueberspringen von einer Stelle zur andren derselben irrezuleiten, daß er auf einen andren Weg und nach einer andren Richtung gewiesen werde. Sind die Träger auf dem Begräbnisplatze angelangt, wo das Grab noch nicht ganz fertig ist, so wird der Tote dreimal um dasselbe herumgetragen; darnach setzt man ihn auf den Boden. Hier wird von den Klageweibern mit dem mitgebrachten Wasser dem Verstorbenen das Gesicht gewaschen und die übliche Totenklage gehalten mit Haarraufen und Schlägen an die Brust etc. etc. Ist die Waschung beendet, so folgt die Einölung in derselben Weise, immer noch mit großem Geheul der Klageweiber begleitet. Inzwischen ist das Grab an der Fluskkante fertig. Nun werden der Quere nach drei Hölzer ins Grab gelegt, darüber drei andre der Länge nach, so lang das Grab ist. Auf diese wird der in eine Matte gewickelte Tote gelegt. Auf die Leiche deckt man nun noch mal eine Matte (Chatai) und darauf noch einmal der Länge nach drei Hölzer, die inzwischen schnell in der Umgebung abgehauen worden sind. Von dem neuen Kapra (Leichentuch), in das die Leiche eingewickelt worden ist, wird nun schnell noch ein Zippel abgeschnitten, um denselben mit nach Hause zu nehmen. In diesem Zippel denkt man sich das entflohene Leben des Verstorbenen, das man wieder mit ins Haus zurücknehmen möchte. Hierauf werden von den „Leidtragenden“ je drei Hände Erde, und zwar mit der linken Hand auf die Leiche des Verstorbenen geworfen, indem man sofort das Angesicht von dem Toten abwendet, der nun von einigen Männern begraben wird. Um nun aber beim Zuschauern dem Toten die Lust nicht abzuschneiden, steckt man ein dünnes Stöckchen am Kopfende der Leiche in die noch lockere Erde, das man während des Schaufelns immer höher zieht, wodurch dem Toten ein Luftkanal entsteht. Und damit er auch nicht gleich Hunger leide, streut man ihm den noch übrigen Dhan ums Grab. Die aus dem Hause mitgebrachten Sachen, wie Stock, Eßgefäße etc. aber hat man ihm mit ins Grab gelegt. Er hat nun alles, was er gebraucht: im Munde den Behrpennig, die nötigen Eßgefäße, den Stock zur Wanderschaft, ein Stück Holz als Sitz, wenn er sich ein wenig ausruhen will; dazu findet er außen am Grabe noch etwas Reis, auf dem Wege, in der Mitte zwischen Haus und Grab ebenfalls — was will er noch mehr?! Damit läßt es sich für einen Toten zunächst schon ganz gut aus-

kommen. Und die Toten, die den Toten begraben haben, haben durchaus ihre Pflicht gegen ihn erfüllt — dafür soll er sie nun auch in Ruhe lassen!

Die „trauernden Hinterbliebenen“ begeben sich jetzt allesamt an den Fluß, soweit das nicht schon inzwischen von der Mehrzahl geschehen ist, und nehmen ein reinigendes Bad. Von ihrer „tiefen Trauer“ merkt man ihnen herzlich wenig an. Die Gespräche drehen sich wie sonst um „Rupia-Paisa“, „Dan und Chawal“ sowie „Dari-Handiya“ (Geld, Essen und Trinken). An die „Trauergesellschaft“ erinnern nur noch etliche Klageweiber, die freilich ihre Pflicht schlecht erfüllen würden, würden sie die Stimmung ihrer Gefühle nicht laut „von sich geben“. (Dass manche Schwerbetroffene auch wirklich trauern, versteht sich von selbst).

Am Wasser wird nun eine „Birni- (Kaskas) Wurzel, und eine Jitia-Pakar-Dali (Zweig abgebrochen, und dazu zwei kleine Fischlein gesangen und mit in das Haus des Verstorbenen genommen. Der aus dem Grabe mit heimgebrachte Kleiderzipfel wird ins Wasser getaucht, und mit diesem wird die Lagerstätte des Verstorbenen, auf der er vor wenigen Stunden noch lebend lag, besprengt. Genau wird die mit Asche oder Mehl bestreute Stelle nun untersucht, um herauszufinden, welcher Art eventuell die Spuren sind, die sich inzwischen auf sie abgedrückt haben, um daraus zu schließen, in was für einem Leib der Verstorbene jetzt seine Wohnung gefunden haben mag. Findet man Hühnerspuren, so ist er in ein solches gegangen; sind's Mäusespuren, so hat er deren Leib sich als Wohnung erkoren, oder sind's Schweinespuren, so ist er „in die Säue gefahren“. Finden sich Schlangen- oder Katzenspuren, so hat er sich deren Leib erwählt u. s. f. Jetzt wird schnell die Wohnung gesäubert und mit Ruhdung sauber bestrichen. Vor der Tür auf dem Hofe macht man drei Löcher in einer Linie nebeneinander. Links pflanzt man den Zweig der Jitia-Pakar, die man scheinbar vom Flusse mit hierher gebracht hat. Rechts tut man „Goba“ (Ruhdung) und „Hardi“ (ein Gewürz) in einen Krug mit Öl. Hier hinein taucht man die ebenfalls mitgebrachte Wurzel der Birni, und bestreicht sich Ellenbogen und Knie, springt etwas von dem an der Wurzel haftenden Gemisch, und legt die Wurzel in die für sie bestimmte „Garba“ (Loch) zurück. Nun nimmt man aus dem daneben stehenden Gefäß mit Wasser, Fischen und Hardi ein wenig zum Trinken und bestreicht sich die Stirn. Damit ist die Reinigung eine vollständige geworden, man ist wieder „sudh“ oder „pavitr“ d. h. rein geworden oder geheiligt, und kann wieder kochen und darf essen wie vor dem Ableben des Toten. Das „Andenken“ des Toten wird nun reichlich mit Branntwein begossen, und jeder geht wieder „in das Seine“.

Die „letzte Ehre“ ist damit dem Toten aber keineswegs erwiesen. Es vergehen etwa acht bis neun Tage. Jetzt findet das „Chbay-Chitranekaparp“ (das Fest des Schatten-einholens) statt. Solange dieses Fest zu Ehren des Toten noch nicht gefeiert worden ist, wird ihm an jedem Abende bei Einbruch der Finsternis Feuer und Wasser von Hause aus halbwegs zur Grabstätte hinausgetragen, ersteres, damit ihn nicht friere, und letzteres, damit er nicht aus Durst

oder Reinlichkeitsrücksichten wieder in sein Haus zurückkehre. Ist diese Zwischenzeit von acht Tagen vergangen, so wird der „Schatten des Toten“ auf folgende Weise wieder ins Haus gebracht: Eine Ghara, in der zu Lebzeiten des Verstorbenen das Essen gekocht wurde, wird fest mit Blättern verbunden. Abgesehen davon, daß etwa „der Tod im Topf“ sein dürfte, enthält dieselbe nichts. An die Stelle, wo allabendlich das Feuer und Wasser gebracht wurden, trägt man nun die „Ghara“ hinaus, hat sich doch der Tote bereits dahingewöhnt. Es werden drei Holzscheite des „Keon“-Baumes mitgebracht, ebenso etwas Kher (Dachstroh) und ein Hühnerei. Die Ghara wird draußen aufgestellt, dermaßen, daß sie zwischen den nach oben zu schräg in den Boden geschlagenen Holzstüzen drin zu stehen kommt, und von diesen gewissermaßen eingeklemmt wird, wodurch die Form einer runden Hütte mit spitzen Dache erzielt wird. Oben und seitwärts wird sie von dem mitgebrachten Kher bedeckt. Einer der Anwesenden setzt sich nun dahin und ruft sämtliche Namen der früher verstorbenen Eltern und Großeltern des jüngst Begrabenen, sowie alle sonstigen Anverwandten desselben, daß sie doch kommen und den Toten bei sich aufnehmen. Endlich wird der Name des Verstorbenen, dem die ganze Zeremonie gelten soll, gerufen. Nun ruft man ihm zu: „Komm schnell, komm schnell! rette Dich, es stürmt sehr, gleich wirds regnen!“ u. s. f. Dabei breitet der Rufende sein Kleid aus, als wolle er ihn darin auffangen, und einen Augenblick später faltet er es wieder zusammen mit den begleitenden Gebärden, als habe er ihn erwischt, hält es oben fest zu, drückt an sich und läuft spornstreichs davon, als berge er eine wertvolle Beute an seiner Brust.

Während dieser dem „Trauerhause“ zuläuft, steckt der Errichter des kleinen Häuschens dasselbe in Brand, wirft das mitgebrachte Hühnerei darauf, daß es umherspritzt, die übrigen schlagen auf die brennende Ghara, und dann laufen alle von dannen dem ersten nach. Zu Haus angekommen wird noch einmal mit dem vom Totengewand abgeschnittenen Zipfel der Fußboden besprengt, und nun werden auf der noch einmal mit Asche und Mehl bestreuten Sterbestätte wieder die Formen der Spuren untersucht und endgültige Schlüsse aus der Seelenwanderung des betreffenden Toten gezogen. Hiermit ist die heutige Zeremonie beendet.

Nach nochmals zehn Tagen findet nun das „Daskarma“-Fest statt. Die Männer rasiert sich ihre Bärte ab, gehen darauf baden, trinken noch einmal zusammen und gehen wieder auseinander. Nach wieder sechs Monaten oder später machen sie noch einmal „Kamawan“ d. h. großes Rasierfest. Wieder werden die Bärte, sowie ein Teil der oberen Kopfhaare wegrasiert; darnach werden die Kleider gewaschen, Bäder genommen, Khassis (Ziegen) geschlachtet, die alten Gharas, in denen bisher das Essen gekocht wurde, weggeworfen (zum Zeichen, daß jetzt alle und jede Verbindung mit dem Toten ein für allemal aufgegeben ist und man sich seiner vollständig ent sagt hat), in neuen Gharas Reis und Fleisch gekocht, reichlich gegessen und getrunken, von den trunkenen Weibern wird nochmals der Tote weidlich beklagt,

und damit werden noch einmal alle Pflichten gegen den Verbliebenen ihrerseits, sowie alle Rechte desselben gegen sie abgeschlossen. Mag er nun sehen, wie er sich weiter durchschlage und wo er bleibe — jedenfalls darf er an sie nun keinerlei Ansprüche mehr machen, sie haben alles getan was sie konnten — ja sie, „die Toten, haben ihren Toten begraben.“

### Nachrichten.

1. Missionar Adolf John schreibt in einem Briefe aus Kinkel unter dem 6. März d. J.: „Als ich kürzlich in Jaspur war, traf ich mit dem Political-Agent in Raipur zusammen, der sich gerade auf der Inspektionsreise in Begleitung des Raja befand. Dr. Müller hatte bereits einen Tag vorher mit ihm gesprochen, und ich hoffe, daß auch einige Tage später Dr. Hahn mit ihm konferiert haben wird. Ich habe wegen Gründung einer Station mit ihm gesprochen, auch der Kapellen und Katechistenhäuser wegen, doch ist der Raja nicht geneigt, uns irgend welche Wünsche nach dieser Richtung zu erfüllen. Der Raja sträubt sich, soviel er kann, uns in seinem Reiche eine Bleibstätte zu gewähren. Der Political-Agent scheint in dieser Angelegenheit nichts machen zu können. Er sagte, daß wir in aller Güte und Freundlichkeit mit dem Raja selbst verhandeln sollten, denn er könne ihn nicht zwingen, uns Land zu verkaufen, auch habe er das Recht, Europäern dauernden Aufenthalt in seinem Reiche zu verwehren. — Die Aussichten sind also momentan noch wenig gute. Jedoch, Gott sitzt im Regime und führt alles wohl!“

2. Unser **neues Jahrbuch** ist erschienen (164 Seiten) und kostenlos von unserer Buchhandlung zu beziehen. Es bietet, mit vielen Illustrationen und statistischen Beilagen versehen, die Geschichte unserer Mission im Jahre 1907/1908, dazu als besondere Abhandlung das Referat des Missionars Gemsky: „Unsere neuen Aufgaben in Jaspur“. In Einzelheiten ist der Bericht bis zum Frühjahr 1909 fortgeführt.

3. Nach dem jüngst eingetroffenen **Zensus unserer Kolon-Mission für Ende 1908** hatten wir 18441 Taufbewerber, 70017 Getaufte. Im Jahre 1908 wurden getauft 4341 Seelen, konfirmiert wurden 1784, getraut 586 Paare. Am heiligen Abendmahl nahmen teil 50683 Gäste. Die Gesamtzahl der Schüler betrug 4101, der Schülerinnen 1333. Die Beiträge der Gemeinden beliefen sich auf rund Rupies 21361.

4. In der **Assam-Mission** waren um den gleichen Zeitpunkt vorhanden 310 Taufbewerber, 1677 Getaufte. Im Jahre 1908 wurden getauft 148, konfirmiert 14 Seelen und getraut 26 Paare. Am heiligen Abendmahl nahmen 731 Gäste teil. Schüler und Schülerinnen hatten wir nur erst 27. Die Beiträge der Gemeinden betrugen rund 715 Rupies.

**Inhalt dieser Nummer:** Der Herr lebt. — Psalm 18, 47. — Zum Jahresrechnungs-Bericht. — Der 72. Jahresrechnungs-Bericht der Goßnerschen Missionsgesellschaft für 1908. — Missionsgeschwister (mit zwei Bildern). — Weitere Erfolge in Jaspur. — Heidnische Sitten und Unsitzen bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen unter den Kharija-Kols in Indien. (Schluß). — Nachrichten. — Fröhliche Geber.

Hierzu eine Beilage.

5. **Unsere Finanzlage** ist dauernd eine sehr ungünstige. Wir bitten wiederholt ebenso herzlich wie ernstlich alle unsre lieben Freunde und Gönner, uns weiter zu unterstützen, ja bei den fortschreitenden Bedürfnissen unseres Werkes noch mehr als bisher uns zu helfen. Wir wären sonst genötigt, unsere Arbeit in der bedenklichsten Weise einzuschränken, d. h. uns selbst in's Fleisch zu schneiden und dem bösen Feinde das Feld zu überlassen. Wer kann, wer will das verantworten?

6. Folgende Missionare sind auf Urlaub und bereit, auf **Missionsfesten** und bei ähnlichen Gelegenheiten für unsere Sache zu wirken: Missionar Klein, Bethel bei Bielefeld; Missionar Gerhard, Steinhagen, Westfalen; Missionar Eindäus, Hannover, Freiligrathstraße 6; Missionar Röte, Lübeck; Missionar Stauber, Steglitz bei Berlin Florastraße 6; Missionar John I. Gnadenberg in Schlesien; Missionar Schütz, Anklam per Adresse Lehrer Bauer; Missionar Moßkus, Post Gerwischkehmen bei Gumbinnen. Desgleichen erinnern wir an unsere Reiseprediger Missionar Fritz Pape, vom 15. Mai in Posen Feldstr. 14 und Missionar Karl Pape in Bonn Argelanderstraße 96. Vermittelungen übernimmt Missions-Inspektor Römer, Steglitz bei Berlin.

7. Unser **Jahresfest** soll diesmal, so Gott will, am Trinitatis-Sontage, also am 6. Juni, begangen werden, und zwar, wie gewöhnlich, nachmittags 5 Uhr, in der Matthäikirche zu Berlin. Die Predigt wird Hofprediger Richter aus Potsdam, den Bericht Missions-Inspektor Bernick halten. Eine Nachfeier wird abends 8 Uhr auf dem Missionsgrundstück in Friedenau mit verschiedenen Ansprachen stattfinden. — Am 7. Juni (Montag nach Trinitatis) nachmittags 5 Uhr wird dann im Betraum des Missionshauses die übliche **General-Versammlung** des Kuratoriums, unserer Vertreter und Freunde abgehalten werden.

### Fröhliche Geber.

1. **100 M.** „Aus dem Nachlaß einer in hohem Alter verstorbenen Lehrerwitwe, die in ihrer Jugend kurze Zeit als Probeschwester unter Goßners Einfluß gestanden hat, die in ihrem Alter nach schwerem Gemütsleiden zum fröhlichen Glauben gekommen und mit Liederworten aus der Goßnerschen Zeit: „schenkt mir die reine Seide Gerechtigkeit zum Kleide“ — selig heimgangen ist.“ —

2. „Eine Gabe von 75 Mark von einem gläubigen Krüppel.“ (Aus R. Prov. Posen).

### Bei Bücherbedarf

bitten wir unsere Missions-Buchhandlung, Friedenau-Berlin, Handjerystr. 19-20 freundlich berücksichtigen zu wollen.



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLATT DER GOSSNERSCHE MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 5

Friedenau, Mai 1909.

74. Jahrgang

### Geistliches Wissen.

Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist. 1. Kor. 2, 12.

**W**o Geist ist, da ist Wissen. Wo heiliger Geist ist, da ist höchstes Wissen. Der Weltgeist weiß etwas von der Welt. Der Geist aus Gott weiß Bescheid um die göttlichen Dinge. Diesen Geist, der vom ersten Pfingsttage in Jerusalem an durch die Zeiten flutet, den Geist aus Gott, haben wir Christen empfangen, und sein Einwohnen setzt uns in Stand, zu wissen, was uns von Gott gegeben ist. Denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Das Göttliche gilt ihm sogar für Torheit, und das Himmliche vermag er nicht zu erkennen. Der heilige Geist aber ist der Gläubigen Erkenntnisorgan für Gottes Gnadengaben.

Zwar auch die Güter des natürlichen Lebens sind unseres Gottes Geschenke. Luther zählt ihrer in der Erklärung des ersten Artikels eine ganze Fülle auf. Aber hieran denken wir jetzt nicht. Der Geistesmensch, meint Paulus, erkennt die neutestamentlichen Heilsgüter. Sollen wir erst fragen, welche es seien? Der Vater hat uns seinen eingeborenen Sohn geschenkt; sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Das wäre die Summa aller seiner Gaben. Wer nun Christus als die unaussprechliche Gabe Gottes erkennt (vgl. auch Joh. 4, 10), der hat sicherlich den heiligen Geist empfangen. Denn ohne diesen ist es nicht einmal möglich, Jesum einen Herrn zu heißen. Oder willst du einzelnes aufgeführt haben von dem, was uns von Gott gegeben ist? Welche teuerwerten Gaben sind die Sakamente! Welcher Schatz ist das geschriebene Wort Gottes! Welche Macht ist das Gebet in Jesu Namen! Welche Stärkung ist die

Gemeinschaft der Heiligen! Wissen können, was uns von Gott gegeben ist, heißt aber, es in tieffster demütigster Dankbarkeit schätzen und anerkennen, es daher auch gebrauchen und ausnützen.

Gegeben sind uns von Gott auch alle unsere heiligen Aufgaben, die wir in seiner Kraft auszurichten haben. Gaben sind Aufgaben; aber Aufgaben sind auch Gaben. So rechnen wir auch die Mission zu den Gaben und Aufgaben der Kirche. Betrachte es als ein göttliches Geschenk, wenn du etwas tun darfst zur Verherrlichung seines Namens und zur Errettung der Seelen. Und betrachte es als ein Zeichen, daß der Geist aus Gott in dir wirkt, wenn dir ein Licht aufgeht über die Bedeutung der Mission.

### Einweihung der neuen Zionskirche auf Gerhardpur.

Von Missionar August Jahn.

Der 31. Januar dieses Jahres war ein hoher Fest- und Freudentag für die größte Gemeinde der Kolonialmission, denn an dem Tage fand die feierliche Einweihung der neu erbauten Zionskirche auf der Station Gerhardpur statt. Nach mehr als zweijähriger Bauzeit mit vielen Unterbrechungen, nach Überwindung vieler Schwierigkeiten und Gefahren war der Bau endlich soweit gediehen, daß das Haus dem öffentlichen Gottesdienste übergeben werden konnte.

Schon am Sonnabende dem 30. Januar sah man von allen Seiten große Scharen von Christen herbeiströmen. Selbst von den Bergen Jaipurs stiegen sie herab und zogen mit Fahnen und unter fröhlichem Gesang und Trommelklang der neuen Kirche entgegen, deren 25 Meter hoher weißer Turm weit ins Land hinein leuchtet. Unter einem großen Bananenbaum war ihnen von den Christen der

Stationsgemeinde der Lagerplatz bereitet worden. Es war derselbe Baum, in dessen Schatten vor elf Jahren mein Zelt stand, als wir noch keine Station hier hatten und harte Kämpfe um die Einführung des Christentums in Biru führen mußten. Wie wunderbar hat Gott die Dinge gewendet in dieser Zeit! An langen Reihen von Lagerfeuern ertönten bis tief in die Nacht hinein christliche Gesänge.

In der alten Kapelle hatten sich inzwischen einige hundert Taufbewerber aus Biru sowohl als auch aus Taspur versammelt, die noch einmal auf ihre christliche Erkenntnis hin geprüft wurden, ob sie zum Empfange der heiligen Taufe bereit seien. Von den aus Nah und Fern herbeigeeilten europäischen Brüdern besprachen sich Br. Lauzemis und ein eingeborener Pastor bis tief in die Nacht hinein mit ihnen.

Der Einweihungstag brach kalt und trübe an. Als aber um 10 Uhr die Gong ertönte, waren wohl Tausende von Menschen auf der Station beisammen. Nicht nur Christen, sondern auch zahlreiche Heiden waren herbeigeströmt. Die Feier begann in der alten Kapelle, wo wir dem Herrn noch einmal dankten für all den Segen, den Er uns in dem schlichten Hause beschert hat. Darauf ordneten wir uns zum Zuge zur neuen Kirche, den der ehrwürdige Präses unserer Mission, D. Nottrott, mit der schönen in blauen Sammet gebundene Altarbibel eröffnete. Ihm folgten die anwesenden Missionare und die eingeborenen Geistlichen mit den heiligen Geräten. Dann schlossen sich die Schulen und endlich in langem Zuge mit wehenden Fahnen die Gemeinde an. Unter Gesang wurde das neue Gotteshaus umschritten, aber es dauerte lange, bis sich die letzten vom Zuge am Hauptportale versammelten. Dann überreichte unser Töchterchen den Schlüssel, und im Namen des dreieinigen Gottes öffnete D. Nottrott die neue Bionskirche. In wenigen Minuten war das geräumige mit Palmen, Blattpflanzen und Gewinden geschmückte Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt. Vor den Türen und an den Fenstern stand die Menge Kopf an Kopf. D. Nottrott hielt die Weiherede, und mit der ganzen Gemeinde kniend übergab er die Stätte durch ein feierliches Gebet seiner Bestimmung. Es folgte der erste Gottesdienst, der mit dem Gesange von „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren,“ eröffnet wurde. Bruder Beschke von Khutitoli hielt die Liturgie. Die erste Predigt im neuen Gotteshause über Psalm 65, 1–5 war mir zugesessen. Es sollte zugleich meine Abschiedsrede an die Gemeinde vor unserer Heimfahrt nach Deutschland sein. Nach der Predigt aber folgte eine Handlung, wie sie wohl bei wenigen Kircheinweihungen verrichtet worden ist. 178 Taufbewerber aus Biru und Taspur traten an den Altar und empfingen aus den Händen der Brüder Nottrott und Lauzemis und des Pastors Patras die heilige Taufe, während die Gemeinde eine Anzahl Lieder sang. Unter den Täuflingen war auch eine große Schar Kharias. Nach dem Segen verrichtete die ganze Gemeinde einen Opfergang um den Altar, um auch durch große und kleine Gaben für Gottes Gnade zu danken. Die kostbarste Opfergabe war aber doch durch die Taufe so vieler Kols dem Herrn dargebracht worden.

Am Nachmittage rief die Gong abermals zur Kirche, wo die erste heilige Abendmahlfeier stattfand. Br. Bov hielt die Beichtrede und teilte mit Br. Dämlow an gegen 200 Gäste das heilige Abendmahl aus. Da konnte man sie alle vereinigt sehen am Tische des Herrn, die früher als Heiden durch die Rasse so streng getrennt waren, daß sie selbst eine solche Gemeinschaft für unmöglich gehalten hätten. Unser Herz war voll Freude, Lob und Dank um all des Guten willen, daß wir hier sehen und genießen durften. Nachdem die größten Güter unseres Glaubens, Wort und Sakrament, gespendet waren, war die Weihe erst recht vollendet. Gott helfe, daß es nie eine Zeit gäbe, solange die Bionskirche stehen wird, da seine Gemeinde an diesen Gütern Mangel leide oder Steine für Brot erhalte.

Am folgenden Tage sollte noch eine große Predigtversammlung für die Heiden besonders stattfinden, aber es traf sich so unglücklich, daß gerade der Montag für einen großen Teil von Biru von der Regierung als Zahlungstermin der Landvermessungskosten bestimmt war. Auf meine Bitte wurde zwar den Christen der Tag bereitwilligst freigegeben; aber viele waren doch schon fort, als das bekannt wurde, und die Heiden konnten der Einladung nicht in dem Maße folgen, wie wir gewünscht hatten. Da auch das Wetter rauh war, so verlegten wir die Versammlung in die Kirche. Trotz der ungünstigen Umstände war sie doch reichlich gefüllt von Besuchern. Da wir besonders Missionsarbeiter und ältere Christen vor uns hatten, so wurde unter Bruder Langes Leitung aus der Predigtversammlung für Heiden eine reichgesegnete Besprechung über verschiedene Punkte des Lebens aus Gott. Ungefugt war eine rechte Gemeinschaftsversammlung zustande gekommen, deren Segen, will Gott, auch mit hinaus in die zerstreuten Christendorfer gegangen sein wird. Zum Schluß der Versammlung machten mir die Brüder aus den Eingeborenen, mit denen ich so viele Jahre in Biru habe arbeiten dürfen, den Abschied von ihnen noch schwerer durch eine Ansprache, die so recht von ihrer Liebe und Anhänglichkeit zeigte. Als Abschiedsgabe überreichten sie mir ein Neues Testament in Hindi mit ihren Namensunterschriften.

Nun aber galt es, Abschied zu nehmen. Die europäischen Geschwister reisten ab, die Christen zogen wieder in ihre Dörfer, und auch die eingeborenen Gehülfen gingen ein jeder wieder an seinen Platz. Uns blieben nur noch vier Tage, um uns loszulösen von der Stätte unserer so langen, geliebten Arbeit und die Reise nach der Heimat vorzubereiten.

Zum Schluß noch einige Worte über die neue Kirche. Sie ist auf Anregung des Sächsischen Missionshülfssvereins „Pfingstbund“ und hauptsächlich mit von ihm gespendeten Mitteln in den letzten zwei Jahren vom besten Material erbaut worden, das wir an Ort und Stelle beschaffen konnten. Die Länge beträgt 33, die Breite 12 Meter. Die Höhe des Turmes erreicht 25 Meter. Der Bau hat bisher 7500 Rupien gekostet. Da wir zuletzt kein Geld mehr hatten, so haben wir 1000 Rupies leihen müssen. Außerdem ist noch mancherlei fertigzustellen. Es fehlen noch Türen

und Fenster, die Empore ist unvollendet, das Holzwerk ist ohne Anstrich, Kanzel, Taufstein und Glocken sind noch nicht da. Damit ist uns noch ein großes Sorgenpäckchen verblieben. Der Herr helfe, daß sich dieser und jener bereit finde, es uns durch eine Extragebühr erleichtern zu helfen. Wir danken aber allen Freunden, die uns durch freundliches Gedenken so weit geholfen haben. Der Herr wolle die Bionskirche in Kinkel in seinen Schutz nehmen, daß sie vielen Geschlechtern eine Stätte reichen Segens werde. Möge der schöne Glanz Gottes von ihr ausgehen, bis alle heidnische Dunkelheit weit umher verschwunden ist.

### Nachklänge zur IV. allgemeinen Studenten-Missionskonferenz.

Nach meiner fast achtjährigen Abwesenheit im fernen Indien war es mir in der Tat eine Erquickung, der Studenten-Missionskonferenz beiwohnen zu dürfen, die vom 16. bis 20. April in Halle tagte. Besonders möchte ich auf die beiden Referate: „Dringende Missionsaufgaben in Indien“ von Missionar Frohnmeyer (Basel) und „Offene Türen in Ostasien“ von John A. Mott, Generalsekretär des Studenten-Weltbundes hinweisen. Auch wird wohl die Morgenandacht über die dritte Bitte von Privatdozent Lie. Dr. Heim und der Vortrag: „Neuherrere und innere Qualifikation zum Missionar“ von Missionsinspektor P. Stursberg in den Herzen aller einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Da aber alle Referate im Druck erscheinen sollen, so braucht hier nicht näher darauf eingegangen zu werden. Hinweisen möchte ich aber auf zwei Punkte, die mir zu wesentlich erscheinen, als daß sie mit Stillschweigen übergangen werden könnten. Gern hätte ich es schon in der Konferenz getan, da sich aber leider an die einzelnen Vorträge keine Diskussion anschloß, so kann es erst nachträglich geschehen.

1. Es ist bedauerlich, daß bei einer sonst so großartig angelegten Konferenz fast lediglich nur des Heidentums gedacht worden ist, welches sich der Mission gegenüber mehr passiv resp. defensiv verhält, Hinduismus, Mohammedanismus, Konfucianismus und Buddhismus, daß dagegen das Heidentum, welches sich der Mission gegenüber willig ja bittend verhält wie die Kols, die Battaks u. a., in Referaten nicht behandelt worden ist.

Das ganze Heidentum läßt sich nämlich gewissermaßen durch zwei Gestalten darstellen. Die eine Art tritt uns gegenüber als ein bis an die Zähne gepanzerter Raubritter, mit durchlöchertem Schild und verrostetem Schwert steht er auf der Burg seiner uralten religiösen Traditionen und ruft trotzig: „Nun kommt mal her, ihr sollt mich nicht so leicht aus meiner Stellung bringen!“ Die andere Art des Heidentums gleicht einem müden, armen Wanderer, der bestaucht und nur mit ein paar schmutzigen Lumpen gekleidet am Wege liegt, der aber seine Hand uns bittend entgegen-

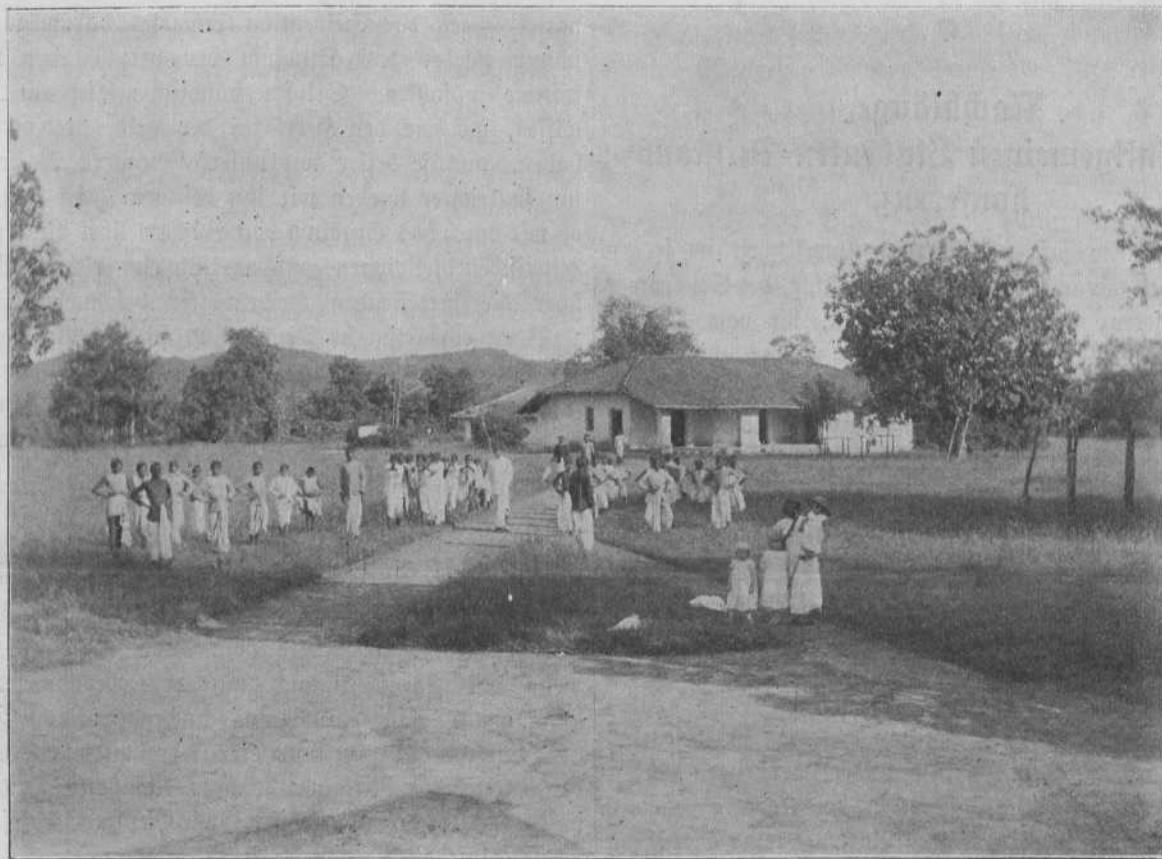
streckt und ruft: „Herr hilf mir!“ Es ist wohl zu verstehen, daß sich die kraftvolle akademische Jugend zu „dem starken Gewappneten“ hingezogen fühlt, um sich mit ihm zu messen. Aber vergessen wir des armen Bettlers auch nicht, denn er kann noch unser bester Bundesgenosse gegen den trozigen Raubritter werden. Auch geht es im Reiche Gottes nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt. Erst die Schwachen, dann die Starken, durch die Armen die Reichen, „die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten die Letzten“.

Der zweite Punkt, dessen hier Erwähnung getan werden soll, ist dies: Es will mir scheinen, als ob man vom Studium der verschiedenen Religionswissenschaften eine Art Universalmittel gegen das Heidentum erwarte, darum wurde auch immer wieder das Studium der verschiedenen Religions-systeme empfohlen. Selbstverständlich müssen wir Missionare wissen, wo wir den Hebel bei der Heidenpredigt einzusetzen haben, und je besser wir unseres Gegners Waffen kennen, um so leichter werden wir ihn besiegen. Es fragt sich nur, ob wir durch das Studium von Büchern über die verschiedenen heidnischen Religionen auch wirklich eine richtige Vorstellung über die betreffenden Heidenvölker bekommen. So wird z. B. gegenwärtig in Deutschland so viel Propaganda für den Buddhismus gemacht. Auf meiner Rückreise von Indien fuhr ich auf dem Schiff mit einem Herrn zusammen, der drei Jahre in Indien gereist war, um den Buddhismus an Ort und Stelle kennen zu lernen. Er kam bitter enttäuscht zurück, er sagte mir, er habe von den idealen Gedanken des Buddha auch nicht eine Spur gefunden, obgleich er all die bedeutendsten Tempel und Heiligtümer besucht habe. Genau dieselbe Erfahrung habe auch ich an der Grenze von Tibet gemacht. Und was vom Buddhismus gilt, läßt sich mehr oder weniger auch auf den Mohammedanismus, Hinduismus und Animismus anwenden: von Tausenden hat tatsächlich kaum einer eine Ahnung von dem System der betreffenden Religion, sondern das ganze Heidentum ist im Grunde nichts als krasser Götzendienst, Geisterfurcht und Fleischeslust.

Danken wir doch darum Gott, daß er den tatsächlich oft konservierten Unsinne dieser heidnischen Religionen hat in Vergessenheit geraten lassen, und bauen wir nicht mühsam die zusammengezügten Ruinen durch zeitraubendes Studieren wieder auf, gegen die wir nachher doch wieder Sturm laufen müssen. Die Schrift selbst sei auch in der Heidenmission unsere Lehrmeisterin. Wir finden nirgends, daß sie die verschiedenen heidnischen Systeme zu widerlegen sucht, obgleich doch die Gottesmänner sowohl des Alten wie des Neuen Testaments mit mindestens ebenso gewaltigen Religionsystemen zu kämpfen hatten, wie wir in der Gegenwart. Die Schrift tut das nicht, weil Gott eben weiß, daß durch bloße Diskussion über religiöse oder philosophische Probleme kein Mensch gewonnen wird, denn im letzterem Grunde sind es bei den Ungläubigen doch nicht intellektuelle Gründe, die sie hindern zum Herrn zu kommen, sondern es liegt lediglich am Willen, man will von ganz bestimmten Sünden nicht lassen, und wenn es auch manchmal nichts weiter ist als das „Ehre von einander nehmen“. (Joh. 5, 44.)

Der Wille des Menschen kann aber nur durch Gottes Wort gebrochen werden. Darum sagt der große Heidenapostel zu seinen Schülern, die als Friedensboten wirken sollen, nicht: „Liebe Brüder, vor allen Dingen studiert nun eifrig die verschiedenen religiösen Systeme der Heiden, zu denen ihr kommen werdet, damit ihr sie Saß für Saß widerlegen könnt;“ sondern er ruft uns: „Vor allen Dingen aber ergreift den Schild des Glaubens, mit welchen ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichtes und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort

werden? Als mein Besitzer, der Mahaut von Bodh Gaya, hier war (der Mahaut ist der Oberpriester der Hindus; man könnte ihn mit dem Papste von Rom vergleichen. Er hat in Jaspur mehrere Dörfer als Geschenk vom König bekommen. Alle Einnahmen aus diesen Dörfern fließen in seine Kasse), sagte er auch zu mir: „Du bist nun Christ geworden und hörst auf das, was dir die Padris sagen. Was hast du denn vom Christentum? Hat dir denn der Padri schon Land, Vieh oder Kleidung gegeben?“ Da habe ich dann zu ihm gesagt: „Saheb, ich bekomme nichts von



Turn-Abteilung der Knabenschule in Gerhardpur (Kinstel).  
(Die Berge hinten sind die Grenze des Königreichs Jaspur.)

Gottes“. Dies sind die Mittel, mit denen wir alle Aufgaben jeglichen Heidentums lösen können. Das Herz macht den Theologen, das Herz macht aber auch den Missionar.

Missionar P. Gerhard.

### Unter meinen neuen Jaspur-Christen.

Bon Missionar G. Eckert in Chainpur.

Ende Februar und anfangs März d. J. hielt ich mich nur in Jaspur unter meinen neuen Christen auf. Beim Unterrichten und Andachthalten bekam ich verschiedene schöne Antworten. Einer sagte zu mir, als ich ihn fragte: „Du bist nun getauft, wirst du auch treu bleiben und nicht wieder Heide werden?“ „Ja, Saheb, warum sollte ich untreu

meinem Padri; aber er hat mir etwas für mein Herz gegeben. Es sind die Beden\*), die er mir gebracht hat. Natürlich erklären kann ich sie nicht, aber diese neuen Beden passen genau für mein Herz, und ich habe in ihnen Trost gefunden. Ich weiß nicht, ob Sie diese Beden kennen. Sie haben ja andere Beden, die ich nicht versteh; aber die Beden, die ich habe, sind in meiner Muttersprache, und die hat mir mein Padri gebracht.“ Er hat mir nichts darauf geantwortet, sondern war still. Ich dachte erst, er würde sich mit mir in eine Disputation einlassen; aber der große Mahaut schlug die Augen nieder und schaute in sein Buch. Ich sagte zu ihm: „Bruder, du hast die rechte Antwort

\*) Beden (Veda d. h. Wissen, Offenbarung) ist der Name der altindischen Religionsbücher.

gegeben. Das wahre Christentum ist Herzenssache, es muß empfunden werden, und diese Empfindungen lassen sich nicht recht durch Worte ausdrücken.“ Ich habe mich sehr über das Zeugnis des neuen Jaspur-Christen gefreut. Gott gebe, daß wir dort noch recht viele solcher Zeugen bekommen!

Von solchen Christen sprach auch wohl der Jaspur-König zu mir, als ich im Januar bei ihm war. Er sagte etwa Folgendes: „Bis jetzt sind wohl erst wenig Christen in meinem Reiche, d. h. solche, die wirklich wissen, was das Christentum ist. Das war ja damals ein Rennen und Laufen, eine Aufregung (er gebrauchte dabei das Wort „hur hur“ im Deutschen könnte man es wiedergeben: es ging

becken gefunden habe. Die neuen Jaspur-Christen dagegen, die doch so viel Frondienste für den König zu leisten und so viel Abgaben an ihn zu zahlen haben, haben mehr gegeben als die in Ruhe und Frieden dahin lebenden Barwe-Christen. Der Political Agent von Chhattisgarh, zu dessen Bezirk auch das Königreich Jaspur gehört, sollte Ende Februar oder anfangs März in Nagar, der Hauptstadt von Jaspur, eintreffen. Da Br. Kasten auch in meiner Nähe in Jaspur war, so reiste ich zuerst zu ihm, und wir gingen dann hinüber zur Königsburg.

Am nächsten Tag stellte sich auch Br. Hahn ein, sodaß wir in der Nähe der Burg schöne Stunden miteinander verlebten.



Die neue Bionskirche in Gerhardpur (Kinkel).  
Erbaut 1906—1909. Eingeweiht am 31. Januar 1909.

immer Hurra)! Ja, es wäre auch bald hier so gekommen, wie es damals bei Ihnen in Chota Nagpur mit dem Virsa\*) war. Wenn erst in einem Dorfe acht bis zehn Männer aus den vielen Christen das Christentum wirklich verstehen werden, ja, dann wollen wir sehen, was sich machen läßt.“ (Dies war im Zusammenhang, als ich den König bat, daß er uns doch Plätze zum Bau von Kapellen geben möchte.)

Auf dieser meiner Reise in Jaspur konnte ich im ganzen 76 taußen. In einem Dorfe, Galanda, fand ich nach der Taufe im Taufwasser zwei blanke Rupies vor. Ich erwähne das nur deshalb, weil ich noch nie in Barwe, wo ich doch auch schon viele getauft habe, eine ganze Rupie im Tauf-

\*) Virsa, der Anführer einer sozialistischen Bande in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Die Begrüßungen am andern Tage, sowohl beim Political Agent als beim König, waren ja wie immer sehr nett und höflich; aber auf großen Erfolg ist wohl augenblicklich nicht zu hoffen. Wir müssen auch hier noch warten und auf Gott vertrauen. Wenn der es für gut befindet, so wird er uns schon einen Stationsplatz in Jaspur geben.



### Aus den Wäldern der Santhals.

Von Missionar Th. Notte.

#### I. Der Wald.

In der Regenzeit, wenn der Himmel seine Schleusen öffnet und die Erde, die in den langen trockenen Tagen der

heissen Zeit hart geworden ist, erweicht, so, daß der Landmann das Feld bestellen kann, strömt der Damudafuß im Norden der Landschaft Chota-Nagpur brausend und donnernd durch den indischen Wald. Seine Ufer scheinen endlos weit von einander entfernt zu sein, und ein Passieren des riesigen Stromes ist zu dieser Zeit fast unmöglich. Er trennt die Landschaft diesseits von der jenseitigen, und wer dennoch gezwungen ist, das jenseitige Ufer zu erreichen, muß es wagen, sich auf einem schwankenden Kahn, der aus einem ausgehöhlten Baumstamme hergestellt wurde, hinübergurudern zu lassen, oder er muß die Fähre aussuchen, die an der Stelle über den Fluß geht, wo die Landstraße von Ranschi nach Hasaribagh ihn schneidet. Die Ufer des Stromes steigen zu beiden Seiten steil an, denn nur Felsen konnten ihn hindern, seine Fluten bis weit ins Land zu ergießen. Die felsigen Abhänge aber sind reichlich mit Bambus bewachsen, dessen lange schlanke Stämme mit den dünnen Zweigen und schmalen Blättern in Gruppen von fünfzig und mehr zusammenstehen. Dazwischen und dahinter die verschiedensten Bäume und Sträucher.

Weshalb beginne ich mit der Schilderung des Flusses? Weil sein Vorhandensein die Bedingung für das Vorhandensein des Waldes ist. Wohl mag früher das ganze Land Chota Nagpur mit Wald bedeckt gewesen sein. Er ist zum großen Teile verschwunden und hat fruchtbaren Feldern Platz machen müssen. Nur da, wo in den Thälern Flüsse dahin ziehen und die steinigen Gebirge an ihren Ufern eine Ausnutzung des Landes hindern, oder gar unmöglich machen, findet man noch Wälder. Aber auch in ihnen dringt der Landmann mit seiner Kulturarbeit immer weiter vor. So kommt es, daß man mitten im Walde Felder findet und dementsprechend auch Dörfer, wovon nachher. Wir wollen nun fortfahren, den wunderschönen indischen Wald mit offenen Augen zu durchstreifen. Weg und Steg, finden wir freilich nicht immer; aber gerade das Wandern auf ungeeigneten Pfaden, das Besteigen der Berge und Hügel, der Uebergang über unzählige kleine Bäche und Wasserläufe machen den Aufenthalt und das Reisen im Walde so außerordentlich reizvoll. Da sieht man die verschiedensten Arten von Bäumen. In den Teilen des Waldes, die dem Schreiber dieses bekannt sind, gibt es freilich wenige Baumriesen. Und das wird auch wohl sonst so sein, denn da die Waldbewohner unentgeltlich Holz fällen durften und z. T. auch wohl jetzt noch dürfen, so wurde fleißig abgeholt, ohne daß neue Bäume angepflanzt wurden. Aus den Stümpfen entsprangen neue Stämme, die aber unbedeutend blieben. Im Großen und Ganzen besteht der indische Wald mit kleineren Bäumen verschiedener Arten aus z. T. buntblühenden Büschen und Graspalmen und Dornen.

Von den noch überall in großen Mengen vorhandenen Bäumen, von denen man sagen kann, daß sie dem Walde sein eigenständiges Gepräge geben, nennen und beschreiben wir drei Arten, welche wohl deshalb stehen blieben, weil nicht ihr Holz dem Menschen Nutzen brachte, sondern weil sie ihm auf andere Weise dienten.

Ich nenne zuerst den Mahuabaum. An seinen großen ovalen Blättern und an seiner massigen Krone ist er leicht kenntlich. Der Nutzen dieses Baumes liegt in seinen Blüten. Dieselben werden nicht etwa als Schmuck verkauft, wie die bunten Blumen in den europäischen Blumenhandlungen, denn sie haben keine Schönheit. Aus ihnen werden auch keine wohlriechenden Oele gepreßt, wie aus den Blumenblättern der Rose, denn sie haben keinen angenehmen Geruch. Vielmehr dienen sie dem durchaus nicht poetisch veranlagten Bewohner der indischen Wälder zur Nahrung, und als Nahrungsmittel bilden sie auch auf den Wochenmärkten einen gewinnbringenden Handelsartikel.

Bald nach Weihnachten verlieren die Mahuabäume ihre Blätter, und da sie in großen Mengen vorhanden sind und zudem noch einige andere Bäume und Büsche zu derselben Zeit ihr Laub abwerfen, macht der Wald dann einen recht winterlichen Eindruck. Er ist allerdings nicht kalt. Vielmehr brennt die Sonne auf den schwarzen Felsen, die man überall findet, besonders heiß. Dazu kommt noch die Tatsache, daß die Santhals — das ist der Name des Volkes, welches die Waldgegenden bewohnt, die ich im Auge habe — das dürre Waldgras unter den Mahuabäumen anzünden, um den Platz zu säubern. Die Feuer beschränken sich aber natürlich nicht auf den ihnen angewiesenen Platz, sondern greifen um sich, solange sie Nahrung finden. Auf diese Weise kann man, wenn man zu jener Zeit den Wald durchstreift, oft weite Strecken finden, die schwarz vom verbrannten Grase sind. Merkwürdiger Weise scheinen diese Feuer weiter keinen Schaden zu stifteten.

Ehe der Mahuabaum neue Blätter bekommt, beginnt er zu blühen. Die Blüten sind kugelförmig mit einer kleinen Öffnung oben und bestehen aus einer gelblichen fleischigen Masse. Sie verbreiten in der Sonnenhitze einen für uns widerlich süßen Geruch. Wenn ihre Zeit gekommen ist, fallen sie ab und bedecken den Boden unter den Mahuabäumen. Nun ist die Zeit der Ernte gekommen. Männer, Frauen und Kinder begeben sich schon am frühen Morgen zu ihren Bäumen, die sie z. T. von den Grundbesitzern für eine unbedeutende Rente gemietet haben, und sammeln die Blüten, die dann z. T. so gegeissen, z. T. getrocknet werden. Aus diesen Mahuablüten wird auch ein herauschendes Getränk bereitet, welches schon viele Leute ins Verderben gebracht hat.

Der zweite größere Baum, der noch verschont wurde und daher in Mengen vorhanden ist, ist der Lackbaum. Derselbe zeichnet sich noch weniger durch Schönheit aus, wie der vorher beschriebene. Seine knorrigen, wenig verzweigten Stämme tragen große, glänzende, in der heißen Zeit gänzlich verstaubte Blätter. Aber die Blüten, welche Ende Februar oder Anfang März diese Bäume bedecken, bilden einen wahren Schmuck. Es sind leuchtend rote Schmetterlingsblüten von vier bis fünf Centimeter Länge, die aus einem sammetartigen dunkelolivgrünen Kelche hervorbrechen. Da sie aber ohne bemerkenswerte Stiele dicht an den holzigen Zweigen sitzen, eignen sie sich nicht als Zimmer-Schmuck. Auch sind sie es nicht, die dem Waldbewohner Nutzen bringen. Das ist vielmehr die harzige Masse, welche aus

der Rinde hervorquillt. Der Lack findet besonders bei der Herstellung der leuchtenden Lackfarben Verwendung, die eine Eigentümlichkeit der indischen Industrie sind. Abfälle dienen auch zur Herstellung von Armbändern sowie von anderen Gegenständen. So bringt ein Lackbaum reichen Gewinn, und ein Santhal, der eine Anzahl von solchen Bäumen besitzt, wird glücklich geschäkt.

Doch wir wollen auch der dritten Art von Bäumen gedenken, die verschont wurden. Es sind die mannigfachen Fruchtbäume, vor allen Dingen der wilde Mangobaum. Derselbe ist eine wahre Zierde des Waldes. Seine länglichen glänzend dunkelgrünen Blätter, seine schattenspendende runde Krone, seine traubenförmig stehenden gelblichen Blüten, die einen charakteristischen Geruch verbreiten, seine großen gelben pfauenartigen Früchte mit dem großen Stein in der Mitte, werden einem jeden Besucher Indiens dauernd im Gedächtnis bleiben. Man hat vielleicht mit Recht die Mangofrucht die Königin unter den indischen Früchten genannt. Jedenfalls ist sie die populärste, denn viele andere indische Fruchtbäume gedeihen nur, wenn sie ordentlich angepflanzt und gepflegt werden, während der Mangobaum überall wild wächst. Seine Früchte werden nicht nur im Naturzustande genossen, sondern auch als Gemüse gebraucht und zur Herstellung von Konserven verwendet. Natürlich fehlt es im Walde nicht an anderen Früchten und Beeren; aber die Mangofrucht ist doch die Nationalfrucht.

Wer den indischen Wald durchwandert wird immer wieder entzückt werden durch den reichen Wechsel von Berg und Tal, Hochwald und Lichtung, von Feldern, Dörfern, Bächen, Flüssen, Felsen, Farnkräutern und Lianen, welche die Bäume und Büsche oft wie Guirlanden verbinden.

Und wie ist es nun mit der Tierwelt? Der Europäer denkt sich diesen Wald wimmelnd von allen erdenklichen wilden und den Menschen gefährlichen Tieren. Ich entinne mich meiner ersten Ferienreise in Indien, die mich durch einen der schönsten Wälder Chota-Nagpurs führte. Ehe ich dieses Gebiet betrat, hielt ich bei einem eingeborenen Geistlichen Einkehr, mit dem ich mich, so gut ich es damals nach wenigen Monaten Sprachstudiums konnte, unterhielt. Er wußte viel von wilden Tieren zu erzählen, besonders von Tigern und wilden Elefanten, denen gerade auf dem Wege, der vor mir lag, viele Wanderer zum Opfer gefallen sein sollten. So begann ich denn mit heimlichem Grausen die Fahrt durch den Wald. Hin und zurück bin ich gefahren; habe aber außer einigen Schmetterlingen nichts von Tieren gesehen, und, was mehr ist, auch kaum etwas gehört. Ueber den indischen Wald breitet sich am Tage eine unheimliche Stille, unheimlich, weil man weiß, daß er in der Tat von allerlei wilden Tieren bewohnt wird. Doch die gehen erst in der Nacht auf Raub aus. Wenn die Sonne ihre letzten Strahlen auf die Erde wirft und die kurze Dämmerung beginnt, dann kann man das Gebrüll des Tigers hören. Ich habe es von unserer Wohnung im Walde aus gehört. Mancher Bruder, der gezwungen war, mitten im Walde in seinem Zelte zu übernachten, hat schon vor dem in nächster Nähe ertönenden Gebrüll des Königs der Wälder gezittert.

In der Nacht gehen auch die kleineren gesledten Leoparden auf Raub aus, und oft genug sind mir Klagen von Landleuten vorgekommen, denen in der Nacht eine Ziege aus dem Stalle geraubt worden war. Bis auf die Veranda unseres Missionshauses kam einst ein großer Leopard. Seine Fußspuren waren im Garten zu sehen, und unser Hündchen, welches sich zu weit an ihn heran gewagt hatte, war von ihm zerrissen worden.

Im indischen Walde hausen auch Bären, und sie sind auch von den Santhals gefürchtet, nicht, weil sie etwa Haustiere rauben, oder dem Menschen gefährlich werden, denn das erste tun sie nicht und das andere kommt selten vor. Aber sie richten Schaden unter dem Getreide an. Der Waldboden eignet sich besonders gut zum Anpflanzen des Mais, und den liebt der Bär. Wenn nun der Mais herangewachsen ist und Kolben trägt, dann merkt sich Meister Pez die Felder und begibt sich nach Gewohnheit aller Diebe in der Nacht an den Ort, den er sich für seine Schandtaten auserkoren hat. Aber der Mensch ist nicht gewillt, dem frechen Räuber die Frucht seiner mühevollen Arbeit zu überlassen. So bleibt ihm denn nichts anderes übrig, als seine Felder in der Nacht zu bewachen. Dazu baut er sich eine Hütte am Rande des Maisfeldes. Vier oder sechs lange Bambusstangen werden aufgerichtet, ein schräges, mit Gras bedecktes Dach darüber. In mehr wie Manneshöhe wird durch angebrachte Querstäbe ein Lager hergestellt, auf welchem eins der Familienglieder des Besitzers sein Nachtlager aufschlägt. Merkt er nun, daß der Bär oder irgend ein anderer Maisliebhaber sich eingestellt hat, dann braucht er nur zu schreien und in die Hände zu klatschen, und der feige Räuber wird seinen Rückzug antreten.

Es gibt natürlich auch noch Mengen von Tieren anderer Gattungen im Walde: Hirsche, Gazellen, Hasen, Rebhühner und Tauben, dazu ungezählte Scharen kleinerer Vögel, die Objekte der Jagd sind. Schlangen bewegen sich hier und da im Grase. Eidechsen kriechen über die Felsen hin. Fische beleben die Gewässer und der große Ochsenfrosch läßt in der Regenzeit sein markenschüttendes Gebrüll hören. Käfer, Schmetterlinge, Mücken, Eikaden und andere Insekten gibt es überall. Sie machen sich recht unangenehm bemerkbar, wenn man in der Regenzeit mit einem Lichte im Freien sitzt. Wilde Bienen bauen ihre Honigwaben an die Zweige der Bäume an. So bietet der indische Wald dem Naturfreunde eine Fülle von Abwechslung, dem Bewohner, von dem wir nun reden wollen, eine Fülle von Nahrung.

## II. Seine Bewohner.

In den verschiedenen Gegenden Chota-Nagpurs leben verschiedene Volksstämme, die oft mit dem gemeinsamen Namen Kols bezeichnet werden, sich aber in Sitten und Gebräuchen, auch in der Sprache wesentlich von einander unterscheiden. Wie ich schon bemerkte, will ich von den Santhals reden, die im Norden des genannten Landstriches und darüber hinaus in dem nach ihnen benannten Distrikte wohnen. Sie kann man in besonderer Weise die Bewohner des Waldes nennen, denn man findet die Santhals eigentlich

nur im Walde. Wo der Wald auf gröhere Strecken gelichtet ist, haben Hindus und Muhammedaner ihre Dörfer und Städte angelegt. Sie bebauen das Land im Umkreise, treiben Handel und üben allerlei einfache Handwerke aus, die sich unter den einfachen Landleuten bezahlt machen, wie das der Tischler, Töpfer und Schmiede.

Der Santhal meidet solche Stätten. Wer ihn auffuchen will, muß sich schon in die Tiefe des Waldes begeben. Je weiter die Hindus und Muhammedaner vordringen, je weiter der Wald urbar gemacht wird, desto weiter ziehen sich die Santhals zurück. Sie wohnen am liebsten ganz allein. Wie oft kommt es vor, daß in einem Hause jemand stirbt. Dann verlassen seine Angehörigen die nach ihrer Meinung von bösen Geistern heimgesuchte Stätte und bauen sich an einer anderen Stelle, womöglich an einem ganz einsamen Orte an. So kann man mitten im Walde gelegentlich ein alleinstehendes Häuschen finden. Der Bewohner hat Söhne, welche heranwachsen und sich zu ihrer Zeit unter den Töchtern des Landes umsehen und heiraten. Die neu gegründeten Familien bauen ihre Hütte in unmittelbarer Nähe des väterlichen Gehöftes. Der Vater bleibt naturgemäß Oberhaupt dieses neu entstandenen Dörfchens. Dasselbe vergrößert sich. Die Enkel heiraten und bauen sich an, Verwandte und auch wohl Fremde finden sich an. So entstehen die Santhal-dörfer, und der Alte, welcher hier zuerst seine Hütte anlegte, bleibt Häuptling und steht bei allen Dorfbewohnern in höchster Achtung. Derartige Santhal-dörfer findet man nun im ganzen Walde, mitunter auf Höhenrücken und Hügeln liegend, zerstreut.

Die Häuser stellen sich die Leute selbst her. Es erfordert kein über großes Geschick. Nachdem die Größe bestimmt und der Umriss des Grundes mit dem hakenartigen Spaten im Rasen aufgezeichnet ist, wird die Erde längs dieses Umrisses ungefähr einen Fuß tief und ebenso breit ausgehoben. Hier und da werden nun Baumstämme eingerammt, die das Dach tragen sollen, je nach der Größe des Hauses mehr oder weniger, jedenfalls aber an jeder Schmalseite drei, von denen der mittlere höher ist, wie die beiden anderen, denn das Dach soll schräge werden. Querbalken verbinden die Konstruktion. Nun wird nebenher in einer Grube Erde und Wasser mit den Füßen ordentlich durchmischt und in großen Klumpen herbeigetragen. Zuerst füllt man den Graben damit aus. Dann baut man die Mauer, die meistens weder ganz gerade noch ganz eben wird. Fensteröffnungen pflegen nicht gelassen zu werden; aber doch eine Öffnung für die Tür, die mit einer Strohmatte verschlossen wird, oder in die man gar eine rohe Holztür einsetzt. Das Dach wird auch in primitivster Weise durch Auslegen von dünnen Baumstämmen, die durch gespaltenen Bambus verbunden und mit trockenem Grase bedeckt werden, hergestellt. Seltener kommen Dachziegel zur Anwendung.

Auch der Bau eines Hauses stört im Allgemeinen nicht die beschauliche Stille des Waldes, denn selten hört man Hammerschläge. Der Nagel spielt keine Rolle. Wo, wie bei der Anfertigung des Daches ein Bindemittel nötig wird, da tun Stricke oder Bast diesen Dienst. Ist das Häuschen vollendet, so erübrigt nur noch, daß es inwendig und auswendig mit in Wasser aufgelöstem Kuhdung bestrichen wird, eine Operation, die öfter wiederholt werden muß. Nun kann das Haus bewohnt werden. Ein kleiner Platz vor der Wohnung wird vom Grase gereinigt und mit Kuhmist präpariert und dient dann als Hofplatz. Handelt es sich um einen besser gestellten Landmann, der Vieh hat, so werden noch Ställe für dasselbe zu beiden Seiten des Hofplatzes im rechten Winkel zum „Herrenhause“ errichtet und schließlich wird das Ganze mit einem Zaun umfriedigt. Mit anderen Worten: in Miniaturausgabe und ganz primitiv haben wir hier dieselbe Anlage, wie auf deutschen Bauernhöfen.

Wie sieht es nun im Innern einer solchen Hütte aus? Kommt man aus der leuchtenden indischen Sonne und tritt in die Hütte ein, so sieht man natürlich zunächst nichts, und auch das in der Ecke auf dem niedrigen aus Lehm hergestellten Herde angezündete offene Feuer vermag keine Helligkeit zu verbreiten, obwohl es durch den Geruchssinn unschwer zu erkennen ist, ebenso wie manches andere, was die Behausung birgt. Sobald sich das Auge an die Finsternis gewöhnt hat, kann man die wenigen Gegenstände, welche das Haus enthält, unterscheiden. Da sieht man eine Bettstelle, die aus einem rohen Holzrahmen besteht, auf den Stricke gespannt sind. Schmückiges Zeug liegt hier und da herum. Tönerne Kochgeräte, Eßgeschäze aus Messing, Pfeil und Bogen, Axt und Spaten, das ist wohl so ziemlich alles, was man sieht. Vielleicht noch ein Regenschirm und ein Paar Schuhe. Warum nur ein Bett? Weil nur der Hausherr sich diesen Luxus gestattet. Frau und Kinder müssen auf der Erde schlafen. Doch noch einen Gegenstand finden wir, der unsere Aufmerksamkeit erregt, nämlich einen aus Stroh künstlich hergestellten fügelförmigen Behälter von mehr wie einem Meter Durchmesser. Derselbe enthält die Kornvorräte von der letzten Ernte. Uns wird auch bald klar werden, daß außer den menschlichen Bewohnern noch allerlei Tiere, Hühner, Enten und Ziegen ihr Nachtlager im Hause aufschlagen.

(Schluß folgt).

### Gaben für die Gossnersche Mission

bitten wir zu senden an

das Kuratorium der Gossnerschen Mission

Friedenau b. Berlin,  
Handjery-Strasse 19/20.

**Inhalt dieser Nummer:** Geistliches Wissen. — Einweihung der neuen Zionskirche auf Gerhardpur (mit zwei Bildern). — Nachklänge zur IV. allgemeinen Studenten-Missionskonferenz. — Unter meinen neuen Jaspur-Christen. — Aus den Wäldern der Santhals. (Schluß folgt).



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBALATT DER GOSSNERISCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 6

Friedenau, Juni 1909.

74. Jahrgang

### Ein Blick ins Allerheiligste.

Ihr aber, meine Lieben, erbauet euch auf euren allerheiligsten Glauben durch den heiligen Geist und betet, und behaltet euch in der Liebe Gottes, und wartet auf die Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben.

1 Kor. 2. 20 u. 21.

Alle Sonntage der sogenannten festlosen Hälfte des Kirchenjahres sind durch ihren Namen und ihre Zahlung eine Erinnerung an unseren, d. h. den christlichen, „allerheiligsten Glauben“. Im Gegensatz zu jedem anderen Glauben ist unser Glaube der Glaube an den Dreieinigen. Die Offenbarung Gottes vollendet sich darin, daß er sich uns in der Heilsgeschichte enthüllt hat als Vater und Sohn und heiligen Geist und solches noch fort und fort tut durch sein Wort. Auf diesem Felsenboden ist die Kirche und die Mission der Kirche aufgebaut, und darauf ruht und steht auch jedes persönliche Christenleben. Die ganze Trinitatiszeit ruft uns daher mit Judas, „dem Knechte Jesu Christi, aber Bruder des Jakobus“, wie er sich selbst nennt, zu: „Erbauet euch auf euren allerheiligsten Glauben!“

Unser Glaube wird darum der allerheiligste genannt, weil das Geheimnis des Dreieinigen uns in der Tat nicht bloß in den Vorhof, nicht bloß in das Heilige, sondern in das Allerheiligste des Wesens Gottes führt. Jetzt gilt es nun, nicht träge wie ein Stein liegen zu bleiben auf diesem Grund und Boden, sondern in der Weise eines emporstrebenden Gebäudes sich aufzuerbauen.

Wie aber kein Bauwerk sich selbst baut, sondern wie es nur wächst durch geistige Menschenkraft, so können wir uns auch nur durch die uns vom heiligen Geiste geschenkte Gebetskraft in die Höhe fördern. Und nur wenn das

geschieht, können wir uns auch „in der Liebe Gottes behalten“. Denn dauernd kann die Liebe des Vaters allein bei dem sein, der mit den ihm verschenken Gnaden-gaben ein wirkliches Glaubensleben lebt; denn Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen, wie, im Grunde genommen, auch kein Mensch den Tod und das Tote liebt, sondern das Leben und das Lebendige. Doch wie, wenn wir hieden doch nicht so vorwärts kommen, wie wir wohl möchten, wenn wir gegenüber der Höhe, zu der wir aufzuklimmen sollen, doch noch sehr zurückbleiben, wenn wir immer merken, daß uns zum „Vollkommensein“ unendlich viel fehlt, — was dann? Dann wissen wir und können in froher Glaubenszuversicht darauf rechnen, daß uns das Erbarmen unseres Herrn Jesu Christi bis hinein in das vollkommene ewige Leben, hindurch durch Tod, Grab und Gericht, sicher geleiten wird, also daß wir, trotz allem und allem, überwinden und unser himmlisches Ziel erreichen werden.

Solchen tiefen Trost gewährt uns der Blick in das Allerheiligste unseres Glaubens. Je fester wir in dem echten, biblischen Glauben an den Dreieinigen stehen, desto tauglicher werden wir zu allen christlichen Taten, und nicht zum wenigsten zum Missionswirken. In unserer Zeit der Neuerlichkeiten wollen wir uns immer wieder darauf besinnen, daß unsere eigentliche Missions-Stärke nicht irgendwie in Vorhof-apparaten und Vorhofsgeschäften liegt, sondern eben im Allerheiligsten.

### Meine erste Reise nach Jaspur.

Von Missionar P. G. Müller.

Es war schon lange mein Wunsch gewesen, Jaspur kennen zu lernen. Daß ich so bald dazu kommen würde, dieses Land zu sehen, hatte ich nicht erwartet. Der Political Agent aus Raipur, unter dessen Jurisdiktion 14 Tributär-Staaten, darunter Jaspur, Udaypur und Sirguja stehen,

sollte Anfang März in Jaspur Nagar, dem Sitz des „feudatory chief“, wie die englische Regierung den „Raja von Jaspur“ nennt, eintreffen. Uns lag daran, persönlich mit dem Political Agent zu sprechen, um wo möglich durch seine Vermittelung unserm Ziele, in Jaspur eine Station bauen zu können, näher zu kommen. Bruder Hahn war seit Mitte Februar in Gomla, von wo Jaspur Nagar in zwei Tagen zu erreichen ist. Aber plötzlich tauchte das Gerücht auf, daß die Pocken in Nagar ausgebrochen seien, und der Political Agent nicht dorthin kommen, sondern sich bei seiner Inspektion des Staates auf den Süden beschränken würde. Da es Br. Hahn unmöglich war, so weit zu reisen, so bat mich Br. Nottrott, so schnell wie möglich aufzubrechen und den Political Agent im Süden Jaspurs aufzusuchen.

Nach Br. Johns Briefen sollte er am Sonntag, dem 28. Februar d. J. in Koronga, zwei Tagereisen von Jharsuguda entfernt, Herberge bestellt haben, und Br. John würde in der Woche vom 22. bis 28. Februar ebenfalls in Koronga sein. Das war ungefähr der einzige sichere Anhalt, mit dem ich am Mittwoch Nachmittag um drei Uhr (24. Febr.) vom Bahnhof Ranchi abfuhr. Am Abend war ich in Purulia, wechselte den Zug und stieg in den „Passenger Train“, der nach Sini ging. Dort kam ich nun elf Uhr nachts an, stieg zum zweiten Male um und konnte mich dann zur Ruhe begeben bis zum nächsten Morgen um sieben Uhr, wo ich die Station Jharsuguda erreichte.

Was für eine bequeme Fahrt trotz zweimaligen Umsteigens verglichen mit der anstrengenden Puschpuschfahrt, die wir vor drei Jahren von Ranchi bis Purulia durchzumachen hatten!

Doch in Jharsuguda gab es die erste Enttäuschung. Mein Rad war nicht umgeladen worden, und der Schein, den ich vorzeigte, nützte mir da nichts, mir wurde gesagt, ich müsse bis zum nächsten Morgen warten. Da war nun nichts zu machen. Ich begab mich nach dem nahen Missionshause, traf glücklicherweise Geschwister Lauzemis wohlbehalten zu Hause an und konnte mit Hülfe einiger Karten und Bruder Lauzemis' Ortskenntnissen weitere Vorbereitungen für meine Reise treffen. Am Nachmittag wurden zwei Kulis unter Begleitung eines jungen Menschen, eines angehenden Kätheisten, den ich von Ranchi für die Station Jharsuguda mitgebracht hatte, abgesandt, mit dem Auftrage, bis zum Abend in Sundargarh (oder Suadi), der Hauptstadt von Gangpur, einzutreffen und am nächsten Morgen in aller Frühe aufzubrechen und bis nach Kampur, im nordwestlichen Teile Gangpurs, hart an der Grenze Jaspurs, zu gehen. Dort ist unser Kandidat Prittamniasih stationiert, und mit dessen Hülfe könnten wir dann weiter reisen.

In der nächsten Nacht brachte der Schnellzug mein Rad mit, und so konnte ich am Morgen (Freitag den 26. März) kurz vor Sonnenaufgang von Jharsuguda aufbrechen, und die 19 Meilen bis Sundargarh waren um neun Uhr zurückgelegt. Unterwegs ließ ich mich mit einem Mohammedaner, den ich nach dem Wege fragte, in ein Gespräch ein. Er kam von Sundargarh und wollte nach Jharsuguda, um dort auf der Thanna (Polizeistation) wegen seiner verloren gegangenen Kühle Anzeige zu erstatten. Bevor wir uns trennten, erzählte

ich ihm die Geschichte von Saul, der auf der Suche nach den verloren gegangenen Eseln seines Vaters zum König gesalbt wurde, und sagte ihm, er könne auch eine Krone erlangen, wenn er an Christus glaube; er solle bei dem Padri in Jharsuguda nach dem Injil (Evangelium) fragen und sich von Christus erzählen lassen.

In der Hauptstadt Sundargarh sprach ich bei Mr. Craven, dem Verwalter des Königs von Gangpur, vor. Auf meine Bitte zeigte er mir eine Karte von Gangpur und Jaspur, woraus ich sah, daß ich auf der großen Heerstraße, die von Jharsuguda nach Jaspur Nagpur führt, zu reisen und in Jaspur mich immer östlich von dem Flusse Ib zu halten hatte.

Mr. Craven besorgte mir auch zwei Leute, die mir den Weg zeigen und beim Passieren der Flüsse helfen sollten. Auch war er so freundlich, mir eine Tasse Tee anzubieten, die ich dankend annahm, da das Madeln Durst erzeugt. Als ich mich ins Wohnzimmer begab, empfing mich Mrs. Craven; während ich mich mit ihr unterhielt, war ein anderer Herr in Mr. Cravens Amtsstube gegangen. Es dauerte nicht lange, da ließ er mich rufen, und zu meinem großen Erstaunen erkannte ich Br. Diller, der von Rajgangpur gekommen war und gerade bei Mr. Craven vorsprach. Wir hielten uns beide noch eine Weile dort auf und genossen den inzwischen bereiteten Tee und einen kleinen Tumbis von Brot, Eiern und Frankfurter Würstchen. Nun begleitete ich Br. Diller zu seinem in der Nähe aufgeschlagenen Zelt. Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als plötzlich meine von Jharsuguda abgeschickten Kulis mit dem Begleiter Christanueran aufstiegen. Welche Enttäuschung! „Wir wußten den Weg nicht,“ war ihre Ausrede, als ob man sich den Weg nicht zeigen lassen könnte. Was half alles Schelten, wir kamen dadurch nicht um einen Schritt weiter. Ich schickte schnell zur Polizeistation, um neue Träger zu bekommen, aber ich wartete länger als eine Stunde vergebens. Als ich mich selber dorthin begab, sagte mir der Vorsteher, die Leute werden gleich kommen; aber wieder verging eine Stunde, und die Kulis waren noch nicht zur Stelle. Ich wartete bald auf der Polizeistationen, bald in Br. Dillers Zelt. Endlich um  $\frac{3}{4}$  Uhr nachmittags konnte die Reise fortgesetzt werden. Doch es ging langsam. Nach einer Stunde Weges war der Ibfluß zu überschreiten, was wenigstens 20 Minuten dauerte. Eine halbe Stunde später fing es an zu regnen, und wir hatten unter den Zweigen dicht belaubter Bäume für eine halbe Stunde Schutz zu suchen. So war es denn fast Sonnenuntergang geworden, als wir das vier Meilen von Sundargarh entfernte Dorf Rajpur erreichten. Ich hätte mir nichts daraus gemacht, in der mondhellernen Nacht mit meinen drei Begleitern weiter zu reisen; aber ich hatte die Rechnung ohne die Kulis gemacht. „Wir gehen nicht weiter!“ hieß es, und da half kein Ueberreden, kein Versprechen. Wohl oder übel mußte ich mich entschließen, in dem Dorfrasthause, einer alten zerfallenen Hütte, zu übernachten. Als ich am nächsten Morgen meine Kulis rief, erfuhr ich, daß sie auf und davon waren, trotzdem sie nur je 1 Anna im voraus erhalten hatten. Das mußte ihnen wohl genug sein, denn in Gangpur

bekommt man für 1 Anna genau soviel Reis wie in Chota-Nagpur für 2 Annas. Da der Chaukidar des Dorfes nicht zu Hause, ging ich selber in das nächste Dorf und besorgte mir einen Kuli, der sich dazu verstand, meine Sachen eine Strecke weit zu tragen. Ich radelte voraus, und mit Hilfe der von mir in dem Dorfe Kundribih beschafften Kulis konnte ich zum zweiten Male den Ibfluss, dessen Windung abermals die Heerstraße kreuzte, überschreiten und erreichte gegen 10 Uhr vormittags die 14 Meilen von Sundargarh entfernte Polizeistation Santra.

Hier fand ich eine genauere Karte vor, und mit Hilfe derselben und der Ortskenntnis des Polizeivorsteigers lernte ich, daß ich nicht den nördlichen Weg über Kampur, sondern gleich hinter der Polizeistation den westlichen, über Sarbal und Lowakera führenden Weg einzuschlagen hatte. Wo aber Koronga lag, konnte mir dort niemand angeben. Daraus schloß ich, daß es noch recht weit sein müsse.

Um 12 Uhr, in der größten Mittagshitze, brach ich mit meinen Leuten auf. Gegen 1 Uhr erreichte ich Sarbal, wo mich einige unserer Gangpur-Christen und der Katechist Samuel, ohne von meinem Kommen etwas geahnt zu haben, erfreut empfingen. In kurzer Zeit hatte ich mit Hilfe des Katechisten zwei neue Kulis bekommen, welche die von Santra kommenden ablösen sollten. Doch diesmal war meine Vorsorge unnötig gewesen, denn mein Begleiter Christianuera, durch Erfahrung gewiszt, hatte schon vorher in einem anderen nahen Dorfe für frische Träger gesorgt.

Die Hitze wurde aber immer drückender. Der Wind, der gegen Mittag wehte, war eingeschlafen und die Tropenglut konnte mit ihrer ganzen Kraft auf mich wirken. Meine Flasche Tee war längst geleert, die Glieder wollten fast ihren Dienst versagen. Aber bald gab es eine große Erleichterung. Die Höhe des Grenzgebirges zwischen Gangpur und Jaspur war erreicht, die Steigung überwunden, und leicht rollte das Rad auf der glatten Heerstraße Jaspurs dahin. Und nicht lange, da war auch das Dorf Lowakera mit seinem großen schattigen Haine erreicht, und der Ibfluss bot dem staunenden Wanderer ein prachtvolles Panorama. In der Regenzeit muß der Anblick geradezu imposant und überwältigend sein, aber auch jetzt war das weit sich ausdehnende Flussbett nicht bloß eine große, öde Sandfläche, wie bei so vielen anderen Flüssen Indiens, sondern es boten sich dem Auge die mannigfaltigsten Abwechslungen dar: hier hoch sich auftürmende Felsen, dort sumpfartige Stellen mit üppigem Gras und Schilf bewachsen, dort das Tiefblau eines seeähnlichen Gewässers, und dort wieder lang sich hinstreckende Lachen; das Ganze eingesäumt von unermesslichen Waldungen mit grünem, grünendem und herbstlich gefärbtem Laube in reicher Abwechslung, und im Hintergrunde die blauen Berge des Königreiches Jaspur.

Das Beste für mich war, daß ich den Fluß nicht zu überschreiten brauchte, was mich wenigstens eine Stunde Zeit gekostet hätte, sondern ich brauchte nur durch einen gänzlich ausgetrockneten, etwa 200 Meter breiten Nebenarm des Ib. Als ich die Anhöhe wieder erreicht hatte, wartete ich auf meine Kulis und meinen Reisebegleiter. Nachdem ich letzterem

den Auftrag gegeben hatte, immer auf der Landstraße zu bleiben, und, wenn nötig und möglich, für neue Kulis zu sorgen, radelte ich voraus, um bald Koronga zu erreichen. Nach etwa halbstündiger Fahrt kam ich durch das Dorf Samdana. Dort erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß der Political Agent und der König in der Nähe des sechs Meilen entfernten Dorfes Sermada in dem Ibflusse einen großen Fischfang veranstaltet hätten und ihre Zelte ebendaselbst aufgeschlagen seien. In einer halben Stunde kam mein Begleiter mit den beiden Lastträgern, und nach kurzer Ruhepause machten wir uns an die letzten sechs Meilen, die an diesem Tage zurückzulegen waren. Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir an unser Ziel. An einer malerisch schönen Stelle unter den grünen Bäumen des Waldes waren die Zelte der genannten Herren aufgeschlagen. Das aus der Nähe zu uns dringende tiefe Gedröhnen von Elefantenstimmen kündigte uns an, daß die Herren wohl bald von ihrer Jagd zurückkehren würden; und es dauerte auch nicht lange, als ein langer Zug, voran der Political Agent zu Pferde und der Raja auf einem großen Elefanten und hinter ihnen etwa 150 Eingeborene, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, an uns vorüberzog.

Mein an einen Baum gelehntes Rad war dem Political Agent aufgefallen, und nach kurzer Zeit schickte er seinen Diener, um sich nach dem Eigentümer, in dem er einen in Jaspur umherreisenden Jesuiten vermutete, zu erkundigen. Ich gab dem Diener zur Antwort, ich würde bei seinem Herrn vorsprechen, sobald ich mich umgezogen hätte. „Is dress men nahin banegā?“ (d. h. geht es nicht in diesem Anzuge?) fragte mich der Diener. Ich erwiderte ihm, daß ich mich doch lieber erst umziehen wolle, denn ich sei den ganzen Tag in dem Anzuge geradelt.

Nach einiger Zeit sprach ich bei dem Political Agent vor, der so freundlich war, mich gleich zum Dinner einzuladen. Während des Essens und nach demselben hatte ich reiche Gelegenheit, mit ihm über die Lage und Stellung unserer Mission in Jaspur zu sprechen. Ich fasse im Folgenden zusammen, was er mir im Laufe der Unterhaltung, die sich übrigens nicht bloß um unsere Mission sondern um alles mögliche andere drehte, über die uns interessierende Frage, ob wir durch Gründung einer Station bald in Jaspur festen Fuß fassen könnten, eröffnete.

Es hänge allein vom chief — so nennt die Regierung, wie gesagt, den sogenannten Raja — ab, ob er der Mission Land zu einer Station geben wolle oder nicht. Die Regierung könne nach dieser Richtung keinen Druck auf ihn ausüben; denn ihr müsse daran liegen, daß die chiefs der Tributär-Staaten in der Verwaltung ihres Landes möglichst selbstständig seien, dadurch würden der Regierung viele Sorgen und Kosten erspart.

Sein Vorgänger habe nicht im Sinne der Regierung gehandelt, als er den chief zu dem Vertrag vom Februar 1907 gezwungen habe. Der chief sei an das erzwungene Ueber-einkommen nicht gebunden und würde darum auch den Bau von Kapellen in seinem Lande nicht gestatten.

Verglichen mit anderen chiefs, die ihre Untertanen vergewaltigen, sei er ein gerechter, milder Regent. Seiner Hindu-Religion sei er bigott ergeben und stehe vollständig unter dem Einfluß seiner Brahmanen. Aber weil er im Grunde tief religiös gesinnt sei, wisse er die Bestrebungen der Missionare um Ausbreitung der Religion wohl zu würdigen.

Doch erkenne er in der Ausbreitung des Christentums durch die Missionare nicht bloß religiöse Motive, es scheine ihm vielmehr, als ob die Religion nur Vorwand sei, um seine Untertanen ihm zu entfremden und unter den Einfluß einer anderen Macht zu bringen.

tun haben. Besonders sei ihm die Arbeit der Missionare, die langsam vorgehen, sympathisch; wo er aber die Leute in Haufen zu den Missionaren strömen sehe, könne er nur annehmen, daß politische Motive mit im Spiele seien. Er sei fest überzeugt, daß die Katechisten durch Hinweis auf die Zustände in Chota-Nagpur, wo Bethbegari (Frontdienste) abgeschafft sind, seine Untertanen mit ihrer Lage unzufrieden gemacht hätten. Er werde darum weder zur Gründung einer Missionsstation noch zum Bau von Kapellen seine Erlaubnis geben; wenn es den Leuten um ihre Religion zu tun sei, dann könnten sie zu irgend einer Kapelle jenseits der Grenzen seines Reiches gehen. Die Entfernungen seien



Schwester Marie Vorläper mit ihren Pfleglingen.

Die Erfahrung, die er in dieser Beziehung gemacht habe, habe ihn außerordentlich mißtrauisch werden lassen. Wenn er z. B. früher einen mit seinem königlichen Insiegel versehenen brieflichen Befehl in eines seiner Dörfer schickte, um Arbeiter oder Lastträger zu bekommen, so wären sofort Leute zur Stelle gewesen; aber seitdem die Missionare in seinem Lande arbeiteten, sei es anders geworden. Die Leute verweigerten zwar nicht direkt den Gehorsam, aber er müsse oft einen Chaprassi (Diener) nach dem andern senden, um die nötige Anzahl von Leuten zusammen zu bekommen.

Die Erfahrung von dem abnehmenden Einfluß in seinem Lande habe ihn sogar verbittert, zumal er das Wohl seiner Untertanen zu fördern bestrebt sei. Am schlechtesten sei er auf die Jesuiten zu sprechen, die nichts weiter als Verwirrung in seinem Lande angerichtet hätten. Der deutschen Mission stehe er freundlich gegenüber und möchte nur mit ihr zu

nicht so groß, denn zu den Märkten machen die Leute viel weitere Wege, wenn es sich darum handelt, irgendwo etwas billig zu kaufen.

Es mochte wohl 10 Uhr geworden sein, als ich das Zelt des Political Agent verließ. Die Nacht verbrachte ich in meinem unter den Bäumen des Waldes aufgestellten Feldbett. Der nächste Tag war ein Sonntag. Der Political Agent und der Raja waren in aller Frühe zur Weiterreise aufgebrochen, ich war mit meinen beiden heidnischen Lastträgern und meinem christlichen Reisebegleiter allein zurückgeblieben. Am liebsten hätte ich in dieser stillen Wald einsamkeit den Sonntag verlebt; aber meine Leute konnten dort nichts zu essen bekommen, und so ging ich mit ihnen in das oben genannte Dorf Samdana zurück, wo mir ein Zemindar bereitwillig einen großen, sauberen, mit einem guten Strohdache versehenen Raum, doch ohne Wände, zum

Aufenthaltsort anwies. Am nächsten Tage gelangte ich bis Sundargarh, wo ich bei Mr. Craven den Abend verleben durfte, und am Dienstag Vormittag war ich wieder in Tharsuguda und am Mittwoch Mittag in Ranchi.

### Schwester Marie Vorköper und ihre großen und kleinen Pfleglinge.

Wir bringen diesmal das erste Bild unsrer ersten Diakonisse unsrer Kolonmission inmitten ihrer Pflege-

Nur einer Wunsch hat sie, nämlich den, daß ihr Bruder auch einmal ebenso glücklich werden möge wie sie. Sie scheint ihn sehr zu lieben. Wie sandten ihm einen Brief und erzählten ihm, wo seine Schwester jetzt sei, und wie glücklich Jesus sie gemacht habe. Sie betet jeden Tag für ihn und seine Befreiung. Und sicher wird der Herr an seiner Seele arbeiten und ihr ihres Herzens Wunsch erfüllen. Oft weint sie, warum er wohl nicht antwortet, und wir haben dann zu trösten, daß es ihm gewiß ebenso schwer werde, wie einst ihr, seiner Schwester, zum Anfang, damals, als sie zu uns kam."



Der Posaunenchor von Govindpur.  
In der Mitte Missionar E. Wüste mit Frau und Tochter.

befohlenen. „Die kleine Gesellschaft“, schreibt Schwester Marie, „macht wohl viel Arbeit, aber auch viel Freude, und ich bin immer traurig, wenn ich sie verlassen muß.“

Links von Schwester Vorköper steht eine Hinduwitwe — ohne Arme! Sie hatte sich vor Verzweiflung über die schlechte Behandlung, die ihr nach dem Tode ihres Mannes von dessen Verwandten widerfuhr, auf die Eisenbahnschienen geworfen, und der daher kommende Zug hatte ihr beide Arme abgeföhrt. So wurde Sianfchi nach Purnlia gebracht. Schwester Marie nahm sich ihrer an. In ihre umnachete Seele kam das Licht des Evangeliums. Sie wurde unterrichtet und kürzlich getauft. Ueber sie erzählt Schwester Marie in einem Briefe: „Unsre Sianfchi (jetzt Magdalena) ist so fröhlich und hilft mit Augen, Mund und Herz, ja oft mit einem Armtumpf und Füßen an ihrem Teil bei den Kleinen.“

### Aus Govindpur. (Goschnepur.)

Missionar Ernst Wüste schreibt:

Unbeleide ich mir, Ihnen ein Bild des Posaunenchors von Govindpur zu senden. Ich ließ es in Ranchi während der Generalkonferenz von Babu Christopher Kumar machen, denn ich selbst bin mit der Kunst des Photographierens nicht bekannt. Ebenso fehlt mir die nötige Zeit dazu.

Sie mögen nun fragen: Wie kam der Govindpurer Posaunenchor nach Ranchi? Nun, die Sache lag einfach so: Seit einiger Zeit spielt die Orgel in Ranchi nicht mehr, und der Posaunenchor der High School brach letztes Jahr zusammen, und der neue ist noch nicht so weit, daß er öffentlich blasen könnte. Da nahm ich dann auf Br. Nottrotts besonderen

Wunsch den Chor mit nach Ranchi, damit er während der Generalkonferenz die Gottesdienste und sonstige Feiern verschönne.

Auf dem Bilde befinden sich auch zwei Bläser, welche während der letzten Epidemie Witwer geworden sind, nämlich der Katechist Jakub links auf dem Bilde mit dem Bombardon in der Hand, und der Lehrer Barnabas, welcher den Chor leitet und neue Jünglinge anernt; er steht mit dem Taktierstock hinter meiner Frau. Der erste rechts auf dem Bilde mit dem Flügelhorn in der Hand ist der Katechist Abraham, welcher mir im letzten Jahre so treu half und zur Seite stand.

Die beiden jungen Leute mit den Zugposaunen in der Hand und die beiden Burschen, welche rechts von meiner Tochter auf der Erde sitzen, sind erst im Laufe der letzten  $1\frac{1}{2}$  Jahre von uns angelernt worden, blasen aber schon ganz niedlich. Zwei von ihnen sind noch Schulknaben, nämlich der neben mir stehende Silas und der auf der Erde sitzende, von meiner Tochter rechts der zweite Junge. Da die beiden Jungen nächste Weihnachten nach Ranchi zu gehen gedenken, so lernen wir z. B. vier andere Knaben an, damit danu Ersatz vorhanden ist. Die zwei Knaben können dann, wenn nötig, in den Ranchi-Posaunenchor sofort eintreten. Der Posaunenchor macht mir manche Mühe, und hat mir schon verschiedene Unkosten verursacht; aber das wird doch immer wieder aufgewogen, durch die Freude die er uns immer wieder in Gottesdienst und Gemeinde bereitet.

Wir haben in diesem Jahre merkwürdiges Wetter! Erst war es unerträglich heiß, und jetzt seit etwa acht Tagen, haben wir fortwährenden Regen, verbunden mit schweren Gewittern und Hagelwettern. Die Folge davon ist, daß man sich in die kalte Zeit zurückversetzt glaubt.

Ostern feierten wir alle in alter Weise; am heiligen Abendmahl, welches ich nicht wie sonst am Charfreitage, sondern auf Bitten der Gemeinde am Ostertage abhielt, nahmen an die 550 Kommunikanten teil. Es war ein gesegneter Ostersonntag für uns alle.

Aus der Gemeinde lauten die Nachrichten befriedigend; wenn ich auch hier und da manches anders und besser wünschen möchte!

Die Pocken herrschen noch immer im Lande. Augenblicklich habe ich auch drei schwere Pockenfälle auf der Station; doch ist bei allen dreien Hoffnung auf Genesung vorhanden. Ich muß sagen, daß, obwohl die Pocken einen Menschen gräßlich entstellen, ich doch dieselben der entsetzlich schnell verlaufenden Cholera vorziehe; denn während die Cholera meist mit dem Tode endet, so genesen doch zum Mindesten 75 pCt. aller Pockenfranken. Ich hoffe, daß durch Gottes Hilfe der jetzige Regen und die damit verbundenen kühlen Tage dieser Seuche irgend ein Ziel setzen werden.

und manches andere gepflanzt. Die Früchte verschiedener Bäume werden gegessen, oder bringen, auf dem Wochenmarkt verkauft, etwas Geld in die Wirtschaft. Die Blätter von allerlei Sträuchern, Kräutern und Bäumen ergeben ein wohlschmeckendes Gemüse. Dazu fehlt es auch nicht an Fleisch. Der Santhal ist ein leidenschaftlicher Jäger. Er betreibt die Jagd mit Pfeil und Bogen, seltener mit einer alten Flinte, einzeln, oder zur Jagdzeit dorfweise in großer Jagdgesellschaft, die am Morgen auszieht und was sie erjagt, sogleich bratet und verzehrt. Nicht immer sind solche Jagden erfolgreich. Ich habe gesehen, wie die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes früh am Morgen auszog und spät am Nachmittage heimkehrte, ohne auch nur ein einziges Häslein geschossen zu haben. Besser geht es dem Jünglinge, der auf die Vogeljagd ausgeht. Tauben und Rebhühner gibt es noch in Mengen, und der Fischer hat keinen Mangel an wohlschmeckenden Fischen. Selbst Krebse findet man zwischen den Steinen der Bäche und Teiche.

Was aber der Santhal sonst noch braucht, das erhebt er auf dem hier und da, vornehmlich aber in der Nähe von kleinen Städten oder größeren Dörfern abgehaltenen Wochenmärkte. Dahin begeben sich alle die professionellen und nichtprofessionellen Händler, die irgend etwas verkaufen wollen: Kleider, Schmuckgegenstände, Tabak, Kalk, Gewürze, Reis, Hülsenfrüchte, Gemüse und Oel und was immer zur Bereitung der Nahrung, zum Schmucke oder sonstwie im Haushalte nötig ist. Das alles ist auf dem Markte zu haben und wird auf Grasmatten unter schattenreichen Bäumen oder in kleinen Buden feilgeboten. Es ist ein besonderes Vergnügen der einfachen Bewohner des indischen Waldes, den Markt zu besuchen. Er ist auch die Stätte, da man zusammenkommt. Da trifft man seine Verwandten und guten Bekannten, und es mutet den Europäer oft wunderlich an, wenn sich die Schwiegertochter daselbst vor der Schwiegermutter auf die Erde wirft um sie zu begrüßen, oder wenn man die Frauen, welche sich dort treffen, herzzerbrechend weinen und heulen hört, natürlich vor Freude und weniger aus dem Herzen kommend, als vielmehr der Sitte gemäß.

Wenn nun der Santhal auch Landmann ist, so gehört ihm meistens nicht viel. Die Dörfer mit den umliegenden Ländereien gehören den Hindu-Besitzern, die sie wieder von der Regierung oder von dem eingeborenen Könige (Großgrundbesitzer), der in der Nähe von Hazaribagh wohnt, gepachtet haben. Ihr Bestreben geht nun natürlich dahin, nicht nur die von ihnen geforderte Pachtsumme zusammenzubringen, sondern noch ein gutes Stück darüber nach dem Grundsätze: Je mehr, desto besser! Die Unterpächter sind nicht nur verpflichtet, eine Rente in barem Gelde zu bezahlen, sondern sie müssen dem Dorfbesitzer auch an bestimmten Tagen dienen, seine Felder bestellen, oder sonst tun, was immer er von ihnen fordert. Findet in seinem Hause irgend eine Festlichkeit statt, etwa eine Hochzeit, so wird er vorher seine Diener herumschicken, nicht, um etwa alle seine Vasallen zu dem Feste einzuladen, sondern um von ihnen einen Beitrag in Geld oder Naturalien einzufordern. Daz die leichten Sachen nicht immer im Rahmen des rechtlich Erlaubten

## Aus den Wäldern der Santhals.

Von Missionar Th. Nott.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Santhal hängt unzertrennlich mit seinem Walde zusammen. Derselbe liefert ihm auch die Mittel zum Leben. Auf den urbar gemachten Feldern wird Reis, Mais, Hirse

bleiben, wird der ohne Weiteres verstehen, der die indischen Verhältnisse ein wenig kennt; aber im Großen und Ganzen kann der Santhal nicht über Bedrückung seitens der Hindu-besitzer klagen, wie das sonst unter den Kolsstämmen der Fall ist.

Zur Bebauung des Landes, zum Pflügen und Einfahren, gehören ein Paar Ochsen. Je reicher der Mann ist, desto mehr Ochsen hat er. Sie bilden auch die Morgengabe bei Hochzeiten, und es bleibt nicht aus, daß die Brautwerbung seitens des Vaters des heiratslustigen Jünglings sich zu einem richtigen Kaufgeschäfte ausbildet. Der Gedanke ist dieser: Das junge Mädchen, auf das reflektiert wird, hat seit Geburt den Eltern schon viel kostet. Nun, da es der Mutter in der Hauswirtschaft und auf dem Felde eine kräftige Hülfe sein kann, begeht es ein Anderer. Da muß er den Eltern den Ersatz geben für die Arbeitskraft, die er ihnen nehmen will. Wenn der Handel abgeschlossen und die Zahl der zu liefernden Ochsen, Kleider usw. festgelegt ist, steht der Hochzeit nichts mehr im Wege. Ich will damit nun aber nicht behaupten, daß immer ohne Liebe geheiratet werde. Es gibt unter den Santhals glückliche und unglückliche Ehen, wie überall. Die Mädchen sind auch froh, wenn sie einen eigenen Hausstand haben dürfen, denn von den Eltern werden sie doch nur ausgenutzt. Sobald die Tochter fünf oder sechs Jahre ist, muß sie Ziegen und Kühle hüten, kleinere Geschwister den ganzen Tag lang herumschleppen, auf der Hüste, wie es üblich ist; später muß sie im Hausstande alles und jedes machen, denn die Sauthalsfrau ist faul und schüttelt die Arbeit, sobald wie möglich, auf ihre Töchter ab. Die Söhne werden zwar auch nach besten Kräften ausgenutzt; aber sie haben doch eine bessere Tugend, wie die Mädchen.

Doch wir sprachen von der Landwirtschaft. Die Ochsen tun bei dem Inder z. T. den Dienst der Pferde. Im Walde dient das kleine Pferdchen, welches der eingeborene Landmann züchtet, einzig und allein als Reittier. Zum Ziehen des kleinen zweirädrigen Ochsenwagens, der zur Beförderung von Personen und Sachen gebraucht wird, zum Pflügen und Dreschen hat man Ochsen; oder auch die schwarzen Büffel, welche die Ochsen an Größe und Stärke übertreffen. Ueber die Art und Weise des Dreschens, von der man sich in Europa keine rechte Vorstellung machen kann, muß noch ein Wort gesagt werden. In einer Ecke des Feldes wird ein kleiner oder größerer Platz gereinigt, gestampft und mit Kuhmist glatt und fest gemacht, wie der Hof der Bauernhäuser. In der Mitte dieser Tenne wird ein Pfahl eingearammt. Nachdem um diesen Pfahl herum das auszudreschende Korn gelegt worden ist, werden drei Ochsen oder Büffel nebeneinander derart an dem Pfahle befestigt, daß sie auf dem Getreide herumgetrieben werden können. Sie treten mit ihren Hufen das Korn aus den Lehren aus, das nun von der Spren gereinigt und in die vorhin erwähnten Behälter aus Stroh gebunden wird.

Das Leben des Santhals ist von den Sorgen um das tägliche Brot vollkommen ausgefüllt, sobald ihm für höhere Interessen keine Zeit bleibt. So ist ihnen auch der Vorteil der Bildung nicht klar geworden, und Schulen (abgesehen

von Missionschulen) gibt es unter ihnen nicht. Selbst an Festen ist ihr Leben nicht reich. Doch werden dann und wann Familiereignisse benutzt, um große Gesellschaften zu geben, bei denen den Gästen gekochter Reis und Ziegenfleisch in Gefäßen, welche aus großen Blättern zusammengestückt werden, dargereicht wird.

So fließt das Leben jener armen bedürfnislosen Waldbewohner hin, wie die Bäche, die den Wald durchschneiden. Große Ereignisse gibt es in ihm nicht, große Taten vollführen sie nicht. Ihr Leben geht dahin in denselben Bahnen, in denen das ihrer Vorfahren dahingeflossen ist. Am Ende, wenn man nach dem Ergehen irgend eines alten Bekannten fragt, den man lange nicht gesehen hat, so heißt es, wie in jenem alten deutschen Volksliede: „Gestorben, verdorben!“ Letzteres ist der gebräuchliche Ausdruck für das Sterben. Und dennoch, auch der Santhal ist ein Mensch nach dem Ebenbilde Gottes gemacht. Auch er hat eine Seele, die dem Sohne Gottes kostbar genug war, daß er das Lösegeld für sie zahlte. —

### III. Das Sündenelend der Santhals.

Auch in die Tiefen des indischen Waldes begibt sich der gute Hirte in der Gestalt seiner Zeugen. Auch in ihm hört man seine Stimme: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken!“ Das ist aber eben der Punkt, in dem die helfende Barmherzigkeit einsetzen kann und einsetzt: Die Not. Wir wissen ja freilich, daß der Herr vornehmlich vom Sündenelende redet. Doch wer will behaupten, daß nicht auch andere Nöte zu ihm führen. In der Heidenwelt sind es oft recht äußerliche Dinge, welche aus der innerlichen Unzufriedenheit mit den ganzen religiösen und sittlichen Verhältnissen, in denen sie leben, den Entschluß und die Tat gehoren werden lassen, nun etwas Besseres zu suchen. Nicht immer wird die gebotene Hand ja kräftig genug ergriffen, so daß die Seele gerettet werden kann. Aber wir wissen, daß mancher, der wie Saul auszog, um irdische Dinge zu suchen, wie jener, etwas viel kostlicheres fand, eine himmlische Königskrone.

Ehe wir also auf die Mission unter den Santhals zu sprechen kommen können, müssen wir uns etwas mit ihren Nöten beschäftigen. Wir hörten schon vorhin, daß dieselben geringer sind, als bei anderen Stämmen der Kols. Dort sind es oft vornehmlich die Bedrückungen seitens der Hindu-Dorfbesitzer, welche die Leute in die Hände der Mission treiben. Solche Bedrückungen gibt es unter den Santhals nicht in dem Maße. Zwar verlangt der Grundherr auch von ihnen mehr, als ihm rechtlich zusteht; aber doch nicht mehr, als wie sie leisten können.

Eine besondere Not verursachen in fast allen Gegenden Indiens die häufig eintretenden Teuerungen. Auch auf den im Walde urbar gemachten Feldern wächst dann das Korn nicht. Oft bringen die Santhals nur soviel ein, als zur Aussaat verwendet wurde, oft vertrocknet alles. Aber der schlechte Ausfall der Reisernte bringt die Waldbewohner nicht an den Bettelstab. Da ist der Mais und die hohe Hirse, die nicht so große Ansprüche an Feuchtigkeit stellen.

Da sind die eingehämmelten Mahuavorräte. Da gibt es vielerlei Gemüse, Wurzeln und Früchte, welche der Wald dem Suchenden unentgeltlich liefert, ganz abgesehen von dem Fleische, das ohne Tagdschein jederzeit zu haben ist. So kommt es auch, daß man den Santhal eigentlich immer fröhlich sieht. Nichts kann ihn aus seiner Ruhe bringen, und wenn es nicht anders sein kann, beschränkt er seine Bedürfnisse.

Das Elend der Santhals liegt in ihrem Abglauben und in ihren Lastern. Sie bringen nämlich den bösen Geistern Opfer durch die Hand ihrer Priester, die einen großen Einfluß auf das Volk ausüben. Außerdem verehrt der Santhal noch seine Ahnen. Man findet oft in der Nähe ihrer Gehöfte niedrige Hütchen; oder nur von Stäben getragene Strohdächer. Unter diesen befinden sich einige ein Fuß hohe roh behauene Holzklöppen. Das sind die Repräsentanten der Vorfahren, denen die dankbaren Nachkommen Verehrung zollen.

Aber im Allgemeinen ist es nicht dieser Dienst, der der Mission hinderlich ist. Es liegt vielmehr in der Natur der Sache, daß ein Mensch, der sich von seiner Kindheit an vor bösen Geistern gefürchtet hat, froh ist, wenn er diese Furcht los werden kann. Dagegen sind es, wie man leicht verstehen kann, die Teufelspriester, die mit Recht für ihr Ansehen und für den Verlust eines mühselos erworbenen Einkommens fürchten, welche ihr Möglichstes tun, das Volk in der alten Religion zu erhalten. (Schluß folgt.)

### Fröhliche Geber.

1. Eine ungenannte Gabe wurde mit folgenden Worten eingefascht:

Noch einmal will dreihundert Mark aus Stilling's\*) Heimat spenden, Die wolle man von Friedenau nach Indien bald senden; Es tut mir leid, zu hören noch von so viel Tausend Schulden Ihr Christen, werft die Frage auf: Kann man das länger dulden? Und heißt es: Nein! so weilet nicht zu lange beim Ermessen, Schreibt slugs nur eine Ziffer hin, und Nutzen nicht vergessen!

2. W. i. u. W. „Eine Mariensalbe einer Arbeiter-tochter“ (100 Mf.).

3. „Von einer im Glauben glücklichen Glenden“ 20 Mf.

### Aufruf für die bedrängte Goßnersche Mission. Wer will das verantworten?

Liebe Freunde! Das laufende Jahr 1909 ist für unsere Einnahmen ein so ungünstiges gewesen, daß unsere Hülfsquellen bis auf einen unbedeutenden Rest erschöpft sind.

\*) Der bekannte fromme Augenarzt, Professor der Staatswissenschaften und Schriftsteller Jung Stilling (1740—1817). Seine berühmte „Lebensgeschichte“ kann nicht oft genug empfohlen werden, besonders die Kindheits- und Jugendgeschichte.

**Inhalt dieser Nummer:** Ein Blick ins Allerheiligste. — Judä. B. 20 u. 21. — Meine erste Reise nach Jaspur. — Schwester Marie Vorläper und ihre großen und kleinen Pfleglinge (mit Bild). — Aus Govindpur (mit Bild). — Aus den Wäldern der Santhals (Fortsetzung statt Schluß). — Fröhliche Geber. — Aufruf für die bedrängte Goßnersche Mission. — Die Abschiedsrede. — Nachricht.

Hierzu eine Beilage.

Außerdem ist der große Fehlbetrag der letzten Jahre im Betrage von über 106 000 Mark zu unserer Vertrübsnis bisher noch immer ungedeckt geblieben. Diese äußerst ernsten Umstände hemmen unser Werk an allen Ecken und Enden, und das zu einer Zeit, wo sich des Herrn Segen auf den Missionsfeldern ganz sichtbar fund tut. In unserer alten Ganges-Mission haben wir wieder zum ersten Male seit vielen Jahren auf dem felsharten Boden des Hinduismus 70 neue Taufbewerber zu verzeichnen. In der blühenden Kols-Mission mit jetzt 70 017 Getauften und 18 441 Taufbewerbern zieht besonders die große Bewegung in dem heidnischen Reiche Jaspur unsere fürsorgliche Aufmerksamkeit auf sich. Erst ganz kürzlich konnte eine Erstlingschar von 541 Seelen daselbst die heilige Taufe empfangen. Welch' ein Angeld auf spätere Missionsernten! Und im Lande des Brahma-putra zählt unsere junge Assam-Mission trotz der geringen Förderung, die wir ihr bisher angebunden lassen konnten, schon 1677 Getauften und 310 Taufbewerber. Allein diese himmlischen Saatfelder unseres Gottes gingen ihrer schnellen Verwüstung entgegen, wenn uns die leeren Hände durch reichliche Unterstützungen nicht in kurzem aufs neue gefüllt würden, und zwar so, daß wir auch durch die erfahrungsmäßig sehr dünnen Sommermonate hindurchkommen. Bleiben die Gaben der Missionsfreunde so unzulänglich, wie bisher, müßten wir viele eingeborene Angestellte entlassen, müßten wir zahlreiche Schulen schließen, müßten wir Hunderte und Tausende an die Jesuiten verweisen, die Geld die Fülle haben, oder sie ins Heidentum zurückstoßen, ja, wir hätten womöglich nicht soviel, unsrer europäischen Brüdern und Schwestern ihre Notdurft zu geben.

### Wer aber will das verantworten?

Darum hoffen wir, daß diese kurze Anregung genügen wird, die Liebe der deutschen evangelischen Christen für Goßners Werk neu zu beleben.

Wir bitten inständig um schnelle und nachdrückliche Hülfe.

Gaben der Liebe bitten wir zu senden: An das Kuratorium der Goßnerschen Missions-Gesellschaft in Friedenau bei Berlin.

Friedenau bei Berlin, Frühjahr 1909.  
Handjery-Straße 19/20.

**Das Kuratorium  
der Goßnerschen Missionsgesellschaft.**

D. Braun.

### Die Abschiedsrede,

die Herr Generalsuperintendent D. Braun am 4. April d. J. in der St. Matthäikirche zu Berlin gehalten hat, ist im Druck erschienen und wird zum Besten unsrer Mission das Exemplar zu 40 Pf. verkauft. Bestellungen bitten wir an die Buchhandlung der Goßnerschen Mission Friedenau-Berlin zu richten.

### Nachricht.

Auch Missionar P. Herzberg in Schivelbein (Pom.) ist, gleich unsrer schon früher genannten Missionaren, zur Abhaltung von Missionsgottesdiensten aller Art bereit.



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLATT DER GOSSNERISCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 7

Friedenau, Juli 1909.

74. Jahrgang

### Nur kein Schweigen!

O Jerusalem, ich will Wächter auf deine Mauern bestellen, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nimmer stille schweigen sollen, und die des Herrn gedenken sollen; auf daß bei euch kein Schweigen sei, und ihr von ihm nicht schweiget, bis daß Jerusalem zugerichtet und gesetzt werde zum Lobe auf Erden. Jesaj. 62, 6—7.

**B**ogatzys berühmtes Kirchen-, Schul- und Missionslied „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, der Wächter, die auf Zions Mauern stehn“ ist diesem alten prophetischen Worte entquollen. Der fromme Dichter und Erbauungsschriftsteller hat damit auf die Gemeinde Jesu Christi angewendet, was nach dem ursprünglichen Sinn Jesajas von dem gläubigen Israel der letzten Zeit und der erneuerten Stadt Jerusalem gilt. Niemand wird ihn darüber tadeln dürfen, denn die Wahrheit bleibt zu allen Zeiten und für alle Verhältnisse gültig, daß es stets Männer Gottes, heilige Hüter und Wächter, geben soll, die dafür zu sorgen haben, daß des Herrn Name und Ruhm unaufhörlich — bei Tage und bei Nacht — gepredigt und gepriesen werde. Niemals soll Gottes Volk einer Stätte des Todes schweigens gleichen.

Es gibt gewiß Dinge, von denen man am besten schweigt. Aber können und dürfen wir schweigen von Ihm, der uns erlöst hat und noch fort und fort (2. Kor. 1, 10) erlöst? Ja, würden Christi Botschafter schweigen, so würden die Steine schreien. In dem geordneten Predigt- und Lehramt, ob in der Heimat, ob draußen bei den Heiden, hat die Kirche ihren redenden und zeugenden Mund. Diese berufsmäßigen Wächter wollen bestellt und unterhalten sein. Das ist die oberste und erste Pflicht der Gemeinde. Darum willst du etwas für die Mission tun, so sorge vor allem für die Gewinnung, Heranbildung, Aussendung, Besoldung und Verpflegung der Missionare. In zweiter Linie würden die

Wächter in Betracht kommen, die schon aus den Eingeborenen gewonnen sind. Allein hier muß bereits die fürsorgende Tätigkeit der Heidenchristenheit auf den Missionsfeldern selbst einsetzen. Es wäre ein unerträglicher Zustand, wenn die Gemeinde draußen garnichts in der Hinsicht täte. Vielmehr soll es einmal dahin kommen, daß die entstandene Missionskirche ihre Diener ganz und gar mit eigenen Mitteln unterhalte. Möchten es die jungen Christen immer mehr einsehen, wie bald jenes von Gott dem Herrn verpönte „Schweigen“ eintreten würde, wo die Wächter nicht ihres Amtes walteten! Möchten sie es auch erkennen, daß es eine Zurichtung zum Lobe Gottes auf Erden für die Gemeinde und die einzelne Seele nicht geben kann, wo nicht unausgesetzt, zur Zeit oder Unzeit (denn auch so mögen wir das „Tag und Nacht“ deuten), das Wort Gottes mit allem Fleiß getrieben wird!

Wie verkehrt aber wäre es, wollten wir die Pflicht des Redens von Gott einzige und allein auf die eigentlichen Prediger abwälzen. Sollen wir Christen nicht alle wachsam sein? Oder soll, gegenüber dem Klerus, die Gemeinde etwa zum völligen Schweigen verurteilt sein? Das wäre jedenfalls nicht evangelisch gedacht. Seinen Glauben vor den Menschen bekennen kann und soll auch der nicht beamtete Christ. Und dazu bietet sich tausendfältige Gelegenheit. Zum wenigsten, wenn du Odem aus Gott hast, benutze ihn dazu, ihn, deinen Schöpfer und Heiland zu loben. Nur kein Schweigen!

Durch Schweigen von dem Teuersten und Besten würde das eigene Herz schließlich verkümmern. Wir sind nicht zur Stummheit bestimmt, so wenig wie zur Taubheit. Zubereitet zu einem Werke Gottes, das seinen Meister lobt, werden wir nur dann, wenn wir auch als neue Kreaturen keine Schweiger sind, sondern unsre Glaubensorgane gebrauchen, wozu sie uns gegeben sind, nämlich zur Aeußerung des Geistes von oben, der in uns ist. Darum: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.“

## Aus den Wäldern der Santhals.

Von Missionar Th. Nott.

(Schluß.)

Von einer großen Not der Santhals müssen wir noch besonders reden, der sie sich freilich nicht oder doch für lange Zeit nicht als Not bewußt werden. Die Sünde ist ja dem Sünder oft süß. Diese Not, welche auch der Mission viel zu schaffen macht, ist der Trunk. Ein Schnaps schlimmster Sorte wird in konzessionierten Kneipen verkauft, die sich überall da befinden, wo viele Leute zusammen- oder vorbeikommen. So wird kein Wochenmarkt abgehalten werden, in dessen Nähe nicht eine Kneipe wäre. Das sind nun freilich keine Gastwirtschaften nach europäischem Muster mit Bänken, Tischen und hübschen Gartenanlagen. Vielmehr machen solche Spelunken einen düsteren Eindruck. Man schreit vor ihnen zurück und hat von vornherein die Empfindung, daß man sich an Stätten befindet, an denen der Teufel wirksam ist. Es handelt sich um kleine schmutzige Häuser, vor denen man meistens etliche Tonfrüge sieht. An ihrem Geruche erkennt man sie schon von weitem, und wenn man näher kommt, kann man vor dem Hause, oder im Hofe lärmende, singende, trommelnde Leute am Boden hocken sehen. Auch an Bank fehlt es nicht. Der Trunk, dem die Santhals versessen sind, schadet ihnen nicht nur gesundheitlich, sondern er bringt sie auch oft um Haus und Hof.

Selbst einem sonst ganz wohl situierten Landmann kann es passieren, daß er zu Zeiten kein bares Geld im Hause hat. Das schadet ja nichts, wenn es ihm nur nicht an Lebensmitteln fehlt. Der gewohnheitsmäßige Trinker kann aber auch in solchen Tagen der Schnapsbude nicht aus dem Wege gehen. Er geht also hinein und läßt seine Beche ankreiden. Der Santhal wird nun aber bei nächster Gelegenheit nicht etwa seine Schulden nebst Zinsen bezahlen. Vielmehr kommt es ihm, der, wie man zu sagen pflegt, von der Hand in den Mund zu leben gewohnt ist, ganz angenehm vor, sein Lieblingsgetränk gratis verabfolgt zu bekommen. Sollte es ihm nun einmal an Geld zu sonstigen Zwecken, etwa zum Ankauf von Reis zur Aussaat, fehlen, so findet er bei seinem Freunde, dem Gastwirte, eine offene Hand. Wie stehen nun aber die Sachen in Wirklichkeit? Der Verleiher gibt das Geld nicht aus purer Freundschaft her. Er will verdienen. Da es nun in Indien kein Gesetz gegen den Wucher gibt, so verlangen die Gläubiger für jede Rupie (ca. 1,40 Mk.) eine, oder gar zwei Anna (der sechzehnte Teil einer Rupie ist eine Anna) Zinsen im Monate. Da ist leicht berechnet, daß es sich im Jahre um hundert und mehr Prozente handelt. Kann der Schuldner nach einem Jahre nicht bezahlen, oder denkt er in seinem Leichtsein nicht daran, wie das meistens der Fall ist, so bleibt das Kapital mit den Zinsen stehen, wird nach demselben Zinsfuße weiter verzinst, und die Schuld wächst lawinenartig an, so daß der Mann nach Verlauf einiger Jahre gänzlich außer Stande ist, sie zu bezahlen.

Auf diesen Zeitpunkt wartet der Kaufmann. Nun fängt er an, dem Schuldner Schwierigkeiten zu machen.

Er sendet einige handfeste Männer und läßt den Schuldner holen. Dabei kann es vorkommen, daß der Letztere gewaltige Prügel bekommt. Nun gibt er ein Pfand, einen Ochsen, oder sonst einen wertvollen Gegenstand. Dafür standet ihm der Kaufmann die Schuld. Aber nach einiger Zeit kommen neue Mahnungen. Ein Besitztum nach dem anderen geht in die Hände des Peinigers über, und am Ende kann der Santhal Haus und Hof verlassen, von dem ihm schon lange nichts mehr gehört, und in die Fremde gehen. Er wird sich vielleicht im Walde an anderer Stelle ein Hütten hauen und wie andere arme Leute leben, oder er läßt sich von Agenten als Kuli für die Teegärten in Assam anwerben. Wenn man den Wald durchstreift, kann man oft Leute finden, von denen es heißt: „Sie waren einst reich und sind jetzt verarmt“. Die Veranlassung ist in der Regel die oben geschilderte.

Trunk und Unzucht gehören in der Regel zusammen. Letztere gehört daher auch zu den Lastern der Santhals, und die Tänze, welche in hellen Mondsehnächten auf den Tanzplätzen stattfinden, dienen auch nur dazu, dasselbe zu befördern.

So haben wir denn gesehen, daß es auch unter den Santhals Elend genug gibt. Leider haben sie keine Sündenkenntnis und daher auch kein Heilsverlangen. Es ist finster im indischen Walde.

### IV. Licht in der Finsternis.

Unweit des Damudafusses, der im nördlichen Teile der Provinz Chota Nagpur, eines Distriktes in Bengalen, fließt, mitten im Walde steht auf einem Höhenrücken ein kleines Häuschen. Es enthält nur kleine Räume; aber eine schöne, lange, von vierseitigen Pfeilern getragene Veranda, von der aus man einen schönen Blick auf den Wald und die umliegenden Berge hat, vor allen Dingen auf den Luguber, der sich in stets wechselnden Farben dem Auge präsentiert. Neben dem Hause befinden sich eine geräumige, wenn auch sehr einfache Kapelle, Küche, Stallungen und einige Wohnungen für Eingeborene. Im Garten blüht freilich nicht viel, da der Platz an Wassermangel leidet. Zwei Brunnen, welche angefangen wurden, haben den auf sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen, so daß man Wasser zum Bießen event. auch zum Trinken oder Kochen aus dem nahen Teiche oder Flusse holen muß. Wer freilich etwas Zeit und Mühe daran wenden will, kann das schönste Quellwasser vom Luguberge herabholen. Die Quelle ist etwa eine halbe Stunde von der Station entfernt. Der schmale Fußpfad, der den Wald durchquert und für lange Zeit am Fuße des bewaldeten langgestreckten Luguberger entlang geht, um die Landstraße, die von Ranchi nach Hazaribagh führt, zu erreichen, ist vor dem geschilderten Platz verbreitert worden. An ihm liegt eine Reihe von Hütten, in denen Christen wohnen. Sobald man aber den Höhenrücken verläßt und ins Tal steigt, ist man mitten im Walde.

Einsam ist der Ort, an dem die Station Jala erbaut ist, und es scheint fast, als ob weit und breit keine mensch-

lichen Ansiedelungen zu finden seien. Und doch gelangt man, wenn man die schmalen Pfade verfolgt, die sich überall im Walde zeigen, oft an Santhaldörfer, welche freilich mitunter weit von einander entfernt liegen und manchmal auch nur wenige Häuser aufweisen.

Hier ist die Missionsarbeit schon seit etwa zwölf Jahren getrieben worden. Es haben sich in der ersten Zeit, als eine große Feuerung sich auch im Walde fühlbar machte, einige Familien der Mission angeschlossen, etwa 100 Seelen. Aber das Christentum ist bei ihnen etwas sehr Neuerliches, und es scheint mit ihnen eher rückwärts, als wie vorwärts zu gehen trotz allem, was von der Mission für sie geschehen ist und geschieht. So ist es denn dort im Walde für die Mission die Hauptache, daß die Heiden aufgesucht werden, und daß ihnen Gottes Wort gepredigt werde. Das hat der Schreiber dieses getan, als er  $2\frac{1}{2}$  Jahr auf diesem einsamen Posten gestanden hat. Am frühen Morgen wurde aufgebrochen und der Wald durchstreift. Bei jedem Dorfe wurde Halt gemacht, und in jedem Hause, in welchem Leute anwesend waren, vorgesprochen. Die Santhals empfingen die Verkünder des Evangeliums auch gerne. Wenn man dann aber begann, von Jesus, dem Sünderheilande zu reden, dann hieß es oft: „Wir sind zu dummi, um so etwas zu verstehen!“ Oder: „Das alles ist sehr schön; aber annehmen können wir das Wort nicht. Ja, wenn das ganze Dorf wollte, dann würden wir auch kommen, oder wenn die ganze Welt sich bekehrte, so würden wir es auch tun!“ Dabei blieb es. Oft genug kam es auch vor, daß die Leute, wenn sie uns eine kurze Zeit lang angehört hatten, uns einfach den Rücken wandten und an ihre Hautierung gingen. Natürlich wurde auch den Hindus und Muhammedanern, die in den Lichtungen des Waldes ihre Dörfer errichtet hatten, Gottes Wort verkündigt, ihnen ganz besonders auch auf den Wochenmärkten oder auf dem Götzenfeste, welches in jedem Jahre bei dem Gehöfte eines Großgrundbesitzers stattfand. Da konnte man freilich Verständnis finden; aber von Erfolg war auch keine Rede.

Nun ist es eigentlich, daß die Santhals in jener Gegend den Zug haben, Hindus zu werden. Um so schwerer ist es, ihnen Christum zu bringen. Diese traurigen Zustände haben es denn auch veranlaßt, daß der Ort Tala als Wohnung eines europäischen Missionars aufgegeben wurde; denn die vorhin beschriebenen Reisen konnten eigentlich nur in der kalten Zeit unternommen werden. Die heiße Zeit erlaubt anstrengende Reisen nicht, ganz besonders nicht im Walde, in dem es wegen der überall angezündeten Feuer, welche die Plätze um die Mahuabäume reinigen sollen, besonders heiß ist. In der Regenzeit machen die hoch angeschwollenen Gewässer es unmöglich, hier und da hinzugelangen, und ganz in der Nähe der Station sind eben keine Dörfer und Städte.

Nun sind aber die Santhals in dieser Gegend von der Mission durchaus nicht verlassen. Eingeborene Helfer besorgen die Evangelisation weiter, ebenso, wie die Pflege der kleinen Christengemeinde. Außerdem aber haben wir noch eine Station, deren Aufgabe es ist, Licht unter die Santhals

zu bringen. Es ist die Station Singhani, die etwa drei englische Meilen von der Stadt Hazaribagh entfernt liegt. Der Missionar, welcher auf diesem Platze steht, kann in der kalten Zeit das Santhalgebiet bereisen. Hier gibt es auch in der Zeit, in welcher das Reisen unmöglich ist, genug zu tun. In Singhani ist eine Kostschule, und in Hazaribagh kann auf dem Wochenmärkte oder in den Straßen gepredigt werden. So ist dort während des ganzen Jahres Gelegenheit genug, Gottes Wort unter die Leute zu bringen, das Licht in der Finsternis scheinen zu lassen, und das ist vornehmlich die Aufgabe der Missionare. Das Andere zu bewirken, daß nämlich die in der Finsternis wohnenden Menschen dies Licht auch sehen und zu ihm kommen, liegt nicht in ihrer Macht. Es ist eine besondere Wirkung unseres Heilandes, der die Blinden sehend machen kann.

In Hazaribagh gibt es noch eine andere Mission, die auch an ihrem Teile dazu beitragen möchte, daß die Santhals zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Es ist die Dubliner Universitätsmission — ein eigentliches Unternehmen. Die Missionare dieser Gesellschaft müssen sich verpflichten, ehelos zu bleiben, wie die römischen Priester, nur mit dem Unterschiede, daß dies bei den Dublinern kein Gelübde auf Lebenszeit zu sein braucht. Es steht ihnen vielmehr frei, ihr Verhältnis zu der Mission zu lösen, wenn sie zu heiraten gedenken. Da nun aber gerade in der Mission Frauenhilfe etwas sehr Wichtiges ist, so hat jene irische Mission in Ermangelung von Missionarsfrauen, welche die natürlichen Gehilfen ihres Mannes sind, unverheiratete Frauen in ihren Dienst gestellt.

Die erwähnte Mission sucht sich auch vornehmlich durch Missionsärzte das Vertrauen der Santhals zu gewinnen. Sie hat nicht nur in der Stadt selbst ein Hospital und eine Klinik, sondern sogar im Distrikte. Außerdem widmen sich ihre Missionare ganz besonders der Schularbeit. So haben die Dubliner in Hazaribagh nicht nur ein Gymnasium, sondern auch eine kleine Universität errichtet, welche Anstalten freilich weniger den Santhals, als den Hindus zugute kommen.

Sind die Erfolge in den geschilderten Gebieten auch noch recht unbedeutend, so gibt es unter den Santhals doch bereits eine blühende Mission, oder einige blühende Missionen in den nördlicher gelegenen Gegenden, dem eigentlichen Wohnsitz der Santhals. Dort sind es englische und schottische Missionen, welche eine große Anzahl von Christen zu ihren Gemeinden zählen und große Schulen auf ihren Stationen haben. Dort ist auch die heilige Schrift in die Sprache der Santhals übersetzt worden.

So fahrt wir, daß das Licht auch im indischen Walde scheint und sich ausbreitet. Liebe Leser, helft auch ihr beten und arbeiten, daß der ganze Wald davon erfüllt werden möge!

### Ganges-Anbetung in Buxar.

Von Frau Missionar Helene Vorbeer jun. Ghazipur.

Es war Mitte Juni, die Zeit der großen Hütferien in Indien. Wir benutzten sie zu einem Lustwechsel nach

Buxar. Die Schwüle war hier zwar ebenso groß als in Ghazipur, doch des Neuen und Interessantesten gab es viel zu sehen.

Eines Morgens weckte uns anhaltendes Glockenläuten, aber es war kein liebliches Rufen wie zur Kirche, sondern mehr ein einseitiges Anschlagen, ein Sturmläuten wie in Deutschland bei Feuersbrünsten. Wir folgten dem Klang und befanden uns bald mitten unter einer bunten Menge, die zu Fuß oder in Ochsenwagen dem Ganges zuströmte.

Frauen in roten, mit Silberborte besetzten Saris\*) kamen gruppenweise, mit Paukenschlägern voran, laut singend, alle ihre sonstige Schüchternheit vergessend. Ihre Kinder

Hier wimmelt es auch von Priestern, die heute reiche Ernte zu halten denken. Listig betrachten sie die immer dichter heranströmenden Menschenmassen. Das gibt heute keinen schlechten Fang! Ha, wie die Geldstücke in ihren Taschen verschwinden! Keiner darf die Mela verlassen, ohne ihnen seinen Tribut entrichtet zu haben.

Auch die „heiligen“ Affen, wohl mehr als hundert, die auf allen Tempelmauern hocken, scheinen zu wissen, daß sie einen guten Tag haben werden, denn dreist und gierig sehen sie mit ihren runden Augen auf die Menge herab, die nun die breiten Ghats (Steintreppen) zum Ganges hinunterwogt.



Bade-Scene am Ganges.

umgaben sie, selbst den Säugling trugen sie am Busen. Rüstige junge Männer, gebeugte Alte, freche Fakire mit langen Haaren, müde, fuchswunde Pilger, trauernde Witwen, Blinde und Aussätzige, alles bunt durcheinander, so wogte die Masse dahin dem einen Ziele zu. Alle trieb das eine Verlangen, heute der Ganga-mai, der allgeliebten, schnegeborenen Göttin Indiens ihre Verehrung zu erweisen und sich in ihren Fluten rein zu waschen von allen Sünden. Alle wollten in ihrer Verblendung das Geschöpf ehren anstatt des Schöpfers.

Nun muß ja die Regenzeit bald kommen. Fleißige Anbetung wird den heiligen Strom gewiß bewegen, in zehn Tagen zehn Ellen zu steigen, so meint man. Diese Mela wird daher Dasahara-Mela genannt; das heißt zehn.

In Buxar liegen auf einem schönen, großen Platz am Ganges mehrere Tempel. Hell schimmern ihre weißen Kuppeln in der Sonne. Vor ihnen sitzen heute die Verkäufer mit den Opferblumen und Fläschchen für Gangeswasser.

\*) Die Sari ist ein Frauengewand.

Es ist ein unbeschreiblich buntes malerisches Bild. Rot, gelb, blau, weiß, so schiebt es sich wie in einem Kaleidoskop durcheinander. Jeder hat seine blonde Messing-Lota in der Hand. Viele tragen Blumenketten um den Hals und Blumenkörbe in den Händen. Andere wollen Reis und Süßigkeiten opfern. Hochzeitsgesellschaften bringen mit wehmütigem Gesang ihre Brautkronen. Das Schönste scheint für die Ganga-mai gerade gut genug zu sein.

Wir mieten uns ein Boot, um dem Treiben vom Flusse aus besser zusehen zu können. Hier stehen die Opfernden dicht beieinander im flachen Wasser am Ufer. Zuerst grüßt jeder voller Andacht den heiligen Strom und steigt dann in die Fluten. Das Bad tut vielen so not. Das kühle Nass ist bei der Hitze allen sichtlich angenehm und voller Wonne reibt sich jeder zuerst ab und reinigt seine Bähne. Dabei wird unaufhörlich in das heilige Wasser gespien, und niemand scheint dies unschicklich oder unappetitlich zu finden. Ja, man füllt sogar unmittelbar daneben kleine Fläschchen mit diesem Wasser, um es in die weit entfernte Heimat mitzunehmen.

Ein unbeschreiblicher Geruch von Blumen, Schweiß, schmutziger Wäsche und allerlei Parfüms erfüllt die schwüle Luft. Unbarmherzig glüht die Sonne von einem ehemaligen Himmel herab. Doch niemand scheint heute die Hitze zu fühlen. Wie in Verzückung bringt jeder seine kleinen oder großen Opfer dar, erhebt jeder die mit Gangeswasser gefüllten Hände, Rams\*) Namen flüsternd, dreimal gegen die Sonne. Mütter tauchen selbst ihre Säuglinge wiederholt tief unter, damit sie tugendhaft werden, wie uns der Bootsführer erklärte. Die armen Kinder bekommen dabei den ganzen Mund voll

Eindruck von Sklavenketten und forderte eher das Mitleid als die Bewunderung heraus.

Ein schwerer Fall ins Wasser weckt uns aus unseren Betrachtungen auf. Ein Fischer taucht und zieht ein zitterndes Ziegenlamm heraus, um es als Beute mit nach Hause zu nehmen. Kinder darf man ja jetzt dem heiligen Strom nicht mehr opfern, so wählt man statt dessen Ziegenlämmchen. Mehrmals wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Im Laufe einer Stunde sehen wir so drei Lämmer in den Fluten verschwinden. Der Fanatismus scheint seinen Höhepunkt erreicht zu haben.



Kuhschwanz-Anbetung auf dem Badeplatz in Buxar.  
(Der über die Kuh gebeugte Brahmane strekt gerade die Hand nach seiner Bezahlung aus.)

Wasser und schnappen verzweifelt nach Luft. Besonders genau nehmen es ganz junge Frauen mit dem Baden. Immer wieder stecken sie den Kopf tief in das Wasser, sich ängstlich dabei die Nase zuhaltend.

Viele tragen überreichen Schmuck. So fällt uns eine Frau auf, die silberne Glöckchen an den schweren Spangen ihres Oberarmes trägt. kostbare Armbänder und Ringe schmücken die Handgelenke und Finger und sind auf der oberen Handfläche durch kleine Ketten miteinander verbunden, an denen sich Spiegel befinden. Nasen- und Ohrenringe, Halsketten, ebenfalls mit Glöckchen, Bein- und Zehenringe vervollständigen den mehrere Pfund wiegenden Ballast. Wenn dieser Schmuck zur Verschönerung hatte dienen sollen, so hatte er seinen Zweck nicht erreicht. Er machte mehr den

„Ganga-mai  
Ji ki jai!“

„Sieg der Mutter Ganga,“ tönt es von allen Seiten. Das Wasser fängt schon an zu stinken von all dem Schmutz. Auf seinen trüben Wellen schaukeln die schönsten Blüten, die unser Boot von allen Seiten umgeben. Zimmerschade ist es um die handgroßen, dunkelrosa Lotosblumen, die man opferte. Sie wären eines besseren Zweckes würdig gewesen. Hier und da sieht man Brautkrone treiben, jetzt in recht lästiger Verfassung, denn ihre Solaketten und Papiermalereien sind mit Wasser getränkt.

Doch die Sonne wird unerträglich. Wir verlassen das Boot und betreten das Ufer. Hier vertauscht jeder seine vom Baden nassen Gewänder geschickt mit trockenen. An vielen Stellen stehen Leute, die unter Beihilfe eines Brahmanen die widerwärtige Kuhschwanz-Anbetung vornehmen. Doch die meisten strömen mit einer Vota voll Gangeswasser

\*) Ram ist ein indischer Kriegsheld, der später zum Gott gemacht wurde.

in der Hand dem nahen Tempel zu. Wir betreten den Tempelhof, um die Menge auch hier zu beobachten. In das innere Heiligtum zu dringen, das einen steinernen Fußabdruck Rams enthalten soll, ist uns mit unseren Schuhen nicht gestattet. So bleiben wir draußen. Aber wir sehen auch hier schon genug, was unser Herz mit Trauer erfüllt.

Auf der Tempelveranda befindet sich ein großes Götzensymbol aus weißem Marmor, das einen ruhenden Stier darstellt. Jeder opfert ihm Blumen und Gangeswasser. Über seinem Kopfe hängt eine Glocke, dieselbe, welche wir schon von Ferne läuten hörten. Nach dem Opfer wird sie von jedem angeschlagen, um den Götzten aufmerksam zu machen. Wem fiel da nicht der Spruch ein: „Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht; sie haben Nasen und riechen nicht; sie haben Hände und greifen nicht; Füße haben sie und gehen nicht und reden nicht durch ihren Hals. Die solche machen sind ihnen gleich, und alle, die auf sie hoffen“. (Ps. 115.)

In einer Ecke des Hofes liegt ein Haufen länglicher Steine. Auch dies sind Götzten, lauter Mahadeos, die ebenfalls mit Opfern bedacht werden. Schließlich füttet jeder noch die heiligen Affen und verläßt dann befriedigt den Tempelhof in dem Bewußtsein, heute seine religiösen Pflichten gründlich erfüllt zu haben und mit allen Göttern versöhnt zu sein.

Nun kann man sich fröhlich dem Jahrmarkttreiben hingeben, das auf dem weiten Platz hinter den Tempeln verlockend wirkt. In langen Reihen hocken dort vor ihren Läden an der Erde Zuckerbäcker und Obsthändler, Korbmacher, Goldschmiede, Seiler, Zeughändler usw. Den meisten Zuspruch finden die Goldschmiede. Dicht gedrängt sitzen die Frauen vor den in der Sonne verführerisch glänzenden Herrlichkeiten. Die eine läßt sich ein enges Armband über die zusammengepreßte Hand zwängen, die andere verkauft ihre alten, um neue dagegen einzutauschen. Ich hörte einen Verkäufer sagen: „5 Pfennige für deine alten, 25 Pfennige für diese neuen“. Trotz des enormen Andranges verliert er keinen Augenblick den Kopf, hat seine Augen überall, so daß ihm keiner etwas stehlen kann, und verrechnet sich doch niemals. Der indische Kaufmann ist eben ein Geschäftsgenie. Sehr viel verlangt werden bunte Glasarmbänder, „made in Germany“. Mehrere an einem Arm klirren bei jeder Handbewegung so hübsch aneinander, und das liebt der Inder. Aber alles soll billig sein. Man feilscht bis zum halben Pfennig herunter, der noch mit Muscheln berechnet wird. Schließlich geht aber doch keine Frau nach Hause, ohne ein neues Schmuckstück erworben zu haben.

An vielen Stellen sieht man im größten Gedränge zwei auf der Erde hockende Frauen sich unter steinerweichendem Geheul gegenseitig umarmen. Man könnte nach ihrem Gebahren schließen, daß ihnen etwas Entsetzliches zugestochen sei. Aber weit gefehlt! Sie feiern nach längerer Trennung Wiedersehen und ihre Etikette verlangt dabei lautes Schluchzen und Freudentränen.

Am Rande des Jahrmarktes sitzen die einzelnen Familien gemütlich auf einer mitgebrachten Decke beisammen und ver-

zehren einen kleinen Imbiß. Wie die meisten heidnischen Festtage ist auch dieser mit Fasten verbunden. Doch heute sind wenigstens kalte Speisen erlaubt, und so läbt man sich nach Herzeflust an süßen Mangos, durststillenden Melonen, schwerem indischen Kuchen und Zuckerwerk.

Gern hätten wir noch mehr Studien über Land und Leute gemacht. Doch der Glutwind bläst schon gar zu heiß und treibt uns, nach Hause zu gehen. Aber lange hören wir noch den eintönigen Gesang der Frauen, den dumpfen Ton der Pauken und das Glockenläuten über dem marmornen Gözenbilde.

In Gedanken sahen wir dazu die irregelmäßige Menge zum heiligen Strom hinunterwogen, um dort ihre Sünden abzuwaschen. Unwillkürlich denken wir an ein anderes Land, „wo nicht mehr auf uns fallen soll die Sonne oder irgend eine Hitze. Wo eine große Schar aus allen Völkern kommen wird, die ihre Kleider gewaschen und helle gemacht haben im Blute des Lamms“. (Offenbarung Joh. 7). Und bang steigt uns die Frage im Herzen auf: Wie viele von den Millionen Indiern werden unter diesen sein?

### Eindrücke und Erlebnisse unter unseren Christen in Assam.

Von Frau Missionar Minnie Bedmann in Jorhat.

Mit Freuden begrüßte ich den Tag, an dem ich unsere Sachen packen konnte, um meinen Mann auf einer längeren Missionsreise zu begleiten. Es ist nicht wenig, was man für eine solche Tour, die ungefähr drei Wochen dauern sollte, hier in Assam gebraucht. Zunächst zwei Feldbetthäuser, mehrere Wolldecken, da es in der Nacht noch recht kalt ist, Kopfkissen, Moskitonetze und vor allem reichlich Wäsche, da man sie bei dem großen Staub und der Hitze öfter wechseln muß. Auch ein Teil Vorräte müssen mitgenommen werden, weil man oft tagelang von Konserven leben muß, denn frische Lebensmittel sind nur selten zu haben. Das notwendigste Koch- und Eßgeschirr durfte auch nicht fehlen, da in den Rasthäusern der Regierung davon garnichts vorhanden ist.

Ich war wirklich froh, als alles eingepackt war. Unsere kleine Jorhat-Eisenbahn brachte uns in  $1\frac{1}{2}$  Stunden nach dem Dorfe Mariani, wo wir umsteigen mußten, um die größere Bahn nach Tinsukia zu benutzen. Da aber der nächste Zug erst in der Nacht um 4 Uhr fuhr, mußten wir hier elf Stunden warten. Der Bahnverwalter, ein sehr wohlwollender Herr, der auch in Jorhat wohnt, hatte uns für die Nacht einen kleinen Wagen zur Verfügung gestellt, wofür wir sehr dankbar waren, denn so konnten wir wenigstens noch einige Stunden ruhen. Gegen 7 Uhr kamen wir dann am nächsten Morgen in Nazira an. Von hier aus sollte der Sibsagar-Bezirk bereist werden. Die Bahnfahrt hatte ein Ende; aber an ihrer Stelle mußte von jetzt ab der Ochsenwagen treten, der hier schon für uns bereit stand. Dieser ist ein zweirädriger Karren, der vorne schmal und

hinten etwas breiter ausläuft. Als Dach dient eine Matte aus Bambusrohr. Vorne auf dem Wagen saß der Ochsenführer, der in sonderbarer Weise die Tiere antrieb. Er schlug sie, wobei er sagte: „O Sohn, laufe schnell“. — Wenn das nicht half, dann drehte er ihnen in grausamer Weise den Schwanz um, das begleitete er mit „Kosenamen“ die ich nicht wiedergeben möchte. Hinter dem Führer wurden unsere Sachen hoch aufgepackt, während für mich hinten im Wagen mit unseren Decken ein Sitz zurecht gemacht wurde.

Ganz bequem saß ich allerdings nicht, denn bei der Unebenheit des Weges rutschte ich leicht herunter, so ging es drei Stunden lang. Auf dem Wege, der recht staubig war, begegneten uns eine Menge Eingeborene, alle trugen in der Hand oder auf dem Rücken ein langes Messer. Zuweilen wurde es mir recht unheimlich, wenn sie stehen blieben und mich groß ansahen, einige von ihnen sahen recht wild aus.

Als wir an einem Teich vorbeikamen, in dem recht lehmiges, schmutziges Wasser war, wurden die Ochsen abgespannt und dort getränkt; gierig schlürften sie das schmutzige Wasser ein, der Führer saß neben ihnen und putzte sich im gleichen Wasser die Zähne, mit der hohlen Hand führte er das Wasser zum Munde, und ein kleines Stöckchen mußte als Zahnbürste dienen. Appetitlich fand ich dies gerade nicht. Mein Mann, der von der Station ins nahe Dorf geradelte war, um noch einige nötige Besorgungen zu machen, holte mich später ein; ich war froh, meinen Sitz etwas verlassen zu dürfen und mit ihm eine Strecke zu Fuß gehen zu können. Lange hielt ich das nicht aus, denn die Sonne brannte glühend hernieder. Ich mußte wieder in den Wagen, während mein Mann nach dem Christendorf vorausradelte. Auf der letzten Strecke mußten wir über ein Reisfeld, wobei der Wagen so stark hin- und hergeworfen wurde, daß ich mich nur mit Mühe auf meinem Platze behaupten konnte. Als wir hinüber waren, hatten wir das Christendorf Solong-pathar erreicht.

Nun kamen die Christenfrauen aus ihren Häusern mit blankgeschäuerten Gefäßen, die mit Wasser- und Blumen gefüllt waren, um uns die Hände zu waschen. Dieses schien ihnen eine liebe Pflicht zu sein. Ich begrüßte sie dann recht herzlich. Zuerst waren sie etwas scheu, denn sie hatten noch nie eine Missionarsfrau in ihrer Mitte gehabt; aber bald wurden sie ganz zutraulich.

Die kleine Kapelle mußte uns zur Wohnung dienen, sie war mit Sternen aus buntem Papier, welche die Christen selbst geschnitten hatten, hübsch geschmückt. Die Wände, ebenso der Fußboden waren mit Lehmb und Kuhdung beschmiert. Ein Stuhl und ein wackeliger Tisch war das ganze Inventar.

Nun brachten uns die Frauen Tee, den sie selbst bereitet hatten, natürlich auf ihre Art, zum Glück hatten sie weder Pfeffer noch Salz hinein getan, sie hatten sich mit braunem, ungereinigtem Zucker und Milch begnügt. Es war mir eine kleine Ueberwindung, dieses bläuliche, süße Getränk zu genießen. Doch ich durfte den Frauen nicht

weh tun, die mich umringten, so folgte ich tapfer dem Beispiel meines Mannes und trank aus dem großen, runden Gefäß.

Zu den Frauen gesellten sich bald die Männer und Kinder, sodaß die kleine Kapelle bald voll wurde. Alle schienen sich zu freuen, ihren früheren Missionar wiederzusehen. Mein Mann hatte ihnen dann auch viel zu erzählen und nach ihrem innern und äußern Ergehen zu fragen. Ich freute mich wieder von neuem über die Kindlichkeit und Offenheit der lieben Leute. Nachdem wir dann ein einfaches Mahl zu uns genommen hatten, radelte mein Mann in die nächsten Teegärten, um die dortigen Christen zu besuchen. Nachdem ich etwas von der Fahrt ausgeruht hatte, ging ich ins naheliegende Dorf zu den Frauen. Sie brachten mir gleich einen kleinen Schemel aus Bambusrohr, der mir als Sitz diente, die Frauen und Kinder setzten sich dann um mich herum. Ich sang nun mit ihnen das Lied: „Komm zu dem Heiland“, mehrere von ihnen stimmten kräftig mit ein. Dieses Lied hatte ich in Hindi kurz vorher gelernt. Dann batte sie mich, ihnen ein deutsches Lied vorzusingen, was ich gerne tat. Leider konnte ich von dem, was sie mir nun alles erzählten, nur sehr wenig verstehen, da mußte dann die Beichensprache oft aushelfen. Später sah ich mir noch ihre Hütten näher an und freute mich, daß alles schön sauber und ordentlich aussah. Die Einrichtung war natürlich recht primitiv. In einer Ecke lagen einige große Steine, auf denen sie ihr Essen kochten, in der anderen war ein kleiner Verschlag, in dem eine Henne mit ihren Küchlein hauste, eine andere brütete in einem runden Korb, der von der Decke herabhing. Auch ihr Reisvorrat war in diesem Raum aufbewahrt.

Nachdem es längst dunkel geworden war, kam mein Mann aus den Teegärten zurück. Der nächste Tag war ein Sonntag, an dem sich die Christen aus drei Teegärten und dem Dorfe in der Kapelle versammelten, sodaß der kleine Raum bald überfüllt war. Im Anschluß an die Predigt wurde das heilige Abendmahl ausgeteilt. Am Nachmittag wurden ein Erwachsener und zwei Kinder getauft, woran sich eine Trauung anschloß, bei letzterer fiel mir besonders auf, daß die Kleider des jungen Paares nach der Trauung aneinander gebunden wurden und die Getrauten so die Segenswünsche der Anwesenden entgegennahmen. Der Vater der Braut schickte uns eine Ziege, sie sollte uns als Hochzeitsmahl dienen, doch wir nahmen nur ein Stück für uns, das andere ließen wir unter die Christen verteilen.

Am Montag besuchte mein Mann den letzten Teegarten, wo er wieder die Christen aufsuchte, ihnen Gottes Wort brachte und den Heiden predigte. Unser tägliches Gebet ist, daß der Herr nach seiner Verheißung das Wort nicht leer zurückkommen lasse, sondern daß es reiche Ewigkeitsfrucht bringe.

Am Abend hatten wir wieder mit den Christen eine Andacht, die gut besucht war; im Anschluß daran sangen die Christen noch einige Lieder in ihrer Volksweise, was ihnen sichtliche Freude bereitete. Diese Gesänge sind weich und anschmiegend, die Singenden bewegen dabei den ganzen Oberkörper, besonders aber den Kopf.

Die drei Tage in diesem Dorfe sind mir eine liebe Erinnerung geblieben. Schon früh am nächsten Morgen brachen wir wieder auf, um nach unserm nächsten Ziele, Sibsagar, zu reisen. Einer der Christen brachte mir noch ein Huhn für die Reise, er sagte: „Mir hat der Herr so reichen Segen an Hühnern gegeben, bitte nimm dieses für die Reise“. Einige der Frauen brachten mir noch mehrere Eier. Zum Abschiede betete mein Mann noch einmal mit den Christen und befahl sie der Gnade unseres treuen Heilandes. Da die Sonne noch nicht so hoch stand, schickten wir den Ochsenwagen voraus, während wir wohl eine Stunde lang hinterher gingen, dann aber mußte ich wegen der Hitze und des furchtbaren Staubes wieder meinen alten Sitz im Ochsenwagen einnehmen. Stellenweise umgaben uns herrliche Naturbilder, hohe, prächtige Palmen, weitverzweigte Bananenbäume, umgeben von üppigem Urwald, sodass ich immer von neuem, von dem entzücklichen Rütteln und Schütteln des Ochsenwagens abgelenkt, mich an Gottes herrlicher Natur erfreute.

Gegen 12 Uhr hatten wir 10 engl. Meilen zurückgelegt. Glühend brannte die Sonne hernieder, die Ochsen konnten kaum noch vorwärts, mein Mann ließ deswegen dicht am Urwald Rast machen, wo große Bäume uns wenigstens etwas Schatten gaben. An der Seite des Weges breiteten wir einige Decken aus, dort ließen wir uns nieder und nahmen ein einfaches Mahl ein, es bestand aus Brot, kaltem Ziegenfleisch und Bananen. Doch bald brachen wir wieder auf, um die noch übrigen  $7\frac{1}{2}$  km zurückzulegen. Wir kamen dabei durch mehrere Dörfer, in denen die Kinder uns fröhliche Grüße zuriessen, auch mehrere Aussätzige sahen wir am Wege sitzen. Der Anblick dieser armen Menschen mit ihren zerfressenen Gliedern ist zu traurig und erregt immer von neuem unser Mitleid. Als unser Weg wieder am Urwald vorbeiführte, hörten wir plötzlich sonderbare Laute. Ich stieg schnell vom Wagen und ging mit meinem Manne etwas in das Dickicht hinein, da sahen wir einen Baum ganz voll kleiner, wilder Affen, die lustig von einem Ast auf den andern sprangen; es war ein zu drolliges Bild.

Gegen 6 Uhr kamen wir endlich recht müde in Sibsagar an, wo wir in einem freundlichen Rasthause Wohnung nahmen. Ich blieb hier einige Tage, während mein Mann die Christen in den nächstliegenden Dörfern besuchte. Bevor wir weiter reisten, sahen wir uns hier die drei großen Gözentempel an, die an einem großen Teich liegen und ungefähr im Jahre 1720 von einem Assamkönig erbaut wurden. Grau und mit Moos bewachsen stehen sie da, sie sind von außen mit allen möglichen Gözentempeln verziert, die tief in die Steine eingehauen sind. Der Tempel ist kuppelförmig, in ihn führt ein dunkler Eingang, der uns höhlenartig entgegen starrte. Bis hierher wurde uns erlaubt zu gehen, weiter hinein durften wir nicht, da wir nach ihrer Meinung ihr Heiligtum entweihet hätten. Ein von Schmutz starrender Bühner durfte ungehindert vor uns hinein gehen. Ein Priester reichte meinem Mann etwas Opferreis, damit er ihn vor

die Tempeltür streue, er lehnte es natürlich ab und sagte: „Wir dienen nicht den toten Götzen, sondern dem lebendigen Gott.“

Unser nächstes Ziel waren drei Christendorfer, wo wir ebenfalls mit herzlicher Freude aufgenommen wurden. Rührend war es, wie mir ein Christ 2 Ms. mit dem Bemerken schenkte, er hätte nichts anderes, aber er wollte mir doch gerne eine Freude bereiten.

Später hatte ich Gelegenheit, auch mehrere Teegärten zu sehen. Die Verwalter waren sehr zuvorkommend, besonders durften wir von einer englischen Dame manche Freundschaft erfahren.

Als etwas Besonderes möchte ich noch erwähnen, daß ich in dem Teegarten Baman, der mitten im dichten Urwald liegt, in unmittelbarer Nähe des Hauses einen Tiger wiederholt brüllen hörte. Schauerlich zogen die Töne durch die stille Nacht, und ein Frösteln durchflog meine Glieder, als ich mit meinem Mann und dem Verwalter auf die Veranda trat. Es ist dabei ein kostliches Gefühl zu wissen, daß der Herr, unser Hüter, nicht schlafst noch schlummert.

Neben aller Liebe, die ich während der Reise erfahren habe, habe ich auch erkannt, wie schwer die Missionsarbeit ist, und wenn jetzt mein Mann für viele Wochen umherreist, so kenne ich einen großen Teil der Schwierigkeiten und Gefahren, die ihn umgeben, und die Gebete für ihn werden um so inniger zu Gottes Thron emporsteigen.

### Unser Jahresfest

Find diesmal, abweichend von unserer sonstigen Gewohnheit, am Trinitatis-Sonntage, dem 6. Juni, statt. Hofprediger Richter aus Potsdam hielt uns die Festpredigt über Hesekiel 37, 1—14, Missionsinspektor Bernick den Bericht im Anschluß an Römer 11, 36. Die Nachfeier konnte, bei günstigem Wetter, wieder auf dem Missionsgrundstück in Friedenau gehalten werden. Es sprachen: Direktor Kausch, die Missionare John I und Stauber I und Inspektor Römer. Der folgende Tag brachte die statutenmäßige Generalversammlung des Kuratoriums in Verbindung mit unseren Freunden, wobei Pastor Kleine-Friedenau die Besprechung über das Thema einleitete: „Die Weckung und Pflege des Interesses für die Gossnersche Mission in und um Berlin“. Pfarrer Gornandt hielt das Schlusgebet. Möge der Segen dieses Festes lange fortwirken!

### Gaben für die Gossnersche Mission

bitten wir zu senden an  
das Kuratorium der Gossnerschen Mission  
Friedenau b. Berlin,  
Handjery-Strasse 19/20.

**Inhalt dieser Nummer:** Nur kein Schweigen! — Jesaj. 62, 6—7. — Aus den Wäldern der Santhais. (Schluß) — Ganges-Anbetung in Bugar (mit zwei Bildern). — Eindrücke und Erlebnisse unter unseren Christen in Assam. — Unser Jahresfest.



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLETT DER GOSSNERSCHE MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 8

Friedenau, August 1909.

74. Jahrgang

### Die Ungläubigen und der treue Herr.

Der Glaube ist nicht jedermann's Ding.  
Aber der Herr ist treu. 2 Thess. 3, 2-3.

Der griechische Grundtext bietet hier ein heiliges, tief-  
sinniges Wortspiel. Der deutschen Sprache, im  
Unterschiede von anderen ihrer Schwestern,\* ) ist es  
leider versagt, es nachzumachen zu können. Das liegt daran,  
dass das Griechische für Treue und Glauben dasselbe Wort  
hat, während wir die Begriffe trennen.

Paulus ermahnt seine Thessalonicher zur Fürbitte um  
den schnellen Lauf des Wortes Christi. Da gedenkt er daran,  
wie unartige und arge Menschen dem zuwider sind. Wie  
mit wehmütigem Ausdruck erklärt er ihr Verhalten damit,  
dass eben der Glaube nichts jedermanns Sache sei. Doch  
tröstend fährt er sogleich fort: „Aber der Herr ist treu, der  
wird euch stärken und bewahren vor dem Argen.“

Der Ungläubige ist der, der sich auf Gott und sein  
Wort nicht verlässt, und der darum selbst unzuverlässig, ja  
feindselig wird, wo immer es sich um die Angelegenheiten  
des Herrn und seines Reiches handelt. Da könnte den  
Glaubigen wohl bange werden, denn sie pflegen meistens  
in der Minderheit zu sein. Allein unbedingt zuverlässig ist  
der Herr, der ebenso willig wie fähig ist, seine Getreuen,  
also die, die ihm zuverlässig ergeben sind, in ihrem Glaubens-  
stande fest zu machen und zu erhalten vor allem Argen,  
und sei es der Arge selbst.

Man könnte fragen, warum nicht alle zum Glauben  
kommen. Niemand wird dieses dunkle Rätsel lösen können.  
Nur eines ist gewiss: nicht in Gott, wie Augustin und  
Calvin es wollten, werden wir die Ursache für den Unglauben

der Menschen suchen dürfen. Unsre Stelle selbst protestiert  
gegen diese Annahme, wenn sie sagt: „Der Herr ist treu.“  
So wurzelt also menschliche Untreue, menschlicher Unglaube  
im Menschen. Was aber treibt ihn dazu? Ist es die Neigung  
zum Ungehorsam gegen einen, der höchster Herrscher sein  
will? Ist es die Selbstherrlichkeit? Ist es der Zug zur  
Erde, das Widerstreben des Fleisches wider den Geist? Ist  
es der Sündersholz, nicht von der Gnade leben zu wollen?  
So mögen wir Frage auf Frage folgen lassen. Der Apostel  
gibt uns hier keine Antwort, aber die Tatsache stellt er fest:  
„Der Glaube ist nicht jedermann's Ding.“ Nicht so freilich  
ist es gemeint, als ob nun jemand, wie viele tun, sich ent-  
schuldigen könnte: „Ich bin für den Glauben nicht gemacht.  
Ich bin nicht religiös veranlagt, so wie z. B. nicht alle  
musikalisch begabt sind.“ Niemand wird jemanden, der für  
irgend eine Kunst oder Wissenschaft kein Talent empfangen  
hat, einen „unartigen“, einen „argen“ Menschen nennen  
dürfen. Paulus aber rechnet zu solchen die Ungläubigen.  
Ja, eben sie sind die Unartigen und Argen. So wäre es  
also jedem möglich, zu glauben. Aber — sie wollen nicht  
glauben. Auf ihnen bleibt die Schuld.

Als Glaubenswerk hat natürlich die Mission des  
zweihundertsten Jahrhunderts ebenso wie die des ersten Jahr-  
hunderts von den Menschen des Unglaubens viel zu leiden.  
Die Tatsache steht fest und wird feststehen bleiben. Der Kampf  
zwischen Glaube und Unglaube kann nicht aufhören  
in dieser Weltzeit. Nie und nimmer wird die Kirche sämtliche  
Ungläubigen, es seien europäische oder asiatische Heiden, in  
Glaubige verwandeln. Aber zweierlei können und sollen  
wir tun, anstatt dass wir resigniert die Hände in den Schoß  
legen. Wir können nach der Weisung St. Pauli um  
Erlösung von den unartigen und bösen Menschen beten.  
Wie es geschehe, ist des Herrn Sache. Er hat viele Mittel  
und Wege, sein Volk von seinen Feinden zu befreien. Und  
sodann: gegenüber allen bitteren Enttäuschungen und Dualen,

\*) z. B. der lateinischen (Non enim omnium est fides. Fides autem Deus est) oder der englischen (For all men have not faith. But the Lord is faithful).

die uns Menschen bereiten, bleibt des Herrn ewige Treu und Gnade unser überschwänglicher Trost und Gewinn.

Und endlich: daß wir uns nur selber hüten, in das Exempel des Unglaubens zu verfallen! Aber gerade diese allerernsteste Sorge nötige uns, das Angesicht dessen zu suchen, der aus den Schwachen Starke, aus den fast Unterliegenden Ueberwinder machen kann.

## Die Uebersetzung des Neuen Testaments in Nagpuria.\*)

Von Missionar P. Gidnaes.

Mit ein paar eingeborenen Gehülfen habe ich das neue Testament in Nagpuria übersetzt. Zehn Jahre habe ich dazu gebraucht. Von dieser Uebersetzung hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft die vier Evangelien in je 5 000 Exemplaren (das Evangelium Matthäi schon in zweiter Auflage, im Ganzen in 7000 Exemplaren) drucken lassen und sucht sie jetzt zu verbreiten. Ueber die Veranlassung zu dieser Uebersetzung und den Verlauf der ganzen Arbeit sei hier einiges auf Wunsch des Herausgebers unserer „Biene“ erzählt:

### I. Was ist Nagpuria?

Nagpuria ist die Volks- und Umgangssprache in der Provinz Chota Nagpur. Die Provinz Chota Nagpur ist ein Teil der Präfidentschaft Bengalen und liegt westlich von der indischen Hauptstadt Calcutta. Rund gerechnet kann man sagen, es leben in Chota Nagpur vier Millionen Menschen. Von diesen sind zwei Millionen Ureinwohner und zwei Millionen Arier. Die Arier, die mit uns Germanen verwandt sind, werden gewöhnlich Hindus genannt. Sie sind in alter Zeit, von Westen kommend, in Indien eingedrungen und haben sich das Land angeeignet. Die Leute, die damals, als die Hindus eindrangen, in Indien wohnten, nennt man Ureinwohner. Sie sind von den Hindus unterjocht und zum Teil wohl auch vertrieben worden.

Die Ureinwohner haben ihre eigenen Sprachen, die von der Sprache der Hindus sehr verschieden sind. Die Sprache der Hindus ist Hindi. Nun gibt es aber in Chota Nagpur zwei Sorten Hindi, nämlich Hochhindi und Platthindi. Das Platthindi wird Nagpuria genannt. In Hochhindi sind die Bücher, die unter den Hindus gebraucht werden, gedruckt; und in Hochhindi wird in den wenigen Schulen, die dort sind, unterrichtet. Die Volks- und Umgangssprache aber, auch im Verkehr mit den Ureinwohnern, ist Nagpuria. In sehr vielen Dörfern wohnen die Hindus und Ureinwohner zusammen. Da sprechen die Ureinwohner unter sich ihre eigenen Sprachen; aber im Umgang mit den Hindus sprechen sie Nagpuria. Da sehr viele Ureinwohner, besonders Uraus, haben ihre eigene Sprache aufgegeben und sprechen auch unter sich Nagpuria.

\*) Auf diesen Artikel, der von einem wichtigen Fortschritt in unserer Missionsarbeit handelt, machen wir besonders aufmerksam.

### II. Das Bedürfnis für die Uebersetzung.

Seit 64 Jahren arbeitet die Gossner'sche Mission in Chota Nagpur, und sie hat jetzt dort eine Gemeinde von etwa 2 000 Hindus und 88 000 Ureinwohnern. Diese Ureinwohner bestehen aus etwa 40 000 Uraus und 40 000 Mundas und 8 000 Kharias. Diese drei sind drei verschiedene Völker, und jedes Volk spricht seine eigene Sprache, nicht etwa einen Dialekt von der Sprache des anderen Volkes. Und dieser Umstand erschwert die Arbeit der Gossner'schen Missionare in Chota Nagpur ungemein. Bis jetzt wurde es gewöhnlich so gehalten, daß alle Missionare, die auf dem Missionsfelde dort ankamen, zuerst Hochhindi lernten; und wenn sie in der Schularbeit verwendet wurden, blieben sie bei dieser einen Sprache und erlernten keine zweite. Wurden sie aber in die Gemeinde versetzt, so mußten sie noch eine zweite Sprache erlernen. Diejenigen, die in die Gegend kamen, wo viele Mundas wohnen, lernten die Mundasprache, diejenigen, die in die Gegend kamen, wo viele Uraus wohnen, lernten die Urausprache. Die Khariasprache hat noch keiner erlernt.

In diesen drei Sprachen, Hindi, Munda und Urau waren die Missionare auch literarisch tätig. Die Bibel brauchten sie in Hindi nicht zu übersetzen; denn eine gute Uebersetzung lag schon vor. Aber ein Gesangbuch und eine ganze Anzahl Schulbücher wurden hergestellt. In Munda wurde das ganze neue Testament übersetzt, und das alte Testament befindet sich jetzt in der Presse. Auch ein Gesangbuch und eine biblische Geschichte wurden hergestellt. In Urau wurden einzelne Teile aus dem neuen Testament übersetzt und ein Gesangbuch geschaffen. Diese beiden Sprachen hatten vorher keine Literatur; deshalb schufen unsere Missionare für jede auch eine Grammatik. Den Kharias haben wir aber bis jetzt keine Literatur gegeben. Ja, wir haben nicht einmal, wie oben gesagt, ihre Sprache erlernt. Einer von unseren Missionaren fing an, sie zu erlernen, gab es aber nachher wieder auf.

Weshalb haben wir in der Khariasprache bis jetzt nichts geleistet? Erstens weil die Kharias lange Zeit dem Christentum fern standen. Erst seit etwa zehn Jahren haben wir unter ihnen rechte Erfolge aufzuweisen. Zweitens weil sie nur ein kleines Volk sind. Und drittens weil die Kharias oft nicht allein wohnen, sondern in den Dörfern mit den Uraus zusammen wohnen, und mit diesen das Christentum angenommen haben.

Aber in solchen Dörfern nun konnten wir die beiden Völker nicht getrennt unterrichten und konnten nicht getrennte Gottesdienste für sie halten. Sondern die Kharias mußten mit den Uraus zur Taufe und Einsegnung unterrichtet werden und mußten mit diesen an denselben Gottesdienste teilnehmen. Und hier stellte sich nun das Bedürfnis nach einer Gemeinsprache für die beiden Völker heraus. Urau konnte nicht genommen werden; denn von dieser Sprache haben die Kharias keine Ahnung. Ihre Sprache hat mit der Urausprache auch gar keine Verwandtschaft; wohl aber mit der Mundasprache. Aber merkwürdig genug: obgleich

sie mit den Mundas und ihrer Sprache etwas Verwandtschaft haben, halten sie sich nicht zu ihnen und leben in den Dörfern nicht mit ihnen zusammen, sondern mit den Kraus, mit denen und mit deren Sprache sie keine Verwandtschaft haben. In einigen Dörfern wohnen sogar alle diese drei Völker zusammen und haben zusammen das Christentum angenommen. Da gestaltet sich die Schwierigkeit beim Unterricht und der Predigt noch größer.

In solchen Dörfern nun, wo diese gemischte Bevölkerung das Christentum angenommen hatte, und auch in solchen Dörfern, wo nur Kharias Christen geworden waren, nahmen wir früher als vermittelnde Sprache Hochhindi. Aber damit sind wir nicht ordentlich zustande gekommen; denn für diese Leute, die nie eine Schule besucht haben, ist die Sprache viel zu hoch. Besonders ist sie für die Weiber, die dort tiefer stehen als die Männer, erst recht zu hoch. Was dann machen? Es blieb nichts anderes übrig, als ihre Umgangssprache, nämlich Nagpuria, zu nehmen. Und das haben wir dann getan. Eine Anzahl von uns Missionaren erlernten das Nagpuria und fingen an, darin zu arbeiten. Aber nun fehlten uns die Bücher in dieser Sprache. Deshalb ließen wir in den Kharia-Gemeinden und in den gemischten Gemeinden die Leute den Hindi-Katechismus auswendig lernen — was ihnen freilich sehr schwer fiel — und wir erklärten ihn in Nagpuria. In den Gottesdiensten fand der Gesang und die Liturgie in Hindi statt; und wir lasen die Texte aus dem Hindi-Testament vor, hielten aber die Predigten in Nagpuria. Dies war aber etwas sehr Unvollkommenes. Deshalb machte ich mich daran, und übersetzte mit einem eingeborenen Gehülfe den Katechismus und die Liturgie in Nagpuria. Leider ist beides noch nicht gedruckt worden! — Ich übersetzte auch das Evangelium Matthäus.

### III. Die Vorarbeiten für die Uebersetzung.

Diese Uebersetzung von dem Evangelium Matthäus zirkulierte nun als Manuskript bei unserem Vorstande und unter einigen Missionaren in unserer und der anglikanischen Mission, die Verständnis für Nagpuria hatten. Und nach langer Zeit bekam ich sie mit vielen schriftlichen Anmerkungen versehen wieder zurück. Besonders hatte sich der anglikanische Missionar Whiteley für meine Uebersetzung interessiert. Er und sein eingeborener Gehülfe hatten das ganze Evangelium durchgenommen und hie und da viele nützliche Bemerkungen gemacht. Was dieser Missionar geschrieben hatte, mußte besonders beachtet werden; denn er galt als Autorität in Nagpuria, weil er vorher mit seinem Gehülfe eine kleine Grammatik des Nagpuria geschrieben hatte, die die englische Regierung dort drucken ließ. Bis dahin existierte nichts Gedrucktes in Nagpuria.

Bevor ich nun weiter übersetzte, wurde auch eine literarische Konferenz abgehalten, auf der über meine Arbeit gesprochen wurde. Diese Konferenz fand in dem Hause des anglikanischen Bischofs von Chota Nagpur, der auch den Vorsitz führte, statt. Zugegen waren außer dem eben erwähnten anglikanischen Missionar unser Präses D. Nottrott

und mit mir noch eine Anzahl unserer Missionare. Ich bekam zuletzt die Weisung, mit meiner Uebersetzung fortzufahren und sie für den Druck fertig zu stellen. Natürlich sollte ich die vielen Ausstellungen, die gemacht worden waren, in Betracht ziehen.

### IV. Die Schwierigkeiten bei der Uebersetzung.

Ich ging also an die Arbeit. Aber eine solche Uebersetzung, die für den Gebrauch des Volkes sein soll, herzustellen, ist ungemein schwierig. Mit der größten Genauigkeit muß dabei verfahren werden. Gottes Wort ist doch der größte und herrlichste Schatz, der in unsere Hände gelegt ist. Dies Wort bestimmt über Leben und Tod, über unser Wohl und Wehe für Zeit und Ewigkeit. Es ist das Lieblichste, was je ein Mensch gehört hat. Es ist aber auch das Schauerlichste, was je ein Menschenohr vernommen hat. Daher gebührt es sich, daß man es mit heiliger Scheu übersetzt, und dabei von der größten Furcht beseelt sei, ihm nicht irgendwie ein Leid zuzufügen, seine Schärfe oder Lieblichkeit nicht irgendwie zu schwächen. Wörtlich soll man übersetzen, den Sinn soll man auch treffen; und in eine idiomatische Sprache soll man es kleiden. Dies ist ungemein schwierig. Taufende von Gebeten habe ich dabei zu Dem emporgesandt, der Weisheit gibt dem, der Mangel daran hat.

Dann habe ich eine Masse Hülfsmittel gehabt. Vor mir auf meinem Arbeitstisch haben zwölf verschiedene Neue Testamente gelegen, nämlich zwei griechische, vier deutsche, zwei englische, ein norwegisches, ein Hindi, ein Munda- und ein Urdu-Testament. Diese Testamente sind alle ein klein wenig verschieden, und trotzdem kann man nicht sagen, daß eins von ihnen nicht richtig wäre. Der Grundtext läßt nämlich eine große Dehnbarkeit zu. Das eine griechische ist der früher allgemein gebräuchliche Text. Das andere ist der von Professor Nestle zusammengestellte Text. Die vier deutschen sind: die Uebersetzung von Luther, die von Weizäcker, die Elbersfelder Uebersetzung und die von dem katholischen Professor von Eß. Die englischen sind: die alte herkömmliche Uebersetzung und die moderne Uebersetzung. Das norwegische nehme ich, weil ich von Geburt ein Norweger bin. Hindi, Mundari und Urdu sind drei indische Sprachen, in denen das Neue Testament schon vorhanden ist.

Wenn ich nun an schwierige Stellen kam, wo es gar nicht weiter wollte, sah ich in den verschiedenen Uebersetzungen nach, wie die großen Männer einst diese Stelle aufgefaßt und in ihrer Sprache wiedergegeben haben. Auch die Auslegungen nahm ich zu Hilfe.

Ich übersetzte im Anschluß an die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft. Diese Gesellschaft nimmt aber nicht jede beliebige Uebersetzung an. Sie wünscht, daß man sich, so viel wie möglich, nach dem griechischen Text von Professor Nestle richte. Denn diesen Text hat die Gesellschaft bei ihrer hundertjährigen Jubelfeier im Jahre 1904 als eigentliche Norm für ihre ferneren Uebersetzungen angenommen. Dieser Text weicht aber an manchen Stellen von dem herkömmlichen Text bedeutend ab. Daher habe ich eine Ausgleichung zwischen dem alten und neuen Text versucht.

Beim Uebersetzen trat mir in vielen Stellen die schwierige Frage entgegen: Soll ich hier sinngemäß übersetzen, oder soll ich wörtlich übersetzen? Ich sagte mir, wenn ich hier sinngemäß übersetzen dürfte, wäre es so schön; die Leser würden die Stelle leicht verstehen. Aber ich darf nicht. Denn die Kritiker würden nachher über mich herfallen und sagen: „Da hast du nicht wörtlich übersetzt! Wir können deine Uebersetzung nicht gebrauchen“! Da habe ich aus Furcht vor den Kritikern zum Nachteil des Verständnisses und auf Kosten des Inhalts wörtlich übersetzen müssen. Und ich habe gesehen, Luther und andere große Uebersetzer haben denselben Weg eingeschlagen.

Vorschläge wurden natürlich auch gemacht, die nicht angenommen werden konnten. Die sie gemacht hatten, waren nicht so in die Sprache hineingedrungen wie Josef und ich, die wir jahrelang uns dem Studium derselben gewidmet hatten. Aber von den Vorschlägen war auch manches zu gebrauchen. Bemerken möchte ich dabei, daß eigentlich die ganze Kritik, die gemacht wurde, sich nur mit dem Sprachidioten beschäftigte. Nur zwei Missionare gingen in ihrer Kritik auf das Griechische zurück.

Um auch jetzt noch eine rechte Menge von vielseitigen Urteilen und Vorschlägen zu bekommen, habe ich die vier Evangelien, die gedruckt sind, in einen Band binden lassen



Eine von Sturm und Regen zerstörte Kapelle bei den Kols (Kurru, Bezirk Lohardaga).

#### V. Das Suchen nach dem Sprachidioten bei der Uebersetzung.

Um das Sprachidioten des Nagpuria zu treffen, habe ich mir viel Mühe gegeben. Wie oben erwähnt, wurde die erste Uebersetzung des Evangelium Matthäus einer weiten Zirkulation und Kritik unterworfen. Nachher schickte ich noch immer wieder Uebersetzungen von andern Büchern hinaus, mit der Bitte, Kritik daran zu üben. Ich schickte das Evangelium Johannes an einen tüchtigen eingeborenen Pastor, den Hebräerbrief an einen eingeborenen Sprachlehrer, den Römerbrief und andere Briefe an verschiedene Missionare. Das Evangelium Markus und vier Briefe sandte ich an den oben erwähnten anglikanischen Missionar. Er schickte sie mit dem Bemerk zu, daß er im großen und ganzen mit der Uebersetzung einverstanden sei. Die Ausstellungen, die gemacht wurden, besprach ich nachher eingehend mit meinem Schreiber und Mitübersetzer Josef. Ich fragte auch immer wieder andere über dies und jenes. Manche falsche

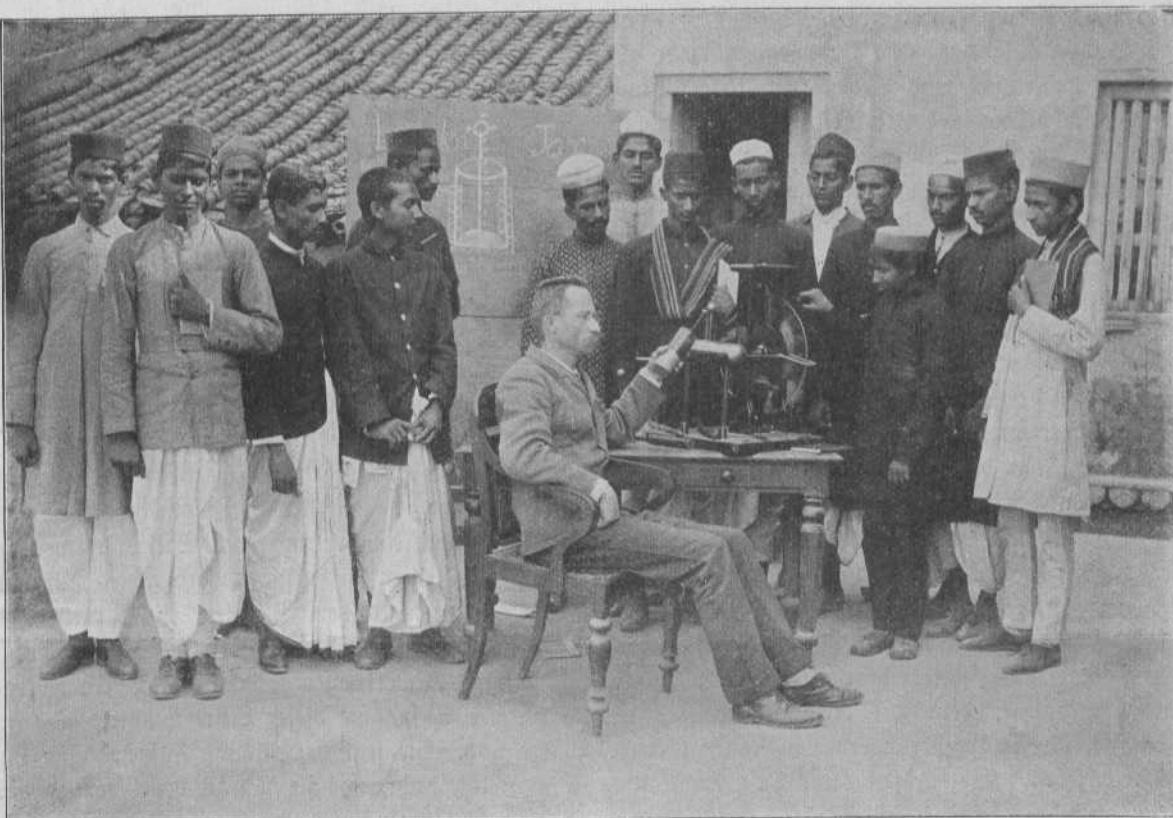
und an 400 eingeborene Gehülfen in unserer und der anglikanischen Mission mit der Bitte geschickt, ihre Meinungen von der Uebersetzung bis Ende dieses Jahres schriftlich an ihre Missionare einzureichen. Und diese Missionare habe ich ersucht, diese Papiere alle an Missionar Deschka in Ruhitoli zu senden, der sie für mich sammeln soll. Dies hat mich viel Geld gekostet; aber ich hoffe, ein ganz teil Erfolg wird auch dabei herauskommen.

#### VI. Die eigentliche Arbeit bei der Uebersetzung.

Bei solcher Uebersetzung gibt es viel zu schreiben. Ich habe in Indien ganze Stöcke von Manuskripten liegen, die nur vorbereitender Natur sind. Es ist ungefähr so zugegangen: Meinem Josef trage ich auf, z. B. den Galaterbrief zu übersetzen. Dies tut er im Anschluß an die Hindi- und Mundaübersetzung. Diese beiden Sprachen kann der Mann vorzüglich; im Nagpuria ist er auch ganz zuhause. Ein wenig Englisch versteht er noch dazu. In sechs Tagen ist er

vielleicht mit seiner Uebersetzung fertig. Dann trete ich an seinen großen Schreibtisch. Er erhebt sich. Ich spreche ein Gebet, in dem ich Gott den Herrn besonders um Weisheit anslehe. Dann schlage ich meine verschiedenen Testamente auf und lege auch ein paar Ausleger dabei. Ich setze mich hin. Auf der andern Seite vom Tisch mir gegenüber sitzt Josef mit seiner Uebersetzung, Feder und roter Tinte zum Korrigieren.

„Weshalb hast du so geschrieben! Weshalb hast du das, was du sagen wolltest, nicht in eine bessere Form gebracht! Kein Mensch spricht oder schreibt so wie du! Und kein Mensch kann dich verstehen! Du kannst auch kein Redner gewesen sein, sonst hättest du anders geschrieben!“ Aber ich wurde wieder beruhigt und ließ meinen Grimm gegen Paulus nicht ausklingen, wenn ich bedachte, die Pläne Gottes bei dieser Unendllichkeit seines Wortes können wir zwar nicht



Missionar Heinrich Lorbeer jun. in Ghazipur mit seiner Physikklass. Die englische Regierung spendete eine bedeutende Summe zur Anschaffung der nötigen Instrumente.

Er liest den ersten Satz vor. Ich vergleiche ihn Wort für Wort mit dem Griechischen und den andern Uebersetzungen, ob er so stehen bleiben darf oder geändert werden muß. Dann besprechen wir ihn in bezug auf das Idiomatische. Wenn wir ihn für richtig befunden haben oder die nötigen Verbesserungen vorgenommen, gehen wir weiter. Er liest den zweiten Satz vor. Manchmal müssen wir, um das Richtige zu finden, den ganzen Abschnitt ein oder mehrere Mal lesen und die Sätze unter sich vergleichen. Vielleicht werden wir heute mit einem Satz nicht fertig. Wir lassen ihn und gehen weiter. Morgen nehmen wir ihn wieder vor. Aber wieder werden wir nicht mit ihm fertig. Uebermorgen bringen wir ihn so ungefähr zurecht. Aber zufrieden sind wir noch immer nicht mit ihm.

Besonders über einzelne Stellen in den Briefen Pauli haben wir so gesessen und konnten nicht weiter. Da kam es vor, daß der Geduldsfaden mir beinahe reißen wollte. Ich wurde versucht, auf Paulus zu schelten und zu sagen:

verstehen; aber sie müssen doch eine bestimmte heilsame Absicht haben. Wir können ja seine Wege und Gedanken überhaupt nicht begreifen.

In vierzehn Tagen hatten wir vielleicht den Galaterbrief durchkorrigiert. Ich sage zu Josef: „Nun schreibe ihn ins Reine.“ Das tut er, während ich mit andern Arbeiten beschäftigt bin. Wenn der Brief fertig ist, schicke ich ihn vielleicht irgendwohin zur Beurteilung; oder ich lege ihn fort. Wir korrigieren nun weiter an andern Büchern des Neuen Testaments herum. Nach einem Jahr nehme ich unsern Brief vielleicht wieder hervor. Wir gehen ihn wieder Wort für Wort und Satz für Satz durch. Hier und da wird wieder allerlei an ihm geändert, was wir vorher als fehlerhaft nicht erkannt hatten. Er wird wieder ins Reine geschrieben und fortgelegt. Nach weiteren zwei Jahren hole ich ihn vielleicht wieder hervor. Aber diesmal gehe ich ihn ganz allein durch. In tiefer Andacht und mit viel Gebet um Licht von oben sitze ich stille da und nehme ihn durch.

Ist doch die Sache recht wichtig. Denn wie er jetzt herauskommt, soll er nachher im Druck erscheinen. Nun wird er zum letzten Mal sorgfältig abgeschrieben und für den Druck hingelegt.

So ungefähr entstand der eine Brief nach dem andern und das eine Buch vom Neuen Testament nach dem andern. Und zuletzt waren sie alle fertig. Mein Hauptgehülfe bei der Arbeit war dieser Josef. Aber ein paar von meinen Lehrern halfen auch dann und wann, besonders beim Abschreiben. Ungefähr zehn Jahre haben wir so über dieser Arbeit gesessen. Es ist wohl nicht zu hoch gegriffen, wenn ich sage, zehn Jahre lang hat diese Uebersetzung mehr als die Hälfte meiner Arbeitszeit und Arbeitskraft in Anspruch genommen, und auch der meiner Gehülfen. Sehr oft haben wir sechs Stunden täglich gesessen. Manchmal war ich von dem vielen Studieren abends ganz abgespannt. Jetzt, wo die ganze Uebersetzung beendet ist und zum Druck bereit liegt, atme ich ordentlich auf. Und mein Herz ist voll von Lob und Dank gegen Gott, der uns über viele Berge von Schwierigkeiten hinüber geholfen hat.

#### VII. Der Druck der Uebersetzung.

Den Druck übernahm die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft. Sie hat dabei ganz bedeutende Ausgaben; denn der Preis beim Verkauf ist nur ein geringer. Nach D. Nottrots Rücksprache mit dem anglikanischen Bischof von Chota-Nagpur wurde beschlossen, daß der Druck in Kaithi-Lettern stattfinden sollte. Die Hindibücher sind gewöhnlich, wie auch alle Munda- und Urankücher in Deonagri-Lettern gedruckt. Kaithi hat aber unter dem gewöhnlichen Volke viel Verbreitung gefunden; denn die Rente-Quittungen in den Dörfern und die Gerichtspapiere werden in Kaithi Lettern gedruckt oder geschrieben. Die Schreib- und Druckbuchstaben sind in Kaithi dieselben. Die Kaithi-Schrift ist leicht zu erlernen. Im Jahre 1907 wurde das Evangelium Matthäus zunächst in 2000 Exemplaren gedruckt. Die waren bald vergriffen. Dann wurde es im Jahre 1908 wieder mit kleiner Veränderung in 5000 Exemplaren gedruckt. In demselben Jahre erschienen auch Markus und Lukas in je 5000 Exemplaren, und in diesem Jahre endlich Johannes in 5000 Exemplaren. Der Druck nahm viel Zeit in Anspruch; denn die Druckbogen mußten zur Korrektur von Calcutta zu mir nach meiner Station Takarma gehen. Die letzten habe ich sogar hier in Deutschland korrigiert.

Die gedruckten Evangelien haben großen Beifall gefunden. Viel ist schon davon verkauft worden. Nicht allein die Christen nehmen sie; auch die heidnischen Hindus kaufen sie. Für diese passen sie ja sehr gut; denn sie sind gerade in ihrer Sprache geschrieben. Für die Gewinnung und Christianisierung dieser Leute ist die Uebersetzung von hohem Wert.

Mein Wunsch und Bitte an die Bibelgesellschaft war, mit dem Druck fortzufahren und das ganze Neue Testament bald fertig zu stellen. In ein paar Jahren würde dann diese 5000 Exemplare starke Ausgabe vielleicht vergriffen werden und ich könnte darauf eine gründliche Revision vor-

nehmen, nachdem ich von überall Gutachten über die erste Uebersetzung eingezogen hätte, worauf die erste revidierte Ausgabe erscheinen sollte. Dieser Plan ist nun vorläufig hinausgeschoben worden, indem der Agent der Gesellschaft mir schrieb, es wären Stimmen laut geworden für eine Pause im Druck. Deshalb schlägt er vor, eine Anzahl Missionare kämen in Chota-Nagpur zu einer Konferenz zusammen und berieten die Angelegenheit. Wenn die meisten dafür sein sollten, würde der Druck fortgesetzt werden. Diese Konferenz kann natürlich erst dann stattfinden, wenn ich mit Gottes Hilfe wieder nach Indien komme. Solange bleibt also der fernere Druck unterbrochen. Gott regiere die ganze Angelegenheit in Gnaden weiter!

#### Christus siegt!

Von Missionar Paul Wüste in Raj Gangpur.

Vierzehn Tage vor Ostern ging ich mit Bruder Diller nach dem  $\frac{3}{4}$  Stunden von der Station gelegenen Tauriamal. Dort hatten sich 14 Häuser als Taufbewerber gemeldet. In jedem Hause wurde gebetet, und durch Händereichen und den Gruß unserer Christen „Jisu sahay“ wurden die Leute als Taufbewerber aufgenommen. Ein Haus mußte zurückgestellt werden, da die Bewohner schwankend waren. Ferner trat ein Familienvater mit den Seinen wieder zurück, da er sich vor seinen heidnischen Verwandten fürchtete. Gebe Gott, daß er nach dem Beispiel seiner Brüder dem Ruf des Herrn bald folge.

Einige Bemerkungen möchte ich hier wiedergeben, die ich bei der Aufnahme dieser Leute machte. Da sie eben im Walde und ohne jegliche Bildung aufgewachsen sind, wissen sie natürlich nicht, wie sie sich zu benehmen haben. Damit ist das Benehmen nach unseren Begriffen gemeint. Am allerwenigsten wissen sie, was das Gebet ist, und was sie dabei zu tun haben. So stand einer während des Gebetes auf einem Beine gegen die Wand gelehnt. Ein anderer ihm gegenüber, der zeigen wollte, daß er schon etwas mehr Verständnis habe, suchte ihm durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß er den Fuß auf den Boden stellen möchte. Wieder ein anderer glaubte, er müsse das Gebet Wort für Wort nachsagen. Es glückte ihm aber immer nur mit dem letzten Worte eines jeden Satzes, das sich dann jedesmal wie ein Nachschlag anhörte. Um ihn zum Schweigen zu bringen, sprach einer dazwischen: „Chup raho“ d. h. „sei still“. Ein dritter wußte nicht, wo er die Hände lassen sollte, und als er unsere gefaltet sah, bemühte er sich auf jede Art, seine ebenfalls zu falten. Dieses und ähnliches konnte man bemerken, als sie aus dem Heidentum kamen, während sie jetzt nach drei Monaten im Gotteshause ganz andächtig mit gefalteten Händen beim Gebet dastehen. So wandelt denn das Evangelium den äußeren und inneren Menschen. Gebe Gott, daß sie treue Schafe seiner Herde werden möchten!

Einer von diesen Taufbewerbern aber fiel mir besonders auf. Er war erst unschlüssig; als ihm aber die anderen sagten, „He bhai ham sab christan ho jate“ hain d. h.

„O Bruder, wir werden alle Christen.“ da ließ er sich ziehen. Das war ein Zug, der mir an diesem Manne auffiel; aber noch drei andere Züge waren es. Einmal habe ich selten einen Menschen so über sein ganzes Gesicht lachen gesehen, als diesen. Zweitens ist er derjenige, der vom ersten Sonntage an noch keinen Sonntag vom Gottesdienste fern geblieben ist. Drittens aber ist es sein schwarzer Gehrock, der ganz besonders in die Augen fällt. Er ist der Einzige, außer dem Tischler unserer Station, der einen solchen trägt, d. h. auch nur am Sonntag. Wo er ihn her hat, habe ich noch nicht erfahren. Von Futter im Rock ist fast keine Rede. Sodann ist er statt ihnen außen gewährt, und zwar mit weißem Zwirn, und was für Nähte! Nach Knöpfen sucht man ebenfalls vergeblich. Für ihn aber ist er eine Zierde. Doch das ist das äußere und vergängliche Kleid, wir aber wollen hoffen für ihn und seine Brüder und zum Herrn flehen, daß ihnen allen mit dem Empfange der heiligen Taufe das Kleid der Gerechtigkeit aus Gnaden geschenkt werde.

An einem Sonntage zwischen Ostern und Pfingsten ritt ich mit dem Kinkel-Stationspferde von Kinkel, das gerade hier einige Tage stand, nach der von hier etwa 5 km entfernten Katechistenschaft Barpali. Hier fand ich die Kirche nicht so gut besucht wie ein halbes Jahr vorher. Viele Christen sind dort lau und gleichgültig, auf welche wir auch besonders unser Augenmerk gerichtet haben. Es ist hier das alte Uebel, der Trunk, der sie schwankend macht und nicht zur Entschiedenheit kommen läßt. Andererseits wurde vom Katechisten berichtet, daß zwei junge Männer unter ihnen dem Trunk ganz und gar entzagt hätten und nun zusammen mit ihm dagegen kämpfen wollten. Gebe der Herr ihnen Kraft zu solchem Tun!

Das Pfingstfest war für unsere Christen ein Doppelfest. Am Morgen, bevor der Hauptgottesdienst begann, wurde nämlich unsere neue Glocke eingeweiht. Sie ist ein Geschenk lieber Freunde aus Apolda und wurde auch von einem dortigen Glockengießer unentgeltlich gegossen, der auch den Klöppel, die Lager, und sonstiges Zubehör dazu schenkte. Bruder Diller gedachte der lieben Freunde dankbar in der Weiherede, die er an die eingegrabenen Worte 1. Cor. 15,3 anknüpfte. Auch mag den treuen Freunden noch einmal an dieser Stelle herzlich gedankt sein; denn es war nicht die erste Glocke, die sie unserer Mission schenkten. (Eine zweite Glocke von ihnen ist in Tamar.)

Das Holz zum Glockenstuhle schenkte ein früherer Katechist, nur der Arbeits- und Fuhrlohn wurde von der Mission bestritten. So haben wir denn jetzt hier zwei Glocken. Die erste ist ein Geschenk der lieben Freunde aus Moabit. Sie lassen nun laut ihren Ruf in Gangpur erschallen: „Kommet zum Heiland, kommet noch heut“. Ich schreibe zwei Glocken, darunter ist nur das gemeint, was man in Deutschland unter Glocken versteht. Sonst ertönen in diesem Reiche noch viele andere „Glocken“, nämlich die Gongs in unsern Katechistenschaften und die der Götzentempel. Bloß zehn Minuten von unserer Kapelle entfernt steht ein solcher, und man kann am Morgen und am Abend fast zur selben

Zeit die Glocken unserer Station und die des Götzentempels ertönen hören. Unsere Glocken rufen die Christen zur Andacht, jene sollen ihre Götzen aufwecken, damit sie sehen und hören, was für Opfer ihnen dargebracht werden. Was für ein trauriger Gott ist es doch, der erst aus dem Schlaf geweckt werden muß, während unser Gott uns beschützt, wenn wir schlafen.

Diese beiden Geläute der Glocken stellen den Wettkampf dar, der in Gangpur entbrannt ist, hier heißt es: „Christentum oder Heidentum, Christus oder Belsial!“ Wollte man aus dem Klang der Glocken einen Schluß ziehen, so könnte man mit Bestimmtheit sagen: „Christus siegt“. Denn unsere Glocken mit dem vollen Tone geben den Triumphruf des Siegers wieder, jene, deren Klang sich anhört, als schlägt man auf ein paar alte Töpfe, das Röhren des Besiegten.

Wir hoffen zu Gott, daß sich solches erfülle und bitten: „Jesus, hilf siegen, du Fürste des Lebens!“

### Wie das Wort Gottes im Reiche Biru Eingang und Fortgang gefunden hat.

„Das Himmelreich ist gleich einem Senskorn.“

Von Missionar W. Stauber, z. Bt Steglitz b. Berlin.

Es war im Jahre 1889. Das Evangelium war von Takarma aus, besonders durch den dort stationierten Missionar Kampfhenkel, bereits bis zur Biru-Grenze ausgebreitet worden. Auch war von Takarma aus der erste Katechist, namens Ishaak, nach Kolomdega geschickt worden. Er war der Ansänger unter den vielen, die in wenigen Jahren hier in die Arbeit gestellt wurden. Im Reiche Biru herrschte damals die denkbar größte Armut. Die Häuser der Bewohner des Jangels wurden nur aus Holz in einfachster Weise aufgebaut, um unter dem Drucke des Königs und der Zemindare ebenso schnell wieder verlassen zu werden, als sie errichtet und bezogen worden waren. Hier wurde von den eingewanderten Mundas das Land dem Urwalde mühsam abgerungen. War es dann schließlich in Ordnung, so kamen die Zemindare und rissen es an sich, indem sie die Asamis (Bauern) derart bedrückten, daß solcher Zustand unerträglich wurde und sie alsbald ihre schweißgetränkte Scholle wieder verließen. So war es allgemein im Reiche, ehe das Evangelium dort Eingang fand.

Doch da drang die Kunde von dem Evangelium Christi von da und dort zu den bedrückten Mundas; und daß der Zustand derer, die sich dem Christentum bereits zugewendet hatten durch das Eintreten der Missionare erträglicher und besser wurde, blieb ihnen ebenfalls nicht unbekannt. Das reizte sie natürlich, durch die Annahme des Christentums auch ihre Lebensverhältnisse zu verbessern. So machten sie, die bis dahin noch Heiden waren, sich denn eines Tages auf, indem ein halbes Dutzend von ihnen aus Gutbahar zum Missionar Kampfhenkel nach Takarma gingen, um ihn um einen Katechisten zu bitten, der sie im Christentum unterrichte und auch sonst in all ihren Angelegenheiten berate. Kampf-

henkel, der damals keinen Überfluss an brauchbaren Arbeitskräften hatte, wandte sich an seinen Stationsnachbar, den Missionar Didlankies in Govindpur, und dieser fragte den damals noch im jugendlichen Alter von etwa 20 Jahren stehenden, aber bereits verheirateten Patras, der früher etwa 5½ Jahre lang unsere Missionschule in Ranchi besucht hatte und jetzt Dorflehrer war, ob er willig und bereit sei, in das neue und schwierige Missionsgebiet Biru zu gehen, um dort in Gottes Namen zu arbeiten. Patras besprach sich nicht lange mit Fleisch und Blut, sondern sagte zu, und so wurde er denn bald nach Gutbahar, mitten in Biru, gesandt. Sein Weib folgte nach einigen Monaten.

Fast das ganze Dorf, sowie auch die Nachbardörfer nahmen das Christentum an. Zu diesen Dörfern gehörten u. a. Klahupani, jetzt ein Eingeborenen-Pastorat, Kerea, Bomolker, Merumdera und Simdega, in welch letzteren Dörfern auch die ersten Khariyas das Wort Gottes annahmen. Sonntag für Sonntag kamen diese alle in Gutbahar zusammen, um dort das Wort Gottes zu hören und zur Taufe zu lernen. Tagtäglich musste der Katechist von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus wandern, um die Taufbewerber zu besuchen, neue aufzunehmen, in den Dörfern mit ihnen zu beten u. s. Dabei wurde er von den Taufbewerbern des einen Dorfes ins andere geleitet, wegen der Gefährlichkeit im Gang von seiten feindlicher Menschen und raubgieriger Tiger und Bären. Anstelle der heidnischen Unsitzen traten sehr bald christliche Sitten. Der Sonntag wurde geheiligt, der Götzendienst abgeschafft, der Trunk bekämpft, altheidnische Unsitzen bei Hochzeiten und Begräbnissen wurden verpönt, dagegen wurde der christliche Ritus der Trauung eingeführt, und bei Begräbnissen die Leichen eingesegnet und für die Lebenden gebetet — es war ein Aufblühen allenthalben wie im Frühling nach dem starren Froste im eisigen Winter des Heidentums. Die Nacht schien vergangen, der helle Tag war herbeigekommen. Es war eigentlich kein christliches Aufhalten mehr vorhanden, deshalb wurden auch so viele Leute Christen, und diese freuten sich wie in der kalten Zeit am frühen Morgen der aufgehenden Sonne.

Auch der Rajah, Gajraj Singh, schien anfänglich mit der neuen Religion sehr einverstanden zu sein. Er ließ die Christen, deren Zahl in aller Stille rapide zunahm, zuerst gewähren und versprach sich wohl von ihnen für seine egoistischen Zwecke und Wünsche manche Hilfe und viele Vorteile. Deshalb ließ er auch die ersten Christen zu sich kommen — es mochten etwa 100 an der Zahl sein — und forderte sie auf, von jetzt ab den Zemindaren und Thikadaren weder zu gehorchen, noch ihnen die üblichen Renten zu entrichten. Hierdurch wollte der Rajah die Thikadare (Großgrundpächter) gleichsam zwischen zwei Feuer stellen, denn auf der einen Seite zeigte er sich ihnen als Feind, auf der anderen Seite suchte er sie durch die Pächter zu schädigen, so

dass sie durch den Ausfall der Rente sich nicht halten könnten, sondern ihre zum Teil selbst urbargemachten, zum Teil durch Ungerechtigkeit an sich gebrachten Felder, Renten und dergl. aufgeben und die Scholle verlassen müssten, wodurch das Objekt dann in den Besitz des Raja überzugehen hatte. Dieser konnte dann seinerseits die Felder beliebig wieder gegen hohe Renten vergeben und diese selbst einheimsen. Dabei hatte der Raja nicht versäumt, selbst daran hinzuweisen, dass die Thikadare früher, im Vergleich zu jetzt, nur so und so viel Rente gefordert und auch bekommen hätten. Letzteres leuchtete den Leuten in ihrer Dummheit sofort ein. Und wenn sie auch nicht kurzerhand aufhören wollten, überhaupt noch Renten zu zahlen, so entschlossen sie sich doch, fortan nur den alten Satz zu entrichten. Waren die Thikadare damit nicht einverstanden, so mochten sie sehen, wie sie zu dem ihrigen kamen. Ebenso weigerten sie sich jetzt der vielen „Begbegari“ (Großdienste). Arbeiten, die den geplagten Asamis immer mehr zu ganz unerschwinglichen Lasten geworden waren. Damit war natürlich der Fehdehandschuh den Thikadaren vor die Füße geworfen, und der Bankaspel zwischen diesen und dem Raja fand sich nun von selbst, denn letzterer forderte wieder von den Thikadaren die zwischen ihnen festgesetzte übliche Rente. Diese aber meinten das Geforderte nun auch nicht mehr an den Raja zahlen zu sollen und zu können, da sich ihre Einnahmen gegen früher bedeutend verringert hätten und fingen nun an, die zumeist aus Taufbewerbern bestehenden Asamis vor dem Raja hart zu verklagen.

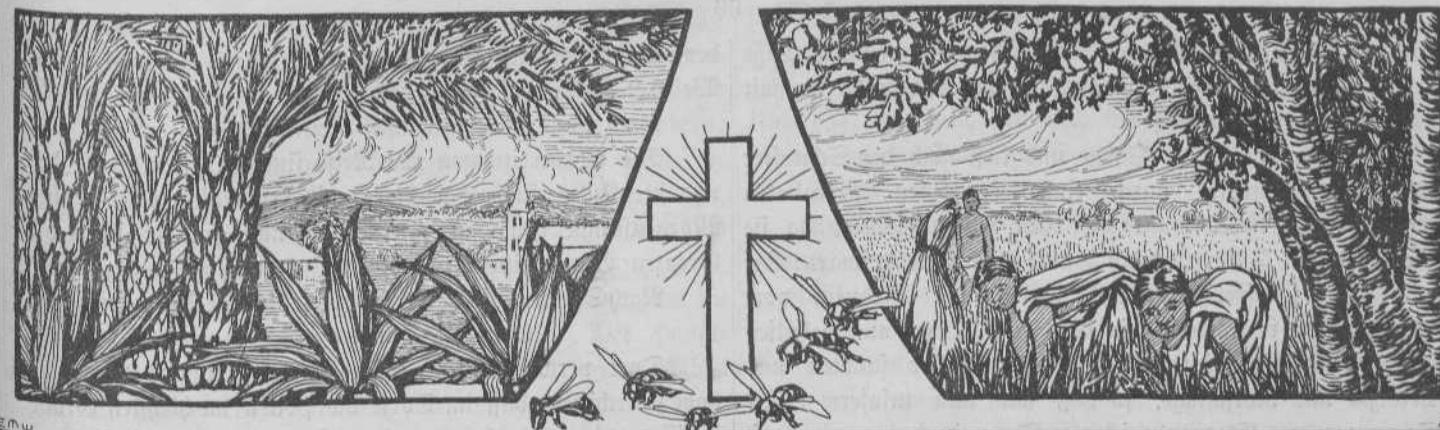
(Schluss folgt.)

### Berichtigung.

Das Bild Seite 36 der Mai-Nummer der „Biene“ stellt nicht die Knabenschule in Gerhardpur (Kinkel), sondern Schüler und Schulhäuser in Plathpur dar, vom Wohnhause des Missionars aus gesehen. Die Berge im Hintergrunde gehören zum Besitztum der Mission, d. h. Grund und Boden sind unser Eigentum, nur der darauf stehende Wald noch nicht. Die drei Berge führen, von der Schule aus nach links gezählt, die Namen Dschanda, Tschari und Tobabatan. „Gegenwärtig“, so schreibt uns Missionar O. Gemshy unter dem 28. Juni, hält sich dort im Walde ein gefährlicher Tiger auf. In der vorigen Woche schleppte er einen zehnjährigen christlichen Hirtenknaben aus unserem Dorfe Koronjo davon. Die Leiche des armen Jungen wurde ihm schließlich entrissen. Sie war aber furchtbar zugerichtet. Vor gestern haben wir sie hier beerdigt. Von den Spalten jener Berge ist als weißer Punkt in der Ferne das Missionshaus in Rajgangpur zu sehen.“

**Inhalt dieser Nummer:** Die Ungläubigen und der treue Herr. — 2. Thess. 3, 2—3. — Die Uebersetzung des Neuen Testaments in Nagpuria. — Eine von Sturm und Regen zerstörte Kapelle bei den Kols (Bild). — Missionar Heinrich Vorbehr jun. in Ghazipur mit seiner Physikklass (Bild). — Christus siegt! — Wie das Wort Gottes im Reiche Biru Eingang und Fortgang gefunden hat. — Berichtigung. —

**Hierzu eine Beilage.**



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLETT DER GOSSNERISCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 9

Friedenau, September 1909.

74. Jahrgang

### Ein volles Haus.

Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe aus auf die Landstraßen und an die Bäume, und nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde

Lukas 14, 23.

**D**afß das Gleichnis vom großen Abendmahl in seinem letzten Teil von der Heidenummission handelt, kann füglich nicht bestritten werden. Der das Mahl ausrichtet, ist Gott. Der Knecht, den er sendet, die Gäste einzuladen, ist Jesus. Die zuerst nicht Gerufenen, die Leute auf den Landstraßen und an den Bäumen, sind die fernen Heiden. Das Haus, das voll werden soll, ist das Reich Gottes.

Wir leben in Zeiten, da Gott in wundervoller Kraft und Klarheit diesen Schluß unseres Gleichnisses geschichtlich zur Erfüllung bringt. Sein Ziel: ein volles Haus froher, dankbarer Gäste zu haben, verliert er nicht aus dem Auge. Und er wird es erreichen, mit was für Menschen es auch sei. Denn wer wird schließlich das Mahl genießen? Die, die gekommen sind, die das Geschenk der Gnade angenommen haben. Der himmlische Gastgeber sieht völlig ab von Rang und Stand, von Bildung und Besitz, von Verdienst und Würdigkeit, von Tugend und Gerechtigkeit der Werke. Alle Verufung zur Gemeinschaft mit Gott geschieht „aus Gnaden“. „Aus Gnaden“ steht vor allem über dem Portal geschrieben, durch das die heidnische Völkerwelt eingehen soll in das Haus Gottes.

Voll werden soll dieses Haus. Welch ein Gedanke, wenn es leer bliebe! Welcher Mensch könnte sich dabei beruhigen, wenn sein Haus — es sei ein Kaufhaus, ein Konzerthaus, ein Gasthaus, ein Kirchenhaus, ein Missionshaus — leer bliebe! Und wenn die Welt oft aus sehr unlauteren Beweggründen „volle Häuser“ haben will, wie

viel mehr unser Gott mit seinen ewigen Liebesgedanken, der nur Gutes vorhat mit seinen Menschenkindern.

Immer mehr gleicht die ganze heutige Heidenummission einem vollen Hause, oder besser: einem Hause, das sich immer mehr füllt mit strömenden Scharen. Und müssen wir von unserer Kolonial-Mission nicht dasselbe sagen, und zwar mit besonderem Nachdruck? Der neueste Bericht über Jaspur, den unsere heutige Nummer bringt, zeigt, wie unser Gott in jenem indischen Reiche jetzt sein Haus voll macht. Elfhundertundfünf jüngst Getaufte sind dort in verhältnismäßig kurzer Zeit der göttlichen Einladung gefolgt. Noch größere Massen sind nicht abgeneigt, sich anzuschließen. Ja, wahrlich, es sind rechte Leute der Straßen und der Bäume. Sie haben keine sittliche Schönheit aufzuweisen; sie sind in vielen Untugenden und Lastern besangen. Aber der Barmherzige verschmäht sie nicht, wenn sie sich von seinem Knecht Jesus nur führen lassen. Haben wir Geduld mit denen, die Gott nicht verwirft. Achten wir die für wert des ewigen Lebens, denen Gott die Tür seines Hauses aufschließt. Seien wir nicht kleinlich und engherzig, wo Gott es so sichtlich darauf anlegt, ein volles Haus zu haben. Möchten nur unsere Herzen voll werden von heiliger Liebe zu den noch Draußenstehenden und unsere Hände voll von Gaben für den Zweck, den der Herr der Geschichte verfolgt. Der große Gott hat ein großes Haus und macht ein großes Abendmahl. Und es ist noch viel, viel Raum in den Hallen seines Palastes.

### Neue gute Post aus Jaspur.

Von Missionar Adolf John II.

Bevor ich über meine letzte Reise in Jaspur berichte, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß wir im Monat April durch Krankheit im eigenen Hause schwer heimgesucht worden sind. Meine Frau wurde am Charsfreitag von einer ernst-

lichen Lungenentzündung ergriffen, die am neunten Tage ihren Höhepunkt erreichte. Doch wurde es von da an mit Gottes Hilfe wieder besser.

Ich war in großer Sorge und ließ nach der Schwester Marie in Purulia durch einen berittenen Extraboten telegraphieren, doch konnte sie nicht selbst kommen, da sie eben erst von Takarma nach Hause zurückgekehrt war. Sie war aber so freundlich und sandte uns Medizin, vom Purulia-Arzt verschrieben, so daß sie uns doch auch geholfen hat. Auch Br. Nottrott und Br. Müller sandten uns Medizin und Ratschläge, so daß wir nun insofern außer Sorge waren. Es waren schwere Tage, in denen mir sonst Niemand beistehen konnte. Tag und Nacht mußte ich zur Stelle sein, da meine Frau volle sieben Tage und Nächte nicht eine Minute schlafen konnte. Als Br. Nottrott uns ein vom Arzt verordnetes Schlafpulver sandte, wurde es auch damit besser.

Zu dieser ernsten Krankheit gesellten sich noch die Windpocken, von denen die beiden jüngsten Kinder ergriffen wurden. Derer nahm sich die eingeborene Wärterin in liebevollster Weise an. Nur hatten wir die Kleinste nicht vor Zug bewahrt, und so wurde sie infolgedessen schwer krank. Die Pocken schlügen nach innen, und auch sie schwebte eine Woche lang zwischen Leben und Tod. Die Pocken der mittleren Tochter jedoch waren, obwohl stark hervortretend, schon nach 14 Tagen wieder verschwunden, ohne daß sie ernsthaft krank war. Der Herr sei gelobt und gepriesen, der uns beigestanden und alles zum Besten gewendet hat!

Sobald die Krankheit gewichen, lag mir viel daran, noch im Mai nach Jaspur zu reisen, da dort die vorhandenen Taufbewerber — über 2000 — geprüft werden mußten, denn die allermeisten sind nun schon im dritten Jahre unter der Pflege und Obhut unserer Katechisten, so daß wir allen Ernstes an die heilige Taufe denken mußten.

Sch stellte zuerst ein Reiseprogramm auf und bat Br. Dämlow, mir seinen Pastor zu leihen, für den ich auch eine Reiseroute aufstellte.

Nach dem Stand der Gemeinden bei meiner letzten Reise im Februar zu urteilen, war wenig Aussicht auf viele Tauffeierlichkeiten, denn ich mußte damals Katechisten und Gemeinde ernstlich ermahnen zu Fleiß und Treue.

Meine Ermahnungen sind nicht fruchtlos geblieben, wie mein ausführlicher Reisebericht in nachfolgenden Schilderungen bestätigen wird.

Mit dem Psalmlisten dürfen wir singen in Jaspur: „Du machst zunichte der Heiden Rat, und wendest die Gedanken der Völker!“ Das Herz muß jubeln über die Wandlung in dem Reiche, das bis in die neueste Zeit ein als dem Evangelium verschloßenes Reich galt.

Welch' eine Wendung durch Gottes Führung! mußte ich immer wieder denken, als ich die Drei tauften konnte, die vor 2½ bis 3 Jahren mit noch vielen anderen zu meinem Bruder und mir kamen, mit Reisbündeln auf der Schulter, um sich dafür Brauntwein einzutauschen! Frauen und Kinder hatten vielleicht nichts zum Abendessen, weil der Vater den letzten Reis in die Schnapsausschankbude tragen mußte, um

dem Schnapsteufel sein Opfer zu bringen. Damals ging Wehmut durch unser Herz.

Doch nun zur eigentlichen Reise!

Die Vorbereitungen zur Reise sind getroffen, das Zelt und die Kulis sind abgeschickt, mit Hahnen schrei in früher Morgenstunde gehts in den Sattel und hinüber über die Grenzen Birus hinein ins Reich Jaspur.

Nach Sonnenaufgang erreichen wir die erste Katechistenschaf Bipadpur.

Dort verweile ich nur eine kurze Zeit und vernehme vom Katechisten, daß im Dorfe die Pocken im höchsten Grade grassieren, werde aber zu einer Hausandacht aufgefordert, um für die Kranken zu beten, damit sie fest bleiben und nicht zum Zauberer gehen möchten.

Wir reisen weiter und kommen gegen 11 Uhr auf dem beabsichtigten Rastplatz an, wo Mittagessen gekocht wird. Unter einem schattigen Ambabaum rasten wir und atmen die heißen Winde des Monat Mai ein, daß einem bisweilen der Atem stocken will. Nach fünfstündigem Aufenthalt reisen wir weiter und erreichen mit Sonnenuntergang das nächste Ziel Koronga.

Der Tag der Ankunft wird mit einer Abendandacht geschlossen. Nach derselben sitzen dann noch die Brüder und schütten ihr Herz aus. Dabei ist natürlich wieder viel Klage zu führen gegen einen Beamten des Königs, der dort gehaust hat und unverschämt viel „Atbati“ d. h. die Hälfte des Ertrages auf Hochland, im Jangal gelegen, genommen hat. Dem Christen Budhu forderte er 17 Scheffel Reis ab; als er aber 2 Rupie Bestechung erhielt, war er mit 8 Scheffel zufrieden. So ging das der Reihe nach. Bei den Forderungen des Königs herrscht keine Ordnung, jeder nimmt was er kriegt, und das Volk gibt was es hat. Ich soll einschreiten, halte ihnen aber vor: „Warum gebt ihr ohne Quittungen? Fordert doch Quittungen, und es wird besser werden“. Zustimmendes Kopfnicken; aber sie sind doch unzufrieden mit mir. — Zuletzt ergreift ein alter Graukopf das Wort: „Sahib, wann wird dem das Reich tut gehen?“ soll heißen: Wann wird es unter englische Herrschaft kommen? Ich erwidere ihm, daß ich das nicht weiß. Darauf er: „Kannst Du denn nicht „Manjar“, soll heißen „Manager“ (Verwaltungsbeamter) des Königs werden? Ich verneine ihm auch dies, und schließlich ziehen sie sich zurück. Am nächsten Tage halte ich mit den Jaspur-Katechisten die monatliche Konferenz ab, wobei ich mit ihnen auch die bevorstehende Reise näher besprach und den Tag bestimmte, an dem ich in den betreffenden Katechistenschäften die Prüfung der Taufbewerber vorzunehmen gedenke.

Am Nachmittag desselben Tages sind die Taufbewerber alle versammelt, welche nach eingehender Prüfung für taufberechtigt erklärt werden, und deren Tauffeier in einem Ambahain vor sich gehen kann. Es können 85 Seelen getauft werden.

Der nächste Tag bringt uns nach Bannsbahar.

Dort rasten wir wieder in einem Ambahain. Da es Sonnabend ist, wird der Abend benutzt, um die Taufbewerber

zu prüfen. Die drei Männer sind auch unter ihnen, welche vor drei Jahren ihren letzten Reis für Branntwein eintauschten — damals wurden sie auf die Liste geschrieben und ihre Zöpfe abgeschnitten. Ich frage sie noch besonders: „Nun, was hat Euch das Christentum gebracht? Seht Ihr irgend welchen Nutzen?“ — „Ja, Sahib“, antworten sie, „jetzt fürchten wir uns nicht mehr vor dem Teufel und sind Jünger des Herrn Jesu geworden.“

Der nächste Tag — Sonntag — wird benutzt, um die Jugend zusammenzurufen zur Sonntagschule. Der Hauptgottesdienst wird um 12 Uhr gehalten, und daran schließt sich die schöne Tauffeierlichkeit, die um  $1\frac{1}{2}$  Uhr ihr Ende erreicht. Ein altes Männchen ließ sich bei der Taufe „Gofner“ nennen. Unter den Frauen und Mädchen kamen Namen vor wie „Himmelsblume“ und „Mondblume“ und so weiter. (Die Zahl aller Getauften gebe ich am Schluss an).

Die Taufbewerber waren natürlich nicht alle fertig, und es muß deshalb etwas gesichtet werden. Aber im Großen und Ganzen haben sie tüchtig gelernt und können ihr Tauspensum. Dabei sitzen auch römische Christen und sehen unserer Tauffeierlichkeit zu. Auch sie sind drei Jahre „Christen“. Nach dem Gottesdienst frage ich sie, was sie gelernt haben, sie antworten: „Sahib, was sollen wir lernen, wir wissen nichts von Gott und alledem, was Sie uns hier fragen“. — „Wir haben Geld vom Sahib bekommen und dafür müssen wir zur Kirche gehen; aber wir schicken unsere Kinder, für uns Alte ist das alles nichts.“

Wie trostlos! Aus dem heidnischen Irrtum heraus, werden sie in noch viel mehr Irrtümer hineingeführt; ohne Hoffnung und Glauben sind sie wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und das soll die „allein seligmachende Kirche“ sein! —

Am Abend besuche ich die Christen in ihren Häusern und bin erstaunt, wie sauber alle ihre Häuser halten. Beim Dorfältesten müssen wir länger verweilen, da er uns zum Tee einlädt, der allerdings einen andern Namen verdiente, denn er war statt mit Zucker mit Salz vermischt. Später kam noch eine Deputation, die uns ein Schaf, Reis und Dal brachte.

Wir reisen nach

#### Dokra.

Dort konnte ich nur einen Tag und eine Nacht bleiben. Am Nachmittag werden die Taufbewerber durch den Pastor geprüft, und nachdem ein Drittel zurückgestellt wurde, konnten noch von mir zwei Drittel von ihnen getauft werden. Dort hat der Katechist einen schweren Stand mit den Beamten des Königs. Auch Sonntags werden Christen zu Frohdiensten herangezogen. Ich machte den Beamten bei meinem späteren Rundgange und Besuch bei ihm darauf aufmerksam, daß der Sonntag den Christen freigegeben werden müsse. Er war sehr liebenswürdig und versprach auch, das zu tun. Im Großen und Ganzen sind aber hier noch die Christen am weitesten zurück, haben aber auch sehr viel zu leiden.

Wir ziehen weiter nach Westen in das Dorf

#### Sujibahar.

Hier ist alles zum Empfang vorbereitet. In hellen Häusern kommen uns Jung und Alt entgegen. Viele Katechisten

sind mit ihren Frauen da, weil ich für den Abend desselben Tages das heilige Abendmahl angezeigt habe. Mein Herz geht in Sprüngen: in Jaspur die erste Abendmahlfeier! Und das war auch für mich der schönste Tag in Jaspur, als ich nach der Taufe mit Sonnenuntergang die Abendmahlfeier halten durfte.

Auch hatten hier die Taufbewerber mit am allerbesten gelernt, und fast ohne Ausnahme konnten sie zur Taufe zugelassen werden. Wie hat sich doch das Wort des Propheten in Jaspur bewahrheitet: „Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln!“ Sie wandeln im Lichte des Evangeliums. Wir reisen weiter nach Westen, die Berge von Udaipur, Surguja und den andern Zentralprovinzen werden sichtbar, wir kommen nach vierstündigem Ritt in

#### Kasabel an.

Der Katechist ist zwei Stunden früher mit seiner Frau zurückgekehrt und findet sein Haus erbrochen, die Kisten geöffnet, und entdeckt, daß ein Dieb eingebrochen ist. Wie er sich so seinen Schaden besicht und in die andere Stube gehen will, wird er von einem starken Manne — dem Diebe — umgerissen, und fort eilt der Dieb mit dem gestohlenen Gut. Aber der Katechist ist gut zu Fuß, und mit Hilfe eines andern Dorfbewohners wird der Dieb eingeholt. Er setzt sich zur Wehr; aber ein kräftiger Hieb des Katechisten bringt ihn zur Besinnung, und er ergibt sich seinem Schicksal. — Als wir ankamen, saß er gerade gebunden vor des Katechisten Hauses. Er bat mich sehr, ihn für diesmal freizugeben; aber es half nichts, der Polizist wurde gerufen, der ihn zur Polizeistation brachte. Durch diesen Zwischenfall mußte ich einen Tag länger dort bleiben, da der Katechist mit zur Polizei gehen mußte.

Am nächsten Tage wurden die Taufbewerber geprüft, und ich fand, daß sie nicht so gut gelernt hatten. Es war aber auch noch kein Sahib dort gewesen. Immerhin konnte ich am Schluss ein gut Teil taufen.

An dem Orte fand ich die Leute noch am schmutzigsten von allen. Mit Wunden und Eiterbeulen bedeckte Kinder brachten sie zu mir, und alle Gebrechen sollte ich heilen. Ein Vater hatte ein solch schmutziges Kind auf dem Arm, daß ich ihn scharf anfuhr, wie er solch einem Järfel nicht unähnliches Kind nicht reinigen lassen könne. Die Augen waren von Schmutz zu, — von der Nase gar nicht zu reden. Da nahm er von der Erde einen schmutzigen Scherben eines zerbrochenen Tongefäßes und kratzte unter der Nase die Haupthäfe ab, nahm dann seine Hand, segte den Rest weg und beförderte ihn an seine Fußsohle — und dann wollte er mir die Hand reichen und Yisu sahay sagen! — Ja, da gibt es noch viel zu belehren, auch in Bezug auf körperliche Pflege. Abgesehen davon hat das Evangelium aber auch dort schon viel Wandel geschaffen.

Wir reisen weiter nach

#### Pandripani.

Durch dicken Urwald der am weitesten von Kinkel gelegenen Katechistenschaft, welche 22 Koss von Kinkel entfernt ist, also in 18 Stunden zu erreichen ist, berühren wir erst noch Kutera, wo ich nur eine Nacht blieb. Die Christen

waren dort alle versammelt und holten uns ein Stück des Weges mit Gesang und Trommellärm ein. Sogleich halte ich ihnen einen Gottesdienst, woran sich die Prüfung schloß. Ich konnte aber nur von einem Dorfsteile einige taufen. Da die andern noch nicht reif zur Taufe sind, stelle ich sie zurück bis nach der Regenzeit.

Abends sitzen wir noch bis 10 Uhr, und ich höre auch ihre Schilderungen über Freud und Leid. Ich entnehme auch hier aus ihren

Neden, daß sie mit dem Christwerden Befreiung von den Abgaben und Frohdiensten für den Raja verbinden. Ich tröste und ermahne sie, daß sie gute Christen werden sollen, denn Gott sitzt im Regemente, und er wird Mittel und Wege finden, daß auch ihre Lage eine bessere werden wird.

Von Kautera aus nun erreichen wir in drei Stunden Pandripani.

Auch hier ist noch kein Sahib gewesen. Heiden und Christen umlagern das Zelt, und sobald etwas der Leib erfrischt ist, gehen wir an die Arbeit.

Ich halte zunächst Gottesdienste — immer im Freien unter Bäumen — woran auch römische Christen und Heiden teilnehmen. Das Dorf ist teils römisch, teils gehören sie zu uns, und der Rest sind Heiden. Die Prüfung speziell der Taufbewerber, fällt auch hier zu ihren Ungunsten aus, denn die Frauen lernen garnicht und gehen spärlich zur Kirche. Die Schuld dafür

schieben sie auf die Römer, die ja auch nicht zu lernen brauchen, trinken dürfen und nur die Kinder ab und zu zur Kirche schicken. Ich ermahne sie, nicht auf die Römer zu sehen, die nicht als Beispiel gelten, sondern dem Katechisten zu gehorchen und treu und fleißig zu lernen.

Ein Dorf aber, welches eine Stunde abseits liegt, und wohin der Katechist zum Unterricht geht, ist fertig zur Taufe, und ich kann sie alle taufen, dagegen die Taufbewerber aus dem Dorfsteile, wo der Katechist wohnt, müssen zurückgestellt werden. Sie sind etwas traurig darüber,

und am Abend baten sie mich, ihnen nicht böse sein zu wollen, sie würden in Zukunft besser lernen.

Wir reisen nach zwei Tagen zurück und kommen nach Sagibhanna.

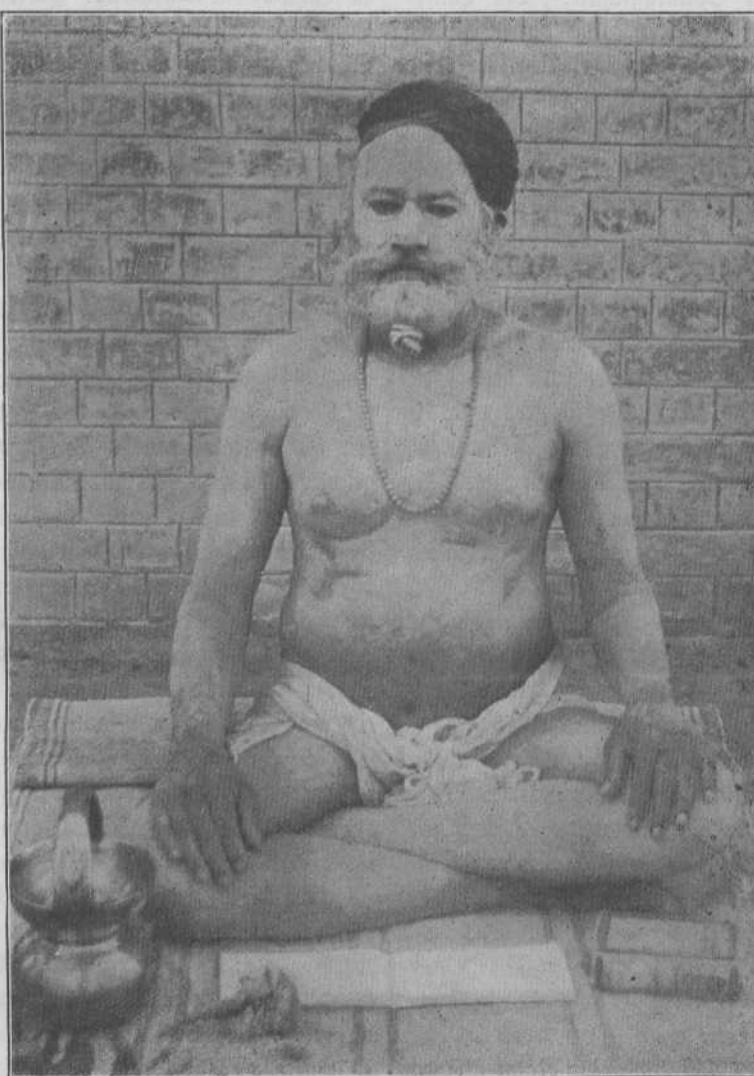
Der Weg war sehr beschwerlich, ich mußte ihn in vier Stunden zu Fuß zurücklegen.

Naum angekommen, finde ich einen Brief eines Katechisten vor, den zwei Leute 4 Rös weit mir nachgetragen haben.

Der Brief lautet:

„Sechs Mal hochehrwürdiger Padri John Sahib, kommen Sie schnell hierher, ein Polizist haust hier wie ein Räuber! Von 30 Christen hat er schon je 1 Rupie Strafe genommen und verlangt noch von allen zusammen 600 Rupies Strafe, er beschuldigt sie, sie hätten einem Schmied eine Kuh geschlachtet und gegessen. Wenn Sie nicht kommen, sterben wir alle, was soll dann werden? Wir erwarten Sie heut.“

Ich lasse mir erst einmal die Geschichte von den beiden Leuten erzählen und erfahre folgendes: Von dem Dorfe Nasialdar gehen eines Tages vier Christen in den Wald nach Holz; dabei stoßen sie auf eine abgeschlachtete Kuh, der bereits die Hinterbeine fehlen. Sie nehmen an, daß Diebe die Kuh getötet haben und dabei gestört worden und infolgedessen weglaufen sind. Was tun nun die vier Christen? Sie schleppen die Kuh in's Dorf, verteilen sie unter sich und essen sie



Ein sogenannter heiliger Bühner, der sich den ganzen Leib mit grauem Ganges-Schlamm beschmiert hat. Tausende von solchen Leuten, oft fromme Haulenzer, durchziehen bettelnd Indien.

vollständig auf. Ein Teil des Dorfes hat nichts bekommen, und diese nun verbreiten die Geschichte. Schließlich stellt sich der Besitzer der Kuh ein und macht ihnen (mit Recht) Vorhaltungen. Ja, er geht zur Polizei und zeigt die Leute an. Deshalb nun kommt eines Tages ein Polizist, der von den Beteiligten an der Sache je 1 Rupie Strafe nimmt und noch weitere 600 Rupies verlangt! — Dies Vorgehen ist natürlich Unsinn und kennzeichnet so recht das Vorgehen der Beamten in Jaspur. Ich mache nun vor allem den Leuten klar, daß sie ohne Zweifel einen großen Fehler dadurch

begangen hätten, daß sie die Kuh, die ihnen ja gar nicht gehörte, weggeschleppt und sogar noch aufgegessen hätten.

Sicher werden die vier Männer, wenn es zur Klage kommen sollte, mit Gefängnis bestraft werden, denn wie wollen sie beweisen, daß sie nicht die Kuh getötet, sondern abgeschlachtet vorgefunden haben! Der Richter wird sicher annehmen, sie sind die Täter. Der Besitzer der Kuh — also der Kläger — behauptet das jetzt auch schon. Die andern aber, welche davon geessen haben, werden nach meiner Ansicht auch bestraft werden. Das leuchtet ihnen auch ein, und ich soll nun helfen und sie „erretten“ von der Polizei.

Ja, ich mußte ihnen sagen, daß ich in der Sache nichts tun kann, denn weder kann ich für sie zeugen, noch sie von den Händen der Polizei befreien. Ich gab ihnen nur den Rat, wenn möglich, sollten sie sich im Guten mit dem Schmied einigen und ihn bitten, daß er die Klage zurückziehe. — Ich ging dann auch nicht hin, denn schließlich sollte ich ihnen die 30 Rupies geben, da sie sich dieselben haben borgen müssen. Ja, was der Sahib nicht alles tun soll auf der Reise zu den dummen Leuten!

In Sagibhanna nun klagt der Katechist, daß die Christen trinken, nicht lernen, anfangen zu opfern und so weiter. Gelernt haben sie tüchtig und gehen auch zur Kirche. Diese Leute liefern mir wieder den Beweis, daß wir zu lange mit der Taufe warten. Auch hier ist noch kein Sahib gewesen, obwohl sie hätten schon längst getauft werden können. Ich halte dafür, daß sie nur, weil nicht getauft, später wieder faul und lässig werden. Die Täufe halten auch unsere Taufbewerber für eine große Sache und sind der Meinung, daß sie nach der Taufe nicht so leicht wieder zurückkönnen. Aber so lange sie nicht getauft sind, sehen sie sich — und mit Recht — für nicht ganz voll an, d. h. der Weg in's Heidentum scheint ihnen leichter, als wenn sie getauft sind. Diese Ansicht ist auch nicht ganz von der Hand zu weisen.

Ich ermahne sie und verspreche ihnen, wenn sie zwei Monate lang beweisen, daß sie Christen werden wollen und ganz brechen mit dem Heidentum, sie dann zu tauften.

Ich breche deshalb am folgenden Tage auf nach Chiragora.

Hier nun fand ich Leben vor. Es war eine Freude zu sehen, wie die Christen hübsch sauber gekleidet uns entgegenkamen. Der folgende Tag ist ein Sonntag, und so halte ich ihnen nach meiner Ankunft nur eine Abendandacht.

Am Sonntag Vormittag ist erst Kindergottesdienst, den der Kandidat in meiner Gegenwart abholt.

Um 12 Uhr Mittag ist Gottesdienst, wozu alle Christen sich einfinden.

Daran schließt sich die Prüfung der Taufbewerber und die Täufe, wobei alle freudig das Bekenntnis ablegen, dem Teufel zu entsagen und treue Christen zu sein.

Danach findet Trauung von drei Paaren statt, die ordnungsgemäß drei Sonntage aufgeboten und zuvor mitgetauft worden sind.

Diese Katechistschaften habe ich im Mai bereist und zusammen 719 Seelen die heilige Täufe erteilen können.

Der Pastor hat den Rest der Katechistschaften bereist und 386 getauft.

Also 1105 Neugetaufte in Jaspur!

Ich ging überall in die Häuser und suchte nach altem heidnischem Schmuck, Götzen oder dergl.; überall erklärten die Katechisten: „Das haben die Leute längst weggeworfen, verbrannt“ usw. Wir haben viel Ursache, Gott dem Herrn zu danken, der uns so viel Heiden zugeführt hat, die nun alle in seinem Lichte wandeln!

Vielle Arbeiter, aber auch Mittel zum Reisen usw. brauchen wir, damit sie alle gepflegt und gefördert werden, ihre Kleider helle zu machen im Blute des Lammes. Und viel Gebet hier und daheim brauchen wir für Jaspur und seine Bewohner, von denen noch Tausende schmachten in Satans Reich. Darum wollen wir das Werk des Herrn treiben, das er befohlen hat, damit viele, viele selig werden.



### Wie das Wort Gottes im Reiche Biru Eingang und Fortgang gefunden hat.

„Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn.“

Von Missionar W. Stauber, z. Zt. Steglitz b. Berlin.

(Schluß).

Das half ihnen nichts. Denn der Raja hatte durch diesen Trick vor der Hand seine Absicht erreicht; die von ihm vorläufig herbeigewünschte Zeit war gekommen. Wollten die Thikadare nun nicht von den ihnen auferlegten Lasten erdrückt werden, so mußten sie Land und Einkommen verlassen, und sich wo anders ein Fortkommen sichern. Somit übernahm der Rajah selbst wieder den Besitz des Landes, das er oder sein Vater zur Urbarmachung Thikadaren und Asamis früher gegeben hatte. Damit begann aber für die betörten Asamis eine neue Leidens- und Bedrückungszeit, denn der Raja forderte gleich eine höhere Rente, als jene in ihrer ärgsten Leidens- und Bedrückungszeit jemals den Thikadaren hatten entrichten müssen. Und dieser Zins wurde von Jahr zu Jahr noch mehr in die Höhe getrieben. Auf die Bitten und Vorstellungen aber der Asamis vor dem Könige wurde das Verhältnis zwischen diesem und jenen begreiflicherweise bald getrübt; denn auf der einen Seite galt es tiefe Demütigung, auf der andern kalte Abweisung. Falsche Hoffnungen waren künstlich erzeugt worden, und schwere Enttäuschungen waren die natürliche Folge gewesen; schwere Lasten waren mit einem unerträglichen Ziske, mit einer niederdrückenden Brüde vertauscht worden.

Es dauerte nun nicht lange, als eines Tages die Christen aus Bomolkeri vor den König gerufen wurden. Dieser gebot ihnen, von stund ab die christliche Religion zu verlassen und wieder „in den alten Sitten nach väterlicher Weise“ zu wandeln. Die Christen jedoch zeigten sich keineswegs geneigt dazu und wiesen solch Ansinnen von sich ab. Sie dachten nicht daran, ihre christliche Religion gegen ihre heidnische wieder einzutauschen, trotz all der Schmähungen, die sie

dadurch auf sich nahmen. Dennoch wurden sie noch zweimal vor den König gerufen, und beidemale wurde ihnen das Christsein von diesem ernstlich untersagt. Um den König endlich zufrieden zu stellen, gaben sie in ihrer Schwachheit schließlich das Versprechen, fortan wieder Heiden zu werden. Wer einmal einen heidnischen König und im Heidentum groß gewordene Eingeborene kennen gelernt hat, wundert sich darüber nicht, zumal bei Leuten, die im Anfange des Christentums stehen und noch von allerlei Heidentum um und an umgeben sind. Sind und bleiben doch diese Leute oft ihr ganzes Leben hindurch Kinder, und Kinder müssen als solche beurteilt werden. Und bedeutet man, daß der „Vater der Lüge“ die Leute ihr ganzes Leben hindurch verblendet, und sie in der Lüge und Lügen-Religion hat aufwachsen lassen, so wird man sie gelinde beurteilen, zumal wenn man weiß, wie zähe sie an Sitten und Religion der Väter hängen, und wie schwer es ihnen wird, beides über Bord zu werfen und gegen etwas einzutauschen, was ihnen nicht immer augenscheinliche und handgreifliche Vorteile sofort einträgt. Dazu fordert man von ihnen noch geistige Denkarbeit und ethische Leistungen, was beides ihnen im Heidentum total fremd ist. Wird dennoch der Heide wirklich Christ, so ist das mehr als Menschenwerk.

Die noch immer nicht getauften Christen gaben also dem Raja das ihnen abgezwungene Versprechen, wieder Heiden werden zu wollen. Aber das bloße Versprechen genügte dem Raja nicht; sie sollten ihre christliche Religion abschwören, indem sie Dhan und Goba (Reis und Kuhdung) sich aufs Haupt legen müßten, was so viel bedeutete, als daß bei Übertretung dieses ihres Gelübdes ihnen „von den Göttern“ weder Bieh noch Feldfrüchte bescheert werden mögen. Die Christen hielten diesen Schwur für „Tamasha“ (törichtes Schauspiel), wußten sie doch, daß keine Götter sind außer dem „Ewigem Gott“, und diesem hatten sie sich im Herzen und mit dem Herzen zugesagt. Deshalb blieb bezüglich ihrer Religion und ihres Gottesdienstes alles beim Alten.

Darauf wurden die Christen aufs neue beim Raja verklagt, und die Folge war, daß sie noch einmal bei ihm zu erscheinen hatten, und wieder müßten sie einen noch größeren Schwur auf sich nehmen, nämlich den „Koronga-Deota-Path“-Schwur. Der „Koronga-Deota“ (Göze) ist ein gefürchteter Bösewicht und seiner königlichen „Quälgeister“ wohl würdig. Von Zeit zu Zeit soll er das Bedürfnis haben, sich in den Leib eines großen Tigers zu begeben, und als solcher die ihm unbequemen Menschen zu töten. In seinem Namen müßten die Christen Reis in die Hand nehmen, was bedeutete, daß sie sich, im Falle ihres Beharrens im Christentum, von ihm wollten fressen lassen (notabene: so es Gottes Wille sei). Ich habe nicht gehört, daß auch nur einer jener Christen von einem Tiger gefressen worden wäre. Dagegen sind der „Maha-Pahan“ (Königspriester) und sein Sohn, welche beide gewaltsam jenen Schwur auf die Christen legten in zehn Tagen beide gestorben — ein gewaltiges „Mene Tekel“ für den Raja, der ihnen innerhalb der nächsten zwei Jahre folgte.

Wieder war der Erfolg des Schwures derselbe. Der Raja aber ließ in seiner Verstockung und Wut nicht nach. Wenige Tage später mußten die Christen wieder vor ihm erscheinen, so müde sie jetzt auch waren „des grausamen Spiels“. Da die Leute aus Bomolkeria aber nichts Gutes ahnten, baten sie jetzt den Katechisten Patras und die Christen der umliegenden Dörfer, sie zum Könige zu begleiten. Das geschah. Wieder waren ihrer viele zusammen, sodaß sie wieder wie das erstmal etwa 100 an der Zahl waren. Beim Raja angekommen, müssen sie zuerst lange auf ihn warten. Endlich erscheint er. Ehrfurchtig, wie es sich vor einem Raja geziemt, machen sie alle ihren tiefsten „Salam“. Wie halb zusammengeknöpft Taschenmesser stehen sie einen Augenblick vor ihm, mit der Stirn beinahe den Boden berührend. Doch „Seine Majestät“ geruht nicht, ihren Gruß zu erwidern. Stumm und herablassend, ja verächtlich, mustert er die in Ehrfurcht vor ihm stehenden. Auf dem mit einem Jacke bekleideten Katechisten bleibt zunächst sein Blick haften. Er ruft diesen zu sich ins „Schloß“, fragt ihn nach Stamm, Beruf und Wohnort, und läßt dann alles aufschreiben. Dann schickt er ihn wieder hinaus zu den in einiger Entfernung vor dem Hause wartenden Christen. Bald darauf erscheint eine Anzahl Diener des Königs, und breiten eine „Dari“ (teppichartige Decke) auf der „Chantara“ (ein unmittelbar vor dem Hause sauber gehaltener Platz) aus, stellen „Seiner Majestät“ Stuhl (eine Art Thronstuhl primitivster Art) darauf und warten auf dessen Erscheinen. In aufrechter, majestätischer Haltung, aber mit finsterer Miene kommt sehr bald der Raja mit seinen Ministern an, denn „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige“. Sämtliche Christen werden herangerufen, mit ihnen auch der Katechist. Wieder bleibt ihr Gruß unerwidert, was unschwer die Stimmung „Seiner Majestät“ erkennen läßt.

Dann unterbricht der Raja — wie es ihm ja vor allen zukommt — die Stille, indem er mit dem Finger auf den ihm nahestehenden Katechisten zeigt und mit gereizter Stimme und ironischem Tonfall spricht: „Der Maharaja (großer König) wird gebeten sich auf den „Singhasan“ (Thron) niederzulassen, und die Rajas (Könige) mögen sich auf die Decke setzen!“ Höchst überrascht von jetzt ab „Maharaja“ und „Rajas“ sein zu sollen, bitten sowohl der Katechist als seine Taufbewerber mit erhobenen Händen den König, nicht in dieser Weise seinen Spott mit ihnen treiben zu wollen, sie alle wollen, so versichern sie ihn, ihn allezeit gern als ihren „Maharaja“ anerkennen und ihm stets gehorsame Untertanen sein. Doch verächtlich sieht er auf die Flehenden herab.

In dieser Zeit gehen die „Sepois“ (Soldaten des Rajas) hinter den Leuten herum, und sammeln alle „Baluwas“ (Tigeräxte), Stöcke, Kleider &c. zusammen. „Sind das Eure Väter?“ (vor denen ihr etwa Ehrfurcht zeigen müßtet) fragt der König seine „Sepois“. — „Nehmt Eure Stöcke und schlagt erbarmungslos auf sie zu; wohin ihr auch trefft, schlagt!“ — so lautet mit kurzen Worten und grimmigem Gebärdenpiel der königliche Befehl. Und in

der Tat, die Sepois heben die gesammelten Stöcke und machen Ernst, indem sie auf die Taufbewerber „wie auf eine Herde Büffel“ zu schlagen beginnen. Zwei der Sepois fassen den Katechisten je beim Arm, und ein dritter schlägt ihn mit dem Schuh erbarmungslos auf den Kopf (nebenbei gesagt, die schlimmste Strafe für einen Indu, mit einem Schuh geschlagen zu werden).

Einen Augenblick sind alle wie gebannt und sprachlos vor Schrecken und Überraschung. Doch ihre üble Lage bald erkennend, legen sich die einen aufs Bitten, während die andern anfangen, sich zu wehren und aus dieser üblichen Situation zu befreien. Die Angst vor weiterer Tortur dieser Art macht sie fliehen in den nahen Dangel, und dort verstecken sie sich hinter wildem Gebüsch, Felsen, Höhlen und Häusern. Des Rajas Sepois aber verfolgen sie. Die Zwei, welche den Katechisten bis dahin festgehalten, lassen diesen jetzt los und laufen jetzt auch hinter den anderen her, in der Meinung, diesen nun genügend „mürbe“ gemacht zu haben und die Fliehenden wieder mit einfangen zu können. Nur einer bleibt bei ihm, und diesem ruft der Raja immer wieder ermunternd zu: „Halt ihn fest! schlag ihn! schlag ihn!“ — Doch auch der Katechist reißt sich noch los, seine letzte Kraft anspannend. Aber der Sepoi und — „Seine Majestät, der König vom Reiche Biru“ verfolgen ihn, Letzterer, indem er ein übers anderemal mit sich fast überschlagender Stimme ruft: „Holt das Gewehr! Bringt die Tigerazt! Schlagt ihn tot! schlagt ihn tot!“ — Der Katechist wird wieder von einem Sepoi gefasst, zu Boden geschlagen, zurückgeschleift und vor den Raja gestellt. Auch manche seiner Kreuz- und Leidensgenossen werden unter vielen Schlägen wieder zurückgebracht. Sie alle werden jetzt Seite an Seite mit einem Strick um den Hals zusammengebunden, und eine zweite Reihe mit dem Rücken gegen diese ebenso; die Hände werden allen auf ihre Rücken gebunden. Somit sind sie auferstanden, weder nach vorwärts noch nach rückwärts zu entweichen. So stehen sie mehrere Stunden.

Inzwischen werden die Musikanten des Königs gerufen, um mit ihrer ohrenbetäubenden „Musika“ der ganzen Sache die Weihe zu geben. Darauf schickt der Raja zu seinem „Mahapahan“ (Königspriester) und befiehlt diesem sich schnell zu baden und seine Kleider zu wechseln, Welch' Ceremonie man hier auch „heiligen“ (pavitr-karma) nennt. In einer halben Stunde ist alles getan. Der Pahan erscheint mit einer Lota Wasser, der Boden wird mit Kuhdung gestrichen, an drei Stellen wird in einer Reihe etwas Reis gelegt; sodann lässt der Raja ein großes geschärfstes Schwert holen. Der Pahan trifft seine Opfervorbereitungen, der „Deota“ (Göze), in dessen Namen die Opferung vor sich gehen soll, wird herbeigerufen, die Instrumente setzen aufs neue ein mit einem Höllenlärm, und nun soll die Opferung vor sich gehen. Den Sepois wird befohlen, den Katechisten — denn er soll das „Opfertier“ heut sein — loszubinden. Doch in diesem Augenblick kommt, wie von Gott gesandt, ein Verwandter des Rajas, „Dharm-Singh-Deo“ mit Namen (Schreiber dieses hat ihn vor etwa sieben Jahren in Biru selbst besucht).

Schnell die ganze Gefährlichkeit der Situation, sowie das zu seinem eigenen Schaden gewagte Unternehmen des Königs erkennend, legt Dharm-Singh seinen ganzen Einfluss beim Raja ein, um diesen zu veranlassen, von seinem frivolen Vorhaben abzustehen.

Es wird ihm nicht leicht, den König dahin zu bringen, die „Gebundenen Christi“ zu schonen, und nur der Hinweis auf die gefährlichen und nachteiligen Folgen für ihn selbst mögen schließlich für den König ausschlaggebend gewesen sein, seinem zu sicherem Tode verurteilten Opfer, dem Katechisten, und mit ihm auch den Taufbewerbern, noch einmal die Freiheit zu schenken. Aber mit tödlich verletztem Stolze ruft er aus: „Soll ich diesen „Batmash“ (Taugenichts-Halunken) darangeben, wo ich doch schon so manchen andern geopfert habe?! — Aber Dharm-Singh-Deo dringt mit seinem Verbote durch und wehrt dem grausamen Vorhaben des Rajas für dieses Mal.

Und als dieser dann schließlich jeden der Gebundenen zu fünfzig Peitschenhieben verurteilt, mahnt jener auch hier wieder zur Besonnenheit und Nachgiebigkeit. Nachdem drei von ihnen gegeißelt worden sind, werden auf Dharm-Singhs Veranlassung die andern — etwa zwanzig an der Zahl — außer Angriff gestellt, doch nur unter der vom Raja geforderten Bedingung in des „Koronga-Deotas“ Namen einen Schwur zu tun, des Inhalts, daß sie von heut ab nichts mehr mit dem Christentum zu schaffen haben wollen. Es wird ihnen Reis gebracht, um in des Deotas Namen denselben zu essen. Jeder von ihnen muß ein wenig davon essen; und da sowohl ihre Widerstandskraft gebrochen, als auch der Hunger aufs Höchste gestiegen ist, tun sie es, indem sie den auf sie gelegten Schwur für nichts achten; niemand denkt daran, einen solchen auf sich zu nehmen, achten sie doch den „Deota“ für nichts. Und sollte er sich dereinst in einen Tiger verwandelt wirklich an sie heranmachen, um sie zu fressen, so würden sie kaum mehr Angst auszustehen haben, als in den jetzt hinter ihnen liegenden Stunden; denn grausamer wie der König Gajraj Singh (Singh = Löwe), wenn auch in Königsgestalt, wird der Koronga-Bagh (Bagh = Tiger) in seiner entäußerten Göttergestalt kaum gegen sie sein. Es wäre uns zwar lieber, sagen zu dürfen, daß niemand von ihnen an dieser „Göttermahlzeit“ teilgenommen hätte, aber der Herr wird ihnen hoffentlich kein unbarmherziger Richter sein. Sie hielten es — in ihrer leiblichen Erschöpfung sowohl, als in ihrer seelischen Einfalt — für keine Verleugnung ihres Gottes, wenn sie es taten. Und uns, die wir nicht wissen, ob wir unter denselben Umständen nicht ebenso wie sie gehandelt haben würden, steht es nicht zu, ihre Richter zu sein. An den Priestern aber hat Gott der Herr selbst sein Gericht gezeigt dadurch, daß beide, Vater und Sohn, in wenigen Tagen schnell nacheinander starben, sowie dadurch, daß er den „vollen Segen des Evangeliums“ in Biru, den jene in Gemeinschaft mit dem Raja mit allen Mitteln zu hemmen suchten, in einer ungeahnten Weise Freunden und Feinden vor Augen führte.

Noch stehen unsre Gefangenen gebunden vor dem mit noch festeren Fesseln gebundenen Raja; stumm und zornig verläßt er seine Gefangenen, und mit ihm verschwindet das

Heer seiner Sepois — ein jeder „an seinen Ort“. Es dauerte lange, bis sich einer von ihnen seiner Fesseln entwunden hatte, und nun seinen Brüdern zur Freiheit verhelfen konnte. Und unter diesen ging dann jemand so schnell er konnte, um für alle einen erfrischenden Trunk Wassers zu holen und für seine erschöpften Mithräder Engelsdienste zu verrichten. Dazwischen war die Nacht hereingebrochen, und niemand von ihnen war fähig, nach solch ausgestandener Angst noch den Heimweg anzutreten. Jammernd und wehklagend ließen sie sich deshalb in einem Schober ihres Peinigers nieder, um noch für die Nacht dessen Gastfreundschaft zu genießen. Da läßt der König noch einmal seine Sepois zusammenrufen — ob aus eigener Initiative oder durch Dharm-Singh-Deo dazu veranlaßt, wer will sagen? — und schickt seinen jammernden Gefangenen etwas Chiur und Gur (gedörrten Reis und ungereinigten Zucker), um sie wieder still und getrost zu machen. Jedem der Geplagten wird ein Sepoi bestellt, der ihre erstarnten Glieder mit Öl einreiben muß, um sie wieder zu beleben und zu stärken. So bringen sie die Nacht zu, um am Morgen früh wieder den weiten Weg zu den Ithrigen zurückzukehren. Später wurde von dem Katechisten gegen den König Klage erhoben, in der der König alles Vorgefallene bestritt. Durch hochgestellte englische Beamte wurde ihm dann aber bedeutet, seine Geplagten durch ein Schmerzensgeld gütlich zufrieden zu stellen, widrigenfalls es ihm übel ergehen könne. Er ließ sich überreden. Und als ihm Gelegenheit gegeben wurde, sich in der Stille mit dem Katechisten abzufinden, hat er diesem und den mit ihm Gemischtadelten ein „Schmerzensgeld“ von 50 Rs. ausgezahlt, worauf die Klage gegen den König zurückgezogen wurde.

Als später der König Gajraj Singh gestorben war, wurde er nach altheidnischem Brauch, wie auch vor ihm seine Väter, verbrannt. Aus irgend einem Grunde versagte beim Versuch der Einäscherung wiederholt das Feuer, weshalb Mengen von geschmolzener Butter (Ghin) auf den Scheiterhaufen gegossen wurden, die dann die Flammen allmählich entfachten und den Leichnam langsam aber sicher zerstörten. Als aber die Leute aus der Entfernung der angewandten Mühe, wiederholt das Feuer zu entsachen, zusahen, da sagten sie zu einander: „Seht Brüder, unser Raja war in seinem Leben so gottlos, daß ihn jetzt in seinem Tode noch nicht einmal das Feuer verzehren mag“. Auch wird erzählt, daß die Untertanen des Rajas bei der Nachricht von seinem Tode ein großes Freudenfest in ihren Häusern veranstalteten, dergestalt, daß, wer ein Huhn im Hause hatte, es schlachtete und im Kreise seiner Familie mit dieser verzehrte, und bei den Heiden ist das nicht ohne den üblichen „Aufguß“ geschehen. Der jetzt „regierende König“ ist der Sohn des Rajas Gajraj Singh. Er trat schon als Kind das ungeheure Erbe seines „durchlauchtigsten“ Vaters an, das, nebenbei gesagt, zu seinem noch jüngsten Bedauern aus unzählbaren Summen von — Schulden bestand. So ist er, trotz seinem

Königstitel und seinem „königlichen Geblüt“ ein armer Tropf. Die „königlichen Domänen“ mußten von der englischen Regierung der darauf lastenden Schulden wegen konfisziert werden, und gerade diesem Umstande verdanken wir z. B. die Erwerbung und Entstehung einer unsrer neuesten Stationen, Koronjo-Plathpur. Zu dieser Station gehört auch noch etliches urbar gemachtes Pachtland. Als Schreiber dieses vor einem Jahre mehrere Monate lang die Station Plathpur vertretungswise zu verwalten hatte, schickte eines Tages der junge Raja Hukum-Singh-Deo einen Brief an ihn des Inhalts, die Pächter von Plathpur sollten ihm so bald als möglich ihre Renten entrichten. Die Pächter sind dazu keineswegs mehr verpflichtet, da sie nicht mehr Pächter des Königs sind, sondern der Mission. Leider entbehrt aber die Erwerbung des Missionsgrundstückes noch auch der dokumentarischen Unterschrift des Rajas, und so sehen wir gern zu, daß wir ihn uns auch ferner geneigt und „warm“ halten. So wurde denn von den Pächtern eine kleine „freiwillige Kollekte“ veranstaltet, in der etwa zwei Scheffel Reis und gegen 3 Mark an Geld zusammengebracht wurden.

Wir sandten dieses „königliche Geschenk“ an den Raja mit einem Briefe etwa folgenden Inhalts: „Dem Großen Könige vom Reiche Biru senden wir unseren alleruntertänigsten „Salam“. — Wir Leute von Koronjo-Plathpur senden dem Großen Könige Hukum-Singh-Deo vom großen Königreiche Biru hier ein Geschenk („Backshish“) von zwei Scheffeln Reis und 3 Mt. Geld (2 maund rice und 2 Rupies) und wünschen, daß Se. Majestät alles in guter Gesundheit verzehren mögen. Das Geld mögen Se. Majestät etwa folgender Weise verbrauchen: für 50 Pfg. Tee, 50 Pfg. Zucker, 50 Pfg. Gewürz, 50 Pfg. Salz, 50 Pfg. sonst Nötiges, und für 50 Pfg. Tabak.“ —

Ob der „Große König“ alles in der angegebenen Weise verbraucht hat, weiß ich nicht. Jedenfalls sandte er einen Brief an mich mit zurück (er liegt eben vor mir), in welchem er „bahut bahut Dhanhabad“ (sehr viel Dank!) macht, und der mir deshalb sehr wertvoll ist, weil er eben ein Königsbrief ist mit allereigenster Unterschrift des „Großen Königs vom Reiche Biru“. Da es ebenso wahrscheinlich der letzte „Königsbrief“ sein dürfte, als es der erste war, der mir eingehändigt wurde, so will ich ihn in Ehren halten trotz seines nicht gerade königlichen Kleides.

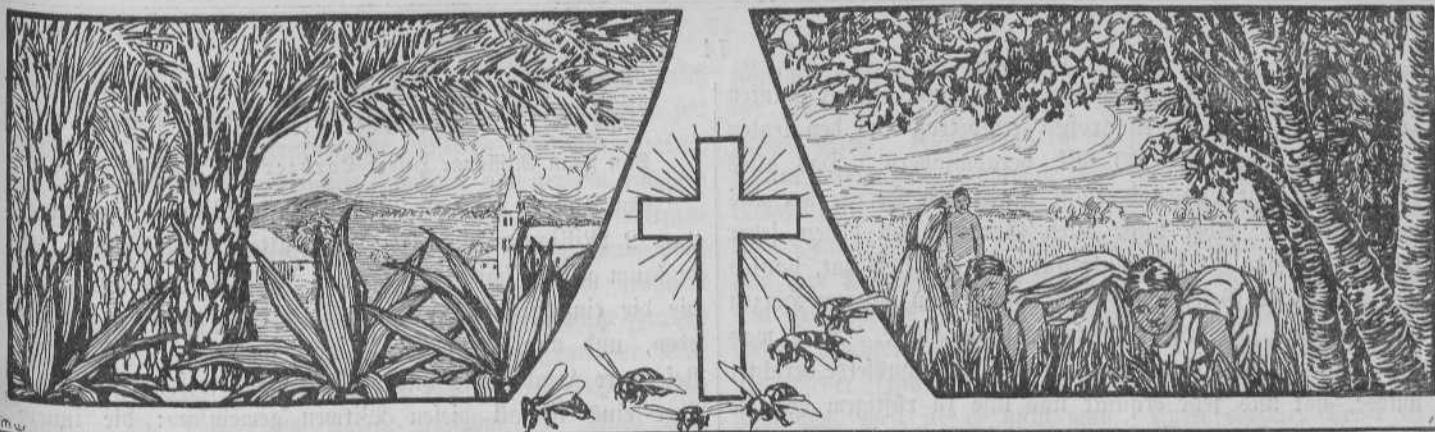
So hat auch im Reiche Biru „der König der Könige“ sein Reich ausgebretet. „So laßt euch nun weisen, ihr Könige, und laßt euch züchtigen ihr Richter auf Erden!“ „Du wirst mit deinen Augen deine Lust sehen, und schauen, wie es den Gottlosen vergolten wird“.

### Gaben für die Gossnerische Mission

bitten wir zu senden  
an das Kuratorium der Gossnerischen Mission  
Friedenau bei Berlin, Handjerystraße 19-20.

Inhalt dieser Nummer: Ein volles Haus. — Lukas 14, 23. — Neue gute Post aus Jaspur. — Ein sogenannter heiliger Büßer (Bild). — Wie das Wort Gottes im Reiche Biru Eingang und Fortgang gefunden hat. (Schluß).

Hierzu eine Beilage.



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLETT DER GOSSNERISCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 10

Friedenau, Oktober 1909.

74. Jahrgang

### Das sittliche Recht zur Mission.

Nun lehrest du Andere, und lehrest dich selbst nicht? Röm. 2, 21.

Etwas sehr Großes und Ernstes nehmen wir uns in der Mission vor. Wir wollen Andere bekehren und lehren. Ja, wir unterfangen uns, solches im Namen Gottes zu tun. Dazu hat die Kirche in ihrer Gesamtheit ein fragloses Recht, denn der Missionsbefehl ihres Herrn ist ihr testamentarisch zur Ausführung überliefert. Aber darum handelt es sich vielmehr, ob der Einzelne, der sich vermisstet, ein Leiter der Blinden zu sein, ein Licht derer, die in der Finsternis sind, ein Büchtiger der Lüchten, ein Lehrer der Einfältigen, kurzum irgend wie ein Missionar der Heiden, ob er dazu das nötige sittliche Recht habe.

Wann sind wir denn zur tätigen Anteilnahme am Missionswerke sittlich berechtigt? Die ständige Selbst-Mission an der eigenen Seele soll die Voraussetzung sein für die Mission an anderen. Darin liegt das sittliche Recht zur Mission. Preisen wir den Heiden die christliche Wahrheiten, müssen wir selbst in ihnen stehen. Fordern wir zum Bruch mit den Sünden auf, müssen wir ihn bei uns persönlich vollzogen haben. Weisen wir auf Christum als den einzigen Heiland hin, müssen wir seine Heilandsmacht an unserem eigenen Herzen erfahren haben. Wie, würde nicht jeder den unledichten Widerspruch bald bemerken, wenn ein Ungläubiger den Glauben predigte, wenn ein Lasterknecht vor Lästern warnte, wenn ein Mensch mit heidnischem Lebenswandel die Trefflichkeit der christlichen Moral verkündigte? Ist es doch bekannt, wie gerade die Schein- und Namenchristen im Auslande das stärkste Hindernis sind für die Beklehrung der Heiden. Umgekehrt aber, wie wird doch der Verleumder und Lästerer entwaffnet, wenn er wahrnimmt, daß wir uns selbst die größte Mühe geben, das Ziel zu erreichen, wohin wir andere auch gern hinbringen möchten! Nur der, der die Sorge für sein eigenes Seelenheil beständig

vor Augen und im Herzen hat, der allein wird recht ermessen, was Seelsorge auch an anderen eigentlich zu bedeuten hat, nur der wird die Aufgabe und die Ausführung der Mission in ihrer ganzen Tiefe erfassen können.

In der pharäischen Propaganda haben wir das widerliche Herrbild der Mission. Mit allem Eifer machten sie weite Missionsreisen, um nur einen Proselyten zu gewinnen, während sie selbst, wie der Herr sagt, Kinder der Hölle waren!

In unserer Zeit halten viele die Mission für eine Unnötigkeit. In der Tat, sie wäre es, wenn sie nicht das innere Recht der einzigen göttlichen Heilsoffenbarung für sich hätte, und wenn ihre Arbeiter nicht das sittliche Recht hätten, andere zu lehren, weil sie zuerst und zu allermeist sich selber lehren.

### Die gegenwärtige Lage der Gossnerischen Mission.

Teure Freude! Im Frühling dieses Jahres mußten wir einen Aufruf ausgehen lassen, der die Überschrift trug: „Wer will das verantworten?“ Der Schluß lautete:

„Bleiben die Gaben der Missionsfreunde so unzulänglich wie bisher, müßten wir viele eingeborene Angestellte entlassen, müßten wir zahlreiche Schulen schließen, müßten wir Hunderte und Tausende an die Jesuiten verweisen, die Geld die Fülle haben, oder sie ins Heidentum zurückstoßen, ja, wir hätten womöglich nicht soviel, unsern europäischen Brüdern und Schwestern ihre Notdurft zu geben. Wer aber will das verantworten!“

Unser Vertrauen auf die oft bewährte Liebe unserer Freunde hat uns auch diesmal nicht getäuscht. Von allen Seiten kamen die Gaben — es waren auch manche besonders hohe darunter. So hatten wir während der letzten Monate

unser Brod, und haben es augenblicklich noch, ja, wir konnten zu unserer Freude unsren großen Fehlbetrag aus den letzten Jahren um gegen 40.000 Mk. herabmindern. Das alles erfüllt uns mit Lob und Dank gegen den Herrn, der uns versorgt hat. Aber auch allen Gebern, von denen jeder seiner Zeit eine direkte Dankesquittung erhalten hat, danken wir bei dieser Gelegenheit noch einmal von ganzem Herzen für die uns gewordene hoherfreuliche Hülfe. Auch was uns während der letzten Monate vom Missionsfelde berichtet wurde, hat uns sehr erquickt und uns zu rüstigem Weiterarbeiten ermuntert. Von welchen Gefühlen müssen wir doch überströmt werden, wenn wir hören, daß allein in einem Monate in dem neu erschlossenen Königreiche Jaspur 1105 Seelen getauft wurden! Wie überreich hat da der Herr gesegnet ohne unser Verdienst und Würdigkeit! Schon diese eine Tatsache sollte daher uns mächtig antreiben, ja nicht zu säumen, sondern, solange es noch Zeit ist, die gewaltige Heidenernte, die unser bei den Kols wartet, einzubringen. Daß unser Werk auch von Seiten der Regierung geschätzt wird, bezeugt das Urteil des neuen Oberschulinspektors, Mr. J. A. Cunningham, über unsere Hochschule in Ranchi, der diese Schule als eine „ausgezeichnete Musterschule“ bezeichnet, der andere Schulen zu ihrem Vorteile nacheifern sollten, und der seinen Bericht mit den Worten schließt: „Alles in allem hat mir diese Schule den Eindruck eines Meisterstückes erzieherischer Organisation gemacht, und nur die, die solche Organisation in Indien einmal versucht haben, können einigermaßen abschätzen, was derartiges — in Indien — zu bedeuten hat. In solchem Werk, wie es die deutsche Schule in Ranchi ist, rechtfertigt sich die Zivilisation des Westens ganz von selbst vor dem Osten.“ — Endlich halten auch in der Gangesmission die hoffnungsvollen Anzeichen einer neuen Zeit an; z. B. in Muzaffarpur sind wieder seit langer Zeit Taufen zu verzeichnen. So haben wir mehr als ein Unterpfand dafür, daß der Herr der Mission noch bei uns auf dem Plan ist. Aber umso mehr bedürfen wir auch der anhaltenden Unterstützung aller unserer Freunde. Unser kleiner Betriebsfond wird bald zu Ende sein, wenn uns nicht weiter und kräftig geholfen wird. Unsere finanzielle Lage bleibt nach wie vor sehr ernst. Darum ergeht die erneute dringende Bitte an alle, die Goßners Mission lieb haben, uns doch nicht zu vergessen und unsere so gesegnete Arbeit nicht im Stich zu lassen. Werdet nicht müde im heiligen Dienst! Der Herr mache die Herzen willig zu allerlei Missionsopfern und segne alle, die seine Stimme auch aus diesen Zeilen vernehmen!

**Gaben der Liebe** bitten wir zu senden: **An das Kuratorium der Goßnerschen Missions-Gesellschaft in Friedenau bei Berlin.**

Friedenau bei Berlin, Herbst 1909.  
Handjery-Straße 19-20.

**Das Kuratorium der Goßnerschen Missions-Gesellschaft.**  
**D. Braun.**

### Indische Witwen einst und jetzt.

Von Frau Missionar Helene Lorbeer jun. in Ghazipur.

In Indien gibt es 23 Millionen Witwen, von denen etwa 2 Millionen schon im Kindesalter ihren Mann, den sie kaum gesehen haben, verloren. Ihr Los ist so verschieden wie die einzelnen Menschen sind, mit denen sie zusammen leben, und von deren Gnade oder Ungnade sie abhängen. Besondere Landesteile und Kasten haben besondere Sitten. Aber eins ist all diesen Witwen gemeinsam: die innere Herzensleere, der Mangel an Trost, an einem Halt, an dem sie sich in ihrem Schmerze wieder aufrichten könnten.

Nach außen hin hat die englische Regierung ihre Lage etwas gebessert; die Witwenverbrennung, Sati genannt, ist seit dem Jahre 1830 verboten. Ein Hindu selbst, Ram Mohan Roy, reiste damals nach England und bestimmte die leitenden Staatsmänner zu diesem Entschluß. Man sagt, daß durchschnittlich allein in der Provinz Bengalen jährlich 1200 Witwen mit der Leiche ihres Mannes verbrannt wurden. Der Lohn, der nach der Aussage der Brahmanen den armen Opfern winkte, war ja überschwenglich groß: Sündenvergebung für ihre und ihres Mannes Verwandte, Sündenvergebung aber besonders für den geliebten Gatten, mit dem sie 35 Millionen Jahre hindurch alles Glück des Himmels teilen sollte. Selbst, wenn er einen Priester oder einen Freund erschlagen hätte, sollte ihr Tod alles fühnen.

Viele übergaben sich daher mit Begeisterung, trotz alles Bittens ihrer verzweifelten Angehörigen, den Flammen. Wieder andere ließen sich vorher betäuben und auf dem Holzstoß festbinden, weil sie fürchteten, daß sie angesichts der Schmerzen ihr Gelübde brechen möchten. Herzzerreibende Geschichten werden aus jenen Zeiten in alten Büchern von europäischen Augenzeugen erzählt. So blieb 1829 eine Witwe drei Tage lang ohne Speise und Trank am Verbrennungsghat sitzen. Wie abwesend hielt sie Gespräche mit ihrem verstorbenen Manne: „Ich sehe uns schon sitzen — im Paradiese — unter dem bräutlichen Baldachin,“ usw. Die englischen Beamten versuchten bald mit Drohungen, bald mit Bitten und Versprechungen, sie von ihrem Vorsatz abzubringen. Sie aber antwortete: „Meine Seele ist bei meinem Gatten und meine Asche soll hier mit der seinen vereinigt werden“.

Endlich gab man es auf, sie zu retten und zündete den Scheiterhaufen an. Mit den Worten: „Warum hat man mich so lange von dir, meinem Geliebten, ferngehalten?“ ging sie ruhig auf das Feuer zu, umfreiste es, warf Opferblumen hinein und setzte sich dann mitten in die Flammen wie in einen Ruhestuhl. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, und während Pauken und Zimbeln einen schrecklichen Lärm machten, starb diese mutige, verbündete Frau den furchtbaren Flammen Tod für ihren Gatten. Auf dem Verbrennungsghat von Benares stehen noch heute viele Sätessteine als Denkmäler der dort verbrannten Witwen.

Auch jetzt noch achten die indischen Witwen ihr Leben gering, und der Tod erscheint den meisten als das bessere Los. Bei meiner Benanarbeit komme ich täglich mit

diesen Armuten in Verührung, und ihre Lage erfüllt mich immer wieder mit tiefstem Mitleid. Zwar ist nun schon seit 1856 die Wiederverheiratung der Witwen gesetzlich gestattet, doch hörte ich in den besseren Familien von keinem einzigen solchen Fall. In größeren Städten haben sie auch Gelegenheit, sich zu Lehrerinnen, Hebammen oder Pflegerinnen auszubilden; aber wie wenig Neigung besteht dafür, trotzdem die Regierung in Schulen und Krankenhäusern solche Frauen so nötig braucht. Findet aber einmal eine Frau den Mut dazu, so werden alle Nachbarn und Basen verächtlich lächelnd sagen: „Die will einen Dienst annehmen“. Auch üble Nachrede wird selten ausbleiben. So schleppt sich dann der weitaus größte Teil nach wie vor elend durchs Leben, den Tod herbeisehnd, der aller Qual ein Ende machen soll.

Wir besuchen allwöchentlich eine 18jährige Witwe aus der Brahmanenkaste. Als vor einem Jahre ihr Mann starb, stürzte sie sich in den engen Ziehbrunnen ihres Hofs, um im Tode mit ihm vereint zu sein. Nach bangen Wochen kam sie wieder zum Bewußtsein. Nachdem sie mit Mühe gerettet war, hatten ihre Schwiegermutter und Schwägerin sie aufopfernd gepflegt und versuchten nun alles, sie zu trösten. Daß sie aber für das neugeschenkte Leben garnicht dankbar ist, sah ich kürzlich deutlich aus einer Neuzeitung, die sie tat. Ich kam gerade dazu, als sie sich wie ein Kind über eine große Falle voller Ratten freute, die sich in der Nacht in ihrer Speisekammer gefangen hatten.

„Was werden Sie nun damit machen?“ fragte ich, nichts Gutes ahnend.

„Auf die Straße laufen lassen,“ war die Antwort.

„Aber wissen Sie denn nicht, daß die Ratten die Pest bringen, daß man sie daher töten muß?“ sagte ich erschrocken. „Besser, die Ratten sterben, als Sie!“

Da legte sich ein unendlich wehmühtiger Zug um ihren Mund und mit bitterem Ernst gab sie zurück: „Was tut es denn, wenn ich sterbe; mein Leben hat keinen Wert mehr, es wäre viel besser, wenn ich stürbe“.

Ja, es ist allerdings kaum ein Leben zu nennen, was dieses junge Menschenkind vor sich hat. Essen, Trinken, Schlafen, das mag nun vielleicht noch 60 Jahre hindurch sein ganzer Inhalt sein. Ihre Schwiegermutter ist alt, ihre Schwägerin wird demnächst Hochzeit haben und das Elternhaus verlassen. So wird es von Jahr zu Jahr einsamer um sie werden, und nur die hohen, kalten Mauern ihrer Zemana werden sie anstarren. Für immer gefangen, ohne Lebenszweck, ohne Trost und Hoffnung in der eigenen Religion, — da könnte wohl auch ein stärkeres Herz verzagen! Den Götzen hat sie seit dem Tode ihres Mannes nicht mehr geopfert, weniger aus Überzeugung als aus Gross, weil sie ihren Mann trotz aller Opfer nicht retteten. — Vor etwa neun Monaten wurden wir zum ersten Male in ihr Haus gerufen. Unsere Besuchstage sind Festtage für die Verzweifelten geworden, und wir dürfen schon jetzt hoffen, daß allmählich von dem ewigen Licht ein Strahl in ihr dunkles Leben fallen wird.

Etwas besser daran ist vielleicht eine andere junge Witwe, die wir besuchen, denn sie hat einen einzigen drei-

jährigen Sohn, der Erbe von 22 Dörfern ist. Ihr Mann, der sie zärtlich liebte, hatte ihr all seine Reichtümer zu Füßen gelegt. Alles, was es an schwerem, massivem Goldschmuck von der Haarkrone bis zu den Beinringen gab, reichgestickte, seidene Kleider, duftige Spitzenschleier, waren ihr eigen. „Als die beiden Hochzeit hatten,“ so erzählte mir ihre Mutter unter Tränen, „dachte ich, es könnte nun kein größeres Glück mehr für mich geben, als dieses Glück meiner Tochter. Nun ist ihr Mann tot, und wir können nie wieder fröhlich werden. Keiner von uns mag sich schmücken, weil sie es nicht mag. Unser einziger Trost ist ihr kleiner Sohn. Bleibt er am Leben, so kann meine Tochter in seinem Hause noch einmal glücklich werden; von ihm hängt für sie alles ab.“

Bekanntlich nimmt die Mutter des Sohnes im indischen Hause den ersten Platz ein, nicht seine Gattin, die der Schwiegermutter blindlings zu gehorchen hat. Die Kinderlose oder die, welche nur Töchter hat, ist dagegen verachtet.

Ist es da zu verwundern, wenn diese Witwe nun aus lauter Bangen um das Leben dieses einen Sohnes kaum zur Freude an ihm kommt! Wenn er frank ist, so werden Unsummen verschwendet. Die eingeborenen Ärzte, zu denen die Hindus das größte Vertrauen haben, ziehen seine Krankheit möglichst in die Länge, um recht viel zu verdienen. Ja, einer hat sogar von der verängstigten Mutter schon ein ganzes Dorf als Belohnung gefordert, wenn er ihn gesund mache. Dabei sieht der Junge garnicht frank aus, hat ein hübsches Gesicht und große, lachende Augen. Aber seine Mutter scheint blind dafür zu sein. Nichts als Sorge und Jammer prägt sich in ihren Zügen aus, und selbst ihr Lächeln erscheint wie Weinen.

Diese Witwen haben aber doch wenigstens gute Behandlung und keine Nahrungssorgen. Wir trafen noch unglücklichere. Einer wurde beim Tode ihres Mannes aller Schmuck und die ganze Aussteuer geraubt. Ihre Schwiegereltern machten sie unter furchterlichen Schimpfsreden für den Tod des Sohnes verantwortlich. Wie betäubt von namenlosem Schmerz wankte sie hinter der Leiche ihres Mannes her auf die Straße. Niemand hielt sie zurück. So fand ihr Bruder seine unglückliche Schwester, mehr tot als lebendig. Schnell mietete er einen Wagen und brachte sie in sein eigenes Haus, wo sie eine bescheidene Unterkunft fand. Durch Handarbeiten versucht sie sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, klagt aber, daß sie sehr schlecht bezahlt würde.

Viel Kummer hat eine andere Witwe, Babhuti mit Namen, welche während der Pestepidemie ihren Mann und kurze Zeit darauf auch ihre Schwiegereltern verlor. Eine entfernte Verwandte nahm darauf die Stellung und Rechte der verstorbenen Schwiegermutter ein und macht nun der doppelt Verwaisten durch ihre Streitsucht viel Kummer. Am liebsten trieb sie diese aus dem Hause, weil sie ihr das Essen nicht gönnt; ja, sie hat die Tür zwischen ihren beiden engen Höfen höchst eigenhändig mit Lehm vermauert, um die Gefangene nicht sehen zu brauchen. Babhuti zeigt aber in diesem Kampfe bemerkenswert viel Rückgrat und sagt: „Hier

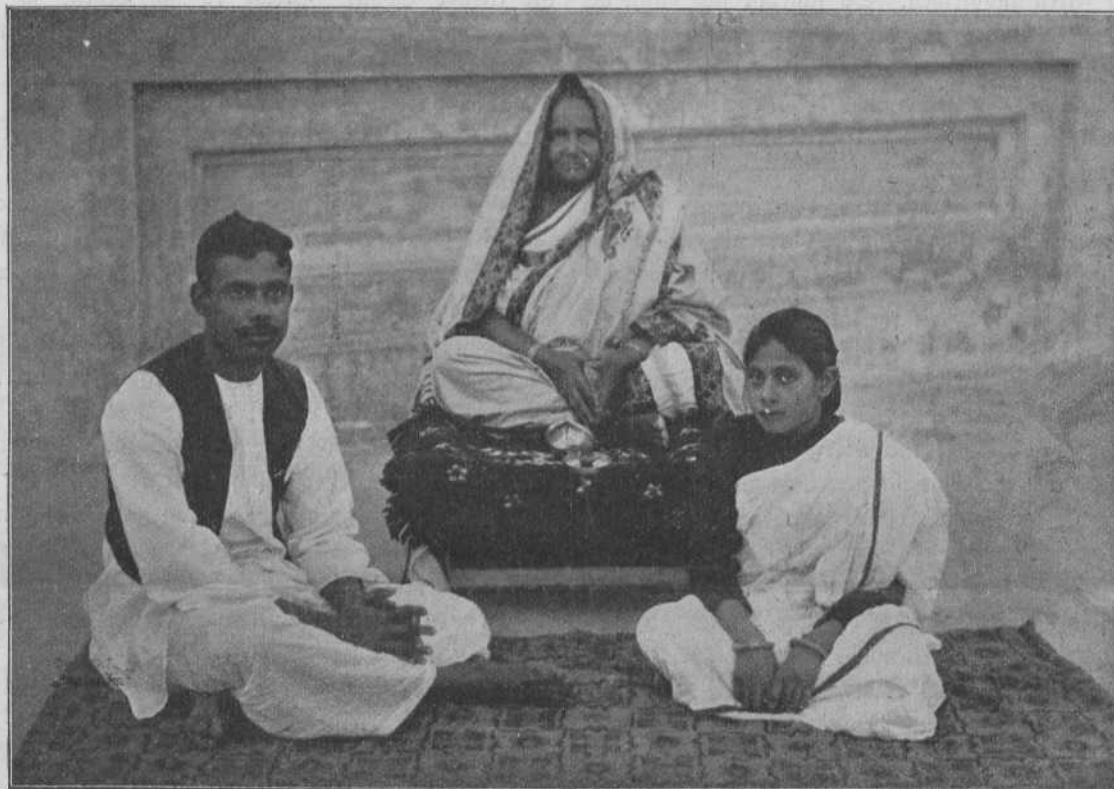
an diesem Hause habe ich meinen Anteil, und erst als Leiche wird man mich hinausbringen". Doch wie tief traurig ist sie immer, wenn wir kommen, und unsere Bibellektionen werden ihrerseits durch viele Seufzer unterbrochen.

Das härteste Los haben die Witwen der hohen Kästen in der Provinz Bengalen. Eine Hinduwitwe, der ich davon erzählte, hatte in ihrer kleinen Welt noch nie davon gehört und sagte ganz offen: „Solche Ertbehrungen könnte ich nicht ertragen, davon würde ich sterben“. Wie die Bengalinnen dieses Leben ertragen ist allerdings wunderbar.

### Aus meiner Ferienzeit in Indien.

Von Missionar Reinhold Zieh in Nanchi.

Mit Beginn des Monats Mai wurde es sehr ruhig auf der Station; das werden die Bewohner alle empfunden haben. Aber diese Ruhe, so gut sie auch sein mag, wurde doch von mir auf die Dauer als etwas Unangenehmes empfunden. Mir fehlte etwas, an das ich mich schon fünf Monate gewöhnt, und das ich als angenehme Begleitung meiner täglichen Arbeit schon ganz lieb gewonnen hatte —



Hindu-Mutter mit ihren beiden erwachsenen Kindern.  
Vor ihr der Göze Mahadeo.

Jahraus, jahrein nehmen sie täglich nur eine Mahlzeit zu sich und fasten außerdem noch zweimal monatlich volle 24 Stunden; selbst in der heißesten Zeit gönnen sie sich an diesem Tage nicht einmal einen Trunk kühlen Wassers. Fleisch und Fisch, an dessen Genuss die meisten Bengalis von Jugend auf gewöhnt sind, darf eine Witwe nie mehr essen. Sie darf auch nicht mehr schön aussehen. „Ihr Mann ist tot, für wen soll sie noch schön sein!“ sagt man. So nimmt man ihr alle Schmucksachen und raubt ihr selbst das lange, dunkle Haar. Stirbt ihr Mann, bevor sie 12 Jahre alt ist, so wartet man damit bis zu diesem Alter. (Die Hinduwitwen dagegen tragen meistens nach Ablauf des Trauerjahres wieder Schmuck und behalten auch ihre Haare.)

(Schluß folgt).

das angenehme Geräusch, das von gut erzogenen Schulkindern bei Spiel und Gesang ausging. Man muß es gehört haben, wie verhältnismäßig gut und gern unsere Kolasmädchen singen, um an solchem Gesang Freude zu haben. „Schönster Herr Jesu“, „Gott ist die Liebe“, „Nur mit Jesu will ich Pilger wandern“, „Nun danket alle Gott“ und viele andere Lieder, die wir in der Heimat unserm Herrn zur Ehre singen, erklangen auch hier aus glücklichem fröhlichem Kindermund und erfreuten nicht nur die kleinen Sängerinnen selbst, sondern auch die großen weißen und braunen Zuhörer. Mit einem Mal verstummte plötzlich dieser Gesang. Woher kam das? Durch die Ferien. Der Monat Mai ist ganz besonders heiß, und deshalb sind die Ferien für die Schule so gelegt, daß die Kinder gerade diese Zeit hindurch von der Schularbeit befreit sind. Und wie die weißen Kinder in Deutschland, so freuen sich hier die braunen auf die Ferienzeit. Mit großem Eifer packten die meisten ihre wenigen Habseligkeiten,

um so schnell als möglich zu ihren Eltern und Geschwistern zu eilen, die zum Teil 40 bis 50 Meilen (engl. Meilen) von Ranchi entfernt wohnten. Da es keine Eisenbahnverbindung dahin gab und die Kinder auch kein Geld hatten, einen Ochsenwagen zu mieten, mußten die Kinder die ganze Strecke zu Fuß gehen. Wohl hätten sie Ursache gehabt, sich vor dem weiten, beschwerlichen und gefährlichen Weg zu fürchten. Aber die Freude, ihre Lieben nach längerer Zeit wiederzusehen, hat ihnen solche Strapazen leicht gemacht.

So groß nun auch die Freude bei denen gewesen sein mag, die der Heimat zueilen konnten, weil sie eine hatten, so schmerzlich mußten es die empfinden, die Waisen waren. Sie hatten kein Elternhaus — und doch hatten sie eins: die Mission hat diese Kinder aufgenommen und sorgt für sie. So blieben denn die Waisenkinder\*) auf der Station, um die Ferien zu verbringen. Damit die Kinder nun auch eine besondere Ferienfreude haben konnten, hatten Geschwister Müller mit ihnen einen Ausflug nach Jonha geplant. Dieses Dorf liegt 32 engl. Meilen von Ranchi entfernt. Entsprechend der Entfernung sollte auch der Ausflug zwei Tage dauern. Nachdem für diesen Ausflug alles gut vorbereitet war,

fuhrten wir, Geschw. Müller, die 16 Waisenkinder (sieben Knaben und neun Mädchen) und ich an einem heißen Nachmittag mit der Bahn ab. Auch die Kinder durften eine Strecke mit der Bahn fahren; nur einen kleinen Teil des Weges mußten sie zu Fuß gehen, um auch das Gefühl zu haben, daß sie sich auf einem Ausflug befanden. In der Bahn war die Hitze nicht so arg zu spüren. Während es mir Freude machte, die Gegend, durch die wir fuhren, zu beobachten, staunten die Kinder über die Geschwindigkeit, mit der sie vorwärts gebracht wurden. Langsam entschwanden die Reisefelder unseres Blicken, und der Wald umgab uns. In Gungaghat stiegen die Kinder aus, um die Fußwanderung anzutreten. Nur der kleine Benjamin, Fräulein Bessels Pflegesohn, durfte bis zur Endstation fahren, weil er noch gar zu klein war. Aus seinen Blicken und seinem Schweigen zu schließen war er garnicht erfreut über diese Vergünstigung

\*) Das sind hinterlassene Kinder christl. Eltern. Für mehrere von ihnen verwaltet die Mission Haus und Land. Von den Erträgen werden diese unterhalten. Eigentliche Waisenanstalten haben wir unter den Kolos nicht.

und wäre wohl lieber mit den Großen gegangen. Als wir die Station Jonha erreicht hatten, begaben wir uns zum Rasthaus, das unserer Mission gehört und etwa 30 Minuten von der Bahn entfernt liegt. Die Lage des Rasthauses ist ganz prächtig: an der Puruliastraße auf einem Berge, und wird von höheren bewaldeten Bergen eingeschlossen. Der Käthechist begrüßte uns dort mit seiner Familie.

Während wir es uns ein wenig bequem gemacht und den Tee getrunken hatten, war es fast Abend geworden. Schnell, wie immer in Indien, wurde es dunkel; aber der Mond kam sehr bald in seinem Glanze zum Vorschein und beleuchtete die Landschaft wundervoll. Tiefer Waldesfrieden war ringsum, und ein leichter, kühler Wind wehte. Auf einem Berge

bewegte sich langsam ein großes Feuer vorwärts, das zum Zwecke des Verbrennens des hohen Waldgrases angelegt worden war. Dies Bild gewährte einen prächtigen Anblick. Endlich kam auch die Kinderschar im Gänsemarsch den Hügel hinauf. Groß war nun die Freude auf beiden Seiten. Wir hörten, daß die Kinder unterwegs Rast gemacht und ihren Reis verzehrt hatten. Bald nach ihrer Ankunft wurde die Abendandacht gehalten und die Ruhe aufgesucht.

Ein Tiger haben

wir dort nicht gesehen, obgleich es dort viele geben soll; aber der Käthechist erzählte uns, daß sich drei Tage vor unserer Ankunft ein Königstiger ganz in der Nähe des Rasthauses hatte sehen lassen. Der treue Herr hat seine schützende Hand über uns gehalten, daß uns kein Leid zustoßen durfte.

Am nächsten Morgen ganz früh hatten die Kinder schon einen kleinen Spaziergang gemacht. Wir Europäer zogen es aber vor, im Hause zu bleiben, weil es schon ziemlich heiß geworden war. Br. Müller verband mit diesem Ausflug die Regelung einer Feldangelegenheit und eine Prüfung der Schüler und Schülerinnen von Tokad, die zu diesem Zwecke nach Jonha kamen. Diese Schulprüfung war mir sehr interessant. Neun Kinder, vier Knaben und zwei Mädchen aus christlichen Häusern und drei Heidenjungen, waren zu diesem Zweck erschienen. Das Dorfsschulwesen soll im allgemeinen noch sehr im Argen liegen; so war es auch in Tokad. Br. Müller versuchte nun, den Kindern systematisch das Schreiben und die ersten Anfänge im Gesang beizubringen. In der Dummheit zeichneten sich ganz besonders die drei Heidenjungen aus. Br. Müller hatte die Absicht, durch diese



Das Wohnhaus des Missionars in Hazaribagh-Singhani, jetzt von Missionar Büsching bewohnt. Von hier aus wird unsere Mission unter den Santals (vgl. Nr. 5—7 der „Biene“ dieses Jahres) betrieben.

Prüfung auch dem Lehrer zu zeigen, wie unterrichtet werden muß, um etwas erreichen zu können. Aber wie wenig dieser davon gelernt hat, kann man am besten aus seinen eigenen Worten schließen. Nachdem ihm gesagt worden war, daß er in dieser Weise unterrichten müsse, antwortete er: „Ja, Saheb, so mache ich das auch immer wie Sie.“ Wie schwer die Kinder etwas lernen konnten, sah ich am deutlichsten, als ihnen ein zweizeiliger Gesangbuchvers in Hindi beigebracht werden sollte. Um den zu behalten und ohne Fehler aufzagen zu können, brauchten sie über eine Stunde. Am Nachmittag dieses Tages, als die größte Hitze war, machten wir mit den Kindern einen Spaziergang in den Wald, bei dem der fröhliche Kinderinn zu Tage kam. Sie fühlten die Liebe, die ihnen erwiesen wurde, und das machte sie glücklich und fröhlich. — Am zweiten Tage früh wurden dann wieder alle Sachen gepackt, und wir zogen der Heimat Ranchi zu, wo wir mit dankbarem Herzen gesund und froh wieder ankamen. — Inzwischen hat auch die Schule wieder angefangen; mit neuer Kraft — und auch wohl mit neuer Freude — arbeiten die Kinder wieder zum Unterricht. Und wieder bringt der freudige Gesang an die Herzen der Erwachsenen und fordert sie auf: „Lobet den Herrn! Denn unser Gott loben, das ist ein kostlich Ding; solch Lob ist lieblich und schön.“ —

Der Monat Juni brachte gleich im Anfang erquickenden Regen für Menschen, Vieh und Feld. Zwar war der Regen nicht so stark, als ich ihn mir immer vorgestellt hatte, aber doch noch stark genug, daß ich seine unangenehmen Seiten in meinem Zimmer erfahren konnte. In der ersten Juni-hälfte ging es mit meiner Arbeit ziemlich gleichmäßig weiter; dann aber wurde ich krank — es schien Dysenterie gewesen zu sein — und so schwach, daß ich, nachdem es etwas besser geworden, für einige Tage zur Erholung nach Purulia ging. Verhältnismäßig schnell ist auch die Schwäche vergangen. Und auf die Tage gänzlicher Stille kann ich nur mit Dank zurückblicken. Der Herr hat alles wohl gemacht.



### Aus der Sommerarbeit in Assam.

Von Missionar W. Radstic in Tinsukia.

Die Hauptarbeit in letzter Zeit war der Bau des kleinen Rasthauses hier selbst. Des Alltags bin ich täglich von früh bis spät auf dem Bauplatz gewesen, um nach der Arbeit zu sehen. Wir sind denn auch mit des Herrn Hilfe recht vorwärts mit der Arbeit gekommen, so daß ich diese Zeilen schon in dem neuen Hause schreiben kann. Ein Zimmer ist so weit fertig, daß man es zur Not bewohnen kann; ohne Fenster und Türen geht es in der heißen Zeit!

Mit recht dankbarem Herzen können wir auf die Bauarbeit zurückblicken. Kein Unfall ist vorgekommen; trotzdem die Leute anfingen, ihr Feld zu bestellen, hatten wir doch an Arbeitern keinen Mangel; das Material bekamen wir, trotz der vorgerückten Jahreszeit, doch zur Stelle, wenn wir es gebrauchten, und auch des Geldes wegen brauchte bis jetzt keine Unterbrechung einzutreten. Dem Herrn geführt der Dank dafür! Auch Ev. Hochw. Kuratorium und den Brüdern des Vorstandes möchte ich an dieser Stelle für die rechtzeitige Bewilligung des Geldes danken.

Vielleicht interessiert es, einmal eine kleine Beschreibung von einem Hausbau hier in Assam zu lesen. Die Häuser sind sogenannte Pfahlbauten. Einmal ist man durch sie, mehr als in den massiven Gebäuden, vor dem häufig vorkommenden Erdbeben geschützt, und sodann auch vor der ungesunden, nassen Erde, denn man legt den Flur meistens einige Fuß über den Erdboden, damit die Luft unten freien Durchzug hat. Zum Material wird viel das Bambusrohr verwandt. Fast jeder Bauer hat es hier neben seinem Gehöft angepflanzt, auch wächst es vielfach im Walde. Es wird zu Pfosten, Sparren, Wänden, Türen, ja sogar zum Bindfaden wird das junge Rohr verwendet. Meistens bauen die Eingeborenen ihre Häuser nur aus Bambus, mit Ausnahme des Daches, wozu Kehr (hohes, starkes, getrocknetes Gras), verwendet wird. — Der Bau geht folgendermaßen vor sich: Zunächst werden die Hauptpfosten in die Erde hineingegraben, dann wird ein hohes Gerüst (wieder von Bambusrohr) gebaut, um die Pfosten richten und verbinden zu können. Darnach wird der Dachstuhl gleich gemacht und das Dach gedeckt, damit man die übrige Arbeit unter dem Dache trotz des häufigen Regens weiter fortsetzen kann. Dann wird der sogenannte Chang gemacht, d. h. es werden niedrige Pfosten eingegraben und darauf dann die Balken für den Flur und die Bretter gelegt. Sodann werden die Wände eingesetzt. Dazu wird das Bambusrohr gespalten, an beiden Seiten glatt gemacht und als Wand eingesetzt. Roh sehen die Wände wie eine Art Flechtwerk aus. Für Türen und Fenster werden dabei schon die nötigen Öffnungen vorgesehen. Nachdem die Rahmen zu den Türen eingesetzt sind, werden die Wände mit Erde und Kuhdung verschmiert. Das wird einige Mal wiederholt, bis man schließlich nur noch eine Lösung Kuhdung überschmiert, die das Ganze glättet und auch vor Einspringen der Erde bewahrt. Werden die Wände nachher mit Kalk angemünzt, ist von dem uns wenig behaglichen Kuhdung nichts mehr zu sehen.

An den Sonntagen habe ich die Christen in Narasinghasti, Ledo, Margherita, Meripathar, Hulutupu und Talap besucht.

Nach dem hier in der Nähe gelegenen Narasinghasti war ich einige Sonntage, weil wir dort eine Zeit lang keinen Katechisten hatten. An einem Sonntage hatten wir dort ein kleines Tauffest, drei Erwachsene und einige Kinder empfingen das hl. Sakrament, auch die Feier des hl. Abendmahls hatten wir dort. — Leider bemerkte ich, wie die Christen dort noch in der Teufelsfurcht leben. In einigen Häusern waren Krankheitsfälle vorgekommen. Sie beschuldigten den heidnischen Dorfältesten, er habe ihnen den Teufel ins Haus geschickt, wie sie sich ausdrückten. Bei einer Frau hatte die Krankheit ganz natürliche Ursachen, andere hatten Fieber oder Leibschmerzen. Es wurde ihnen natürlich gesagt, wie sie den Teufel und die Menschen mehr fürchteten als Gott den Herrn und mit ihrem Un- und Überglauen den Herrn mit seiner Hilfe aufhielten. Sonderlich ist der Alte, der sehr von dieser Menschen- und Teufelsfurcht eingenommen. Mit ihm redete ich dann noch besonders. Inzwischen sind alle gesund geworden.

In dem Ledo-Garten haben die Christen seit einiger Zeit einen neuen Katechisten, der offenbar in Treue seine Arbeit tut. Der vorige Katechist wohnte zu weit von ihnen entfernt, hatte auch wohl seine Arbeit lässig getan. Wir hatten dort auch neben dem Gottesdienst Erwachsenen- und Kindertaufe und die Feier des hl. Abendmahls. Als ich noch nachher mit ihnen redete, sagte eine Frau mit ihrem Manne: „Uns ist es klar geworden, so wie wir bisher gelebt haben, dürfen wir es weiter nicht, oder wir gehen verloren.“ Sie bekannten dann, wie sie in Unfrieden lebten, und andere schwere Sünden. Wir brachten nach der Aussprache alles dem Herrn im Gebet vor.

In Margherita waren die Christen zum Opiumrauchen verführt worden. Sie bestätigten mir, daß sie es jetzt fast alle aufgegeben hätten. Wie weit es wirklich der Fall ist, kann ich nicht sagen. Nur fünf nahmen von ihnen am hl. Abendmahl teil. Ein Taufbewerber mußte noch für die Taufe zurückgestellt werden, weil seine Kenntnisse zu gering waren, nicht einmal das Gebet des Herrn wußte er.

Von hier aus besuchte ich auch noch in Alhbadha einen Kranken, Luth heißt er. Er hat offenbar Knochenfraß. Er erzählte, wie er in einer Nacht furchtbare Brennen in den Beinen gespürt hätte, so daß er nicht schlafen konnte und vor Unruhe im Zimmer umherging. Bald darauf war ein Bein nach dem anderen schwarz geworden und so von selbst abgefallen. Von einem Fuß hat er jetzt nur noch einen Stummel, auch ein Finger ist schon schwarz geworden. Wirklich, trotz seines Wohlstandes jetzt ein armer Mann! Er machte aber sonst einen recht ergebenen Eindruck. Er sagte, wegen seines Leibes möchte er am liebsten von hinnen scheiden; aber sein Herz sage ihm, es wäre noch gut, hier zu bleiben. Wie freute ich mich, trotz des schlechten Weges, doch zu ihm gegangen zu sein, auch das Mahl des Herrn ihm noch reichen zu dürfen.

Von Meripathar, Hulutupu und Talap wäre nichts besonderes zu berichten. In den Gemeinden sind alte Katechisten, die, soweit ich sehe, treu ihre Arbeit tun. Alle hatten Taufbewerber zur hl. Taufe vorbereitet, die ich dann auch meistens tauften konnte. Von Talap aus besuchte ich auch noch den Schubang-Garten. Dort redete und betete ich besonders mit dem erblindeten Katechisten Manmasih. Die Auschuldigungen der Christen, daß er mit ihnen in seinem Hause Branntwein getrunken hätte, bestätigte er als wahr, bekannte sie frei und offen und mit bussfertigem Herzen. Man hat bei ihm den Eindruck: „Gerettet, so doch als durchs Feuer.“

In einige der besuchten Gemeinden begleitete mich auch meine liebe Frau. Für die Leute war es ein besonderer Freudentag, auch mal eine Memfahib in ihrer Mitte zu sehen.

Seit einem Monat habe ich hier den Katechisten Abrisham aus der Govindpur-Gemeinde zur Hilfe bekommen. Einige Heiden haben sich in der Nähe bereits gemeldet, Christen zu werden. Sobald die Leute mit dem Reisepflanzen fertig sind, werden wir mit dem Unterricht anfangen können.

### Licht und Schatten.

Von Missionar A. Köppen in Chakradharpur.

Während der heißen Zeit dieses Jahres herrschte auch wiederum viel Krankheit in der Gemeinde, und zwar war es in diesem Jahre nicht die Cholera, sondern die Lungenentzündung, die ihre Opfer forderte. Leider ist unter den Verstorbenen auch ein junger, tüchtiger Lehrer, dessen schneller und unerwarteter Tod eine große Lücke in der Schularbeit hinterließ. Sehr ergreifend war der Tod einer jungen Mutter, die in der Blüte der Jahre ihren Kindern und dem Ehemanne entrissen wurde. Als sie selbst mit dem Tode unter großen Schmerzen ringend des Trostes bedurfte, tröstete sie ihre alte betagte Mutter, die weinend an ihrem Lager stand, mit den Worten: „Weine nicht, Mutter, ich gehe zum Heiland in den Himmel, droben sehen wir uns dann nach kurzer Zeit wieder.“ Unter großen Schmerzen rief sie dann noch ihre Angehörigen und ihre Kinder zu sich, küßte alle nach der Reihe und hatte für jeden noch ein Wort der Trostung und der Ermahnung, doch ja treu dem Heilande nachzufolgen, damit sie droben ein fröhliches Wiedersehen feiern könnten.

Solche Sterbensstunden sind Lichtpunkte in der Arbeit des Missionars, wo er manchmal recht dunkle Stunden erleben muß, und wo er wiederum erfährt, daß die Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Besondere dunkle Stunden und trübe Erfahrung gibt es unter der Jugend, und besonders unter denen, die in der Schule gewesen sind. In Chakradharpur sind über zwanzig Mädchen, die in der Chaibassa-Schule eine gute christliche Schule genossen haben und nun wegen Unzucht ausgeschlossen werden mußten. An der Spitze steht das Dorf Christbari, wo in zwei Häusern je drei Töchter in den kleinen Raum getan werden mußten, worunter sich eine befindet, die sich noch dazu ein Vergehen gegen das keimende Leben hat zu Schulden kommen lassen. Schlimmer werden aber solche Vergehen noch dadurch, wenn die Eltern die Sünde ihrer Kinder nicht einsehen wollen und auf unsere Ermahnungen hin noch frech werden. Diese Erfahrung mußte ich mit der Mutter von drei ausgeschlossenen Töchtern machen. Ja, selbst Br. Nottrott, den ich bat, mit mir nach Christbari zu gehen, wurde auf seine Ermahnungen hin frech behandelt. Ja, die eine Tochter hatte sogar die Dreistigkeit, einen verheirateten Mann, der sich mit ihrer Schwester sittlich vergangen hatte, als Schwiegersohn zu bezeichnen. Diese oben erwähnte Mutter wollte sich noch durch die Sünde ihrer Tochter bereichern, indem sie von den Familien der Verführer ungeheure Summen forderte, die ihr natürlich nicht in dem Umfange, als sie forderte, gewährt wurden. In einem Falle haben sie es mit Gewalt genommen.

Es hielt nun sehr schwer, den Familien und den jungen Leuten, die zerstreut in den Wäldern wohnen oder arbeiten, näher zu treten. So viel ich kann, besuche ich sie ja selbst; aber dies ist doch nur wenig. Die jungen Leute, die im Walde angestellt sind, bekomme ich selten zu sehen, und weil ich keinen Einfluß auf sie ausüben kann, verderben auch so viele in der heidnischen Umgebung. Nicht einmal für Christbari konnte ich einen Katechisten erhalten, und so muß ich selbst oder ein Lehrer alle acht bis vierzehn Tage dorthin, um einen Gottesdienst zu halten. Es wäre gut und für die Arbeit gewiß heilsam, wenn wir einen Wanderkatechisten aufstellen, der die Christen auffuhrte und auch unter den Larkas arbeitete. Sonst ist nichts Neues aus der Gemeinde zu berichten, erwähnen will ich nur noch die große Zahl von 31 Mädchen in unserer Schule.

Zwei Lehrer unserer Schule mußten ihres unsittlichen Betragens wegen entlassen werden. Beide haben auch seit ihrer Kindheit die ganze Erziehung von der Mission umsonst genossen. Im Juni war ich ebenfalls 10 Tage in Darjiling, um meine Frau von dort nach Hause zu holen. Sie war anfangs sehr frank und mußte den Arzt in Anspruch nehmen. Durch den Aufenthalt in den Bergen aber ist sie wieder ganz gesund geworden, so daß sie nach ihrer Rückkehr das Klima wieder besser vertragen kann.

### Missionarische Erstlingsarbeiten.

Von Missionar Reinhold Bieh in Ranchi.

Die Monate Juli und August brachten mir in der Arbeit manches Neue. Am ersten Sonntag im Juli durfte ich die erste Liturgie an heiliger Stätte lesen. In diesen Monat fiel auch der Unterrichtskursus der Katechisten und Dorflehrer des Ranchi-Distriktes. Zu meiner großen Freude fiel mir auch etwas Unterrichtsarbeit zu. Gesang-, Turn- und Handarbeitsunterricht war meine Arbeit. Da saßen zusammen alte graue Männer, die den Ernst des Lebens kannten, andere in mittleren Jahren, und solche, die kaum das Junglingsalter überschritten hatten, und warteten auf neue Melodien, um diese in ihren Gemeindlein zur Ver-

schönerung des Gottesdienstes singen lassen zu können. Der Wille zum Lernen war auch bei den lieben Alten zu finden, zum Vollbringen fehlte die Kraft. Mit starker eigener Stimme und stärksten Geigentönen versuchte ich die Melodie in richtiger Tonlage zu halten, aber es war unmöglich. Ich wurde heißer, und die Geige ging durch die naßfeuchte Witterung der Regenzeit auseinander. Mit der Flöte versuchte ich dieselbe Arbeit und war schließlich zufrieden, daß alle einigermaßen richtig sangen, und verzichtete gerne auf weichen, wohlklingenden Gesang. So Unrecht hatten meine Nachbarn nicht, wenn sie sagten, der Gesang sei „herzbrechend“. Allerdings mit dem Chor unserer Mädchen- und Knabenschule oder gar dem Berliner Domchor konnten diese indischen Dorfleute nicht konkurrieren. Es ist auch nicht nötig, weil die Dorfbewohner in ihren Ansforderungen auch sehr bescheiden sind. Und auch nicht Federmann ist die Gabe des Gesanges gegeben.

Beim Turnunterricht galt es, den Lehrern zunächst englische Kommandos beizubringen, um darnach später zu exerzieren. Den jungen Lehrern, die in Ranchi seinerzeit die Schule besucht hatten, fiel dies nicht schwer, weil es für sie teilweise nur Repetition war; aber die lieben Alten! Ich fürchte, einer von ihnen würde schon heute auf das Kommando „left turn“ sicher „rechtsum“ machen. Nun, auch das Turnen ist nicht Federmanns Ding. Und Paulus sagt: „Die leibliche Übung ist wenig nütze, aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze.“ Und wenn die Dorflehrer aus den biblischen Unterrichtsfächern für ihren inneren Menschen etwas mitbekommen haben, so ist das Manko in Geschicklichkeit der Leibesübung weit aufgewogen.

Interessant war die Handarbeit. Darunter darf man sich in diesem Falle aber nicht Strick-Näh- oder Häkelarbeit vorstellen, sondern es handelt sich darum, von Papier die verschiedensten Sachen durch Falten herzustellen. Dies Gebiet war mir zuerst vollständig fremd; aber durch Fröbel'sche Mustervorlagen wurde ich in dieser Kunst bald heimisch, und es hat mir große Freude gemacht, zu sehen, wie lernbegierig auch die Lehrer waren. Vom einfachen Dach bis zum komplizierten eingerahmten Spiegel mußte sich ein Stückchen Papier eine Umwandlung gesellen lassen. Die Lehrer wunderten sich sehr, daß man aus Papier einen Kahn mit Fischkästen, Raben, Zigarrentaschen, Tische, Schmuckfächern etc. herstellen kann. Die Regierung fordert diese Arbeit von Lehrern, wenn sie für die Schule Unterstützung gibt.

Am 22. August durfte ich, wenn auch in großer Schwäche, den ersten Kindergottesdienst halten. Die große Freude, die ich in Deutschland stets am Kindergottesdienst hatte, machte mir Mut, es jetzt auch hier zu versuchen. Bei solcher Arbeit aber merkt man zu deutlich, daß das Erlernen einer fremden Sprache nur recht langsam vorwärts geht. Aber der Herr ist es, der mit den Aufgaben auch die Gaben gibt. Das ist ein großer Trost. — In der Kassen- und Schularbeit ging es in gewohnter Weise weiter. Neuherlich habe ich seit Ende Juli eine Aenderung erfahren; denn seit Geschwister Szallies nach Tamar gezogen, bewohne ich deren Wohnung, die deshalb gesünder ist als meine frühere, weil die Luft mehr Zutritt hat. Im Rückblick auf alle erfahrene Güte des himmlischen Vaters in diesen letzten zwei Monaten habe ich nur Grund dankbar zu sein.

## Lichtbilder aus der Goshnerschen Mission.

Die Goshnersche Mission besitzt ungefähr 400 ältere und neuere Lichtbilder, teils kolorierte, teils unkolorierte. Mit nur wenigen Ausnahmen führen sie uns alle das Leben und Treiben in dem Märchen- und Wunderlande Indien vor Augen, es sei durch die Veranschaulichung der wunderbaren Naturschönheiten oder der Kultur und des Kultus. Doch in Wirklichkeit sind all diese Bilder nur „Schatten- und Nachtbilder“ gegenüber den wirklichen „Lichtbildern“, wie sie uns in der durch die Missionare geleisteten Arbeit, in Schulen, Gemeinden und Asylen der Mission vor Augen geführt werden. Sie wirken durch den Schein göttlicher Gnade auf dem dunklen Hintergrunde des in Finsternis und Todeschatten gehüllten Heidentums ähnlich, wie gute Lichtbilder es zu tun pflegen in einem dunklen, finsternen Raum.

Die erwähnten 400 Bilder sind in fünf verschiedene Serien systematisch geordnet. Die (blaue) Serie I enthält 100 Bilder, die (gelbe) Serie II 92 und die (rote) Serie III 89; Serie IV 62 und Serie V 50. Die ersten drei Serien enthalten also reichlich genug Bilder für je zwei Abende, wenn man sie an einem nicht alle zeigen kann oder will. Sie eignen sich zum Versenden auch insofern am besten, als sie ziemlich ausführliche Vortragslisten enthalten, wogegen die beiden letzteren kleineren Serien nur Inhaltsverzeichnisse haben (nicht Vortragslisten), wodurch sich die Erklärung für Laien schwieriger gestaltet. — Die Bezeichnungen „blaue“, „gelbe“ und „rote“ Serien sind deshalb den Kästen beigelegt worden, weil ebenso die Nummern an den einzelnen Bildern, wie die Leisten innerhalb der Kästen mit den Nummern, sowie endlich die in den Kästen enthaltenen Inhaltsverzeichnisse je dieselbe Farbe tragen, wodurch ein Durcheinanderkommen und Verwechseln der Bilder ausgeschlossen ist.

Eine Erklärung der Bilder liegt jedem Kästchen bei. Wir bitten unsre Freunde, sich diese Bilder-Erklärungen auszubitten und nach getroffener Wahl wieder an uns zurückzuschicken zu wollen. Serie IV und V enthalten nur die Inhaltsangaben der betreffenden Bilderkästen. Einzelne Bilder aus verschiedenen Serien können selbstverständlich nicht gesandt werden, sondern nur ganze Serien, wie sie jetzt ihre Zusammenstellung gefunden haben.

Unsre Freunde werden gebeten, sich, besonders in den Wintermonaten, recht fleißig dieser unsrer Bilder bedienen zu wollen. Daß die Benutzung sowie das sofortige Zurück- oder WeiterSenden nach dem Gebrauch in guter Ordnung und mit der möglichsten Sorgfalt geschehen möge, wird nicht nur noch besonders zu empfehlen. Allen aber, die im Interesse der Mission, ihrer Gemeinden oder irgend eines Vereins unsre Bilder benutzen wollen, wünschen wir von Herzen viel Freude und Segen. Möge allerorts und bei Allen die Devise lauten: „Soli Deo gloria“!

Bestellungen der Lichtbilder bitten wir zu richten: **An Sekretär Schröder, Friedenau bei Berlin, Goshnersches Missionshaus.**

## Gaben für die Goshnersche Mission

bitten wir zu senden

**an das Kuratorium der Goshnerschen Mission  
Friedenau bei Berlin, Handjerystraße 19-20.**

**Inhalt dieser Nummer:** Das sittliche Recht zur Mission. — Röm. 2, 21. — Die gegenwärtigen Lage der Goshnerschen Mission. — Indische Witwen einst und jetzt. (Mit Bild). — Bild: Das Wohnhaus des Missionars in Hazaribagh-Singhani. — Aus meiner Ferienzeit in Indien. — Aus der Sommerarbeit in Assam. — Licht und Schatten. — Missionarische Erlangungsarbeit. — Lichtbilder aus der Goshnerschen Mission.

**Hierzu eine Beilage.**



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLATT DER GOSSNERSCHE MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 11

Friedenau, November 1909.

74. Jahrgang

### Frage und Antwort.\*)

Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohltat, die er an mir tut? —

Ich will den heilsamen Kelch nehmen, und des Herrn Namen verkündigen.

Psalm 116, 12 - 13.

Der 116. Psalm hat eine reiche Geschichte. Schon Jonas, der widerwillige Heideumissionar des alten Bundes, hat sich seiner in des Meeres Tiefe erinnert (vgl. Psalm 116, 3 mit Jonas 2, 3; Psalm 116, 17 f. mit Jonas 2, 10). Paulus führt 2. Kor. 4, 13 den zehnten Vers unseres Psalms an: „Ich glaube, darum rede ich“ und begründet also damit die Notwendigkeit des persönlichen Glaubenszeugnisses. Wie oft wird man in der Mission beim Umgang mit den unzuverlässigen Heiden veranlaßt, mit unserem Psalm (V. 11) und mit dem Heidenapostel (Röm. 3, 4) wehmütig auszurufen: „Alle Menschen sind Lügner!“ Wer hätte nicht schon beim friedvollen Tod treuer Christen oder beim qualvollen Tod mutiger Märtyrer an Vers 15 unseres Psalms gedacht, in dem wir die trostreiche Versicherung vernehmen: „Der Tod seiner Heiligen ist wertgehalten vor dem Herrn!“ Das nach der Ansicht vieler Hymnologen originellste und schönste Lied Paul Gerhardt's: „Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens“ lehnt sich an Psalm 116, Vers 7 an. Die dritte Strophe von Johann Rist's († 1667) auch bei Missionsfeiern vielfgesungenem Liede: „Man lobt dich in Stille“ ist ganz nach unserer oben angeführten Psalmstelle gedichtet. Eben diese Worte bilden das Herzstück dieses Psalms. Aus großer Not, ja aus Todesjammer ist der heilige Sänger errettet worden. Seinem gläubigen Gebet hat der Herr sein Ohr geneigt. Aus der tiefen Hölle hat ihm Gott wieder zum Lande der Lebendigen geholfen. Da legt ihm sein Herz und sein

Gewissen die Frage vor: „Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohltat, die er an mir tut?“ „Tut“, nicht „getan hat“, so hat Luther sehr fein das Hauptwort des hebräischen Grundtextes aufgelöst. Der Gott, der unsern Psalmdichter vom Tode zum Leben errettet hat, ist ihm seitdem ein Gott beständig gegenwärtiger Hülfe. So sollten auch uns unseres Gottes größte Wohltaten in Christo keine bloß historischen Ereignisse sein, sondern lebendige Gegenwart für unseren Glauben. Auf Grund dessen, was der Vater am Sohne in dessen Kreuzung, Auferstehung und Himmelfahrt hat geschehen lassen, ist unser Glaube nicht nur ein Glaube an einstmals geschehene Begnadigung, sondern an fortwährend noch geschehende Begnadigung. Daher soll auch uns immerfort die Frage auf der Seele brennen: Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohltat, die er an mir tut? Und hat nicht nicht ein jeder von aller ihm besonders in seinem Leben wiederfahrenen Gnade auch noch ein besonderes Lied zu singen in dem Hause seiner Wallfahrt? Des Empfangenen ist so unsäglich viel, daß man versucht wäre die Frage: „Wie soll ich?“ in einen Ausruf zu verwandeln: „Wie soll ich!“, in dem Sinn, es sei doch ganz unmöglich, seinem großen Gott alles zu vergelten, das er unausgesetzt an uns tut.

Gleichwohl zeigt das Folgende unzweideutig, daß unser Psalmist die Worte im Sinne einer Frage genommen hat. Denn er gibt sich selbst die Antwort: „Ich will den heilsamen Kelch nehmen, und des Herrn Namen verkündigen!“ Das ist sein fester, sein heiliger Entschluß. Vergelten will er seinem Gott seine Wohltaten. Und wie? In zweifacher Weise will er seinen Entschluß ausführen.

„Ich will den heilsamen Kelch nehmen“. Nicht an einen Kelch der Leiden, der uns schließlich irgendwie heilsam werden könnte, ist hier zu denken, sondern es heißt wörtlich: „Ich will den Becher des Heils nehmen“. Man vergegenwärtige sich die frohen Opfermahlzeiten, da der Opfernde dankbaren Herzens im Angesichte des Herrn den Freudenkelch

\*) Aus der Abordnungsrede des Missionsdirektors Kausch am 24. Oktober 1909.

erhob. Der Kelch des Heils ist ein bildlicher Ausdruck für das von Gott dargebotene Heil in seinem ganzen Inbegriff und Umfang. Nimm also, was dein Gott dir bietet, fülle damit ganz deine Seele, so vergilst du zuerst und zunächst Gottes Wohltaten. Neber nichts in der Tat freut sich der Gott des Heils mehr, als daß der Mensch sich sein Heil wie einen kostlichen Labe- und Freudentrunk zu eigen macht. Wie wunderbar aber, können wir nicht auch hier wieder einmal beobachten, wie alttestamentliche Schatten und Vorbilder und Ahnungen zulegt im neuen Bunde zu schier handgreiflicher Wirklichkeit werden? Hast sich für uns Christen nicht das ganze Heil der Erlösung in einem Kelch zusammen, von dem sein Spender selbst die ungründlich tiefen seligen Worte gesprochen hat: „Dieser Kelch ist das neue Testament in Meinem Blute?“ Andererseits, welche Verunehrung des Herrn ist es, wenn man sein Heil verschmäht, indem man es nicht annimmt? „Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten?“ (Hebr. 2, 3)

Und die andere Weise der Vergeltung: „Ich will des Herrn Namen verkündigen“ Beides hängt zusammen und ist, wie im Wortlaut, so in der Sache ein heiliger „Parallelismus der Glieder.“\*) Denn bist du satt geworden von den reichen Gütern deines Herrn, was liegt dann näher, was ist billiger und würdiger, als daß du diesen Herrn auch rühmst, preist und verkündest vor der Welt? Hier dürfte das Sprichwort: „Wes Brod ich esse, des Lied ich singe“ seinen erlaubte, seine vollberechtigte Anwendung finden. Wie vieles wird den Menschen, besonders in unserer Zeit der Inserate und Neßlame, angepriesen, das nur einer-geringen oder gar zweifelhaften, ja vielleicht überhaupt keinen Wert hat! Preisen wir denen, mit welchen wir in Berührung kommen, den Namen des Herrn an, der Gebete erhört, Sünden vergibt und vom Tode errettet, den Herrn, der alles für uns getan hat, was er nur tun konnte! Nicht bloß die Kanzel sei die Stätte der Verkündigung des Namens des Herrn. Jeder, der am Kelche des Heils Anteil hat, tue selbst seine Schuldigkeit in öffentlicher oder privater Verkündigung oder trage — nicht bloß sein „Scherklein“ sondern — seine geziemende, anständige Gabe dazu bei, daß auch die fernsten Geschlechter den Namen des Heilsgottes verkündigt bekommen, kurzum — zur Mission. So schalle auch aus unserem Herzen das Echo des 116. Psalms:

Herr, du hast deinen Namen  
Sehr herrlich in der Welt gemacht;  
Denn als die Schwachen kamen,  
Hast du gar bald an sie gedacht.  
Du hast mir Gnad erzeiget,  
Nun, wie vergelt ich's dir?  
Ach bleibe mir geneiget,  
So will ich für und für  
Den Kelch des Heils erheben  
Und preisen weit und breit  
Dich hier, mein Gott, im Leben  
Und dort in Ewigkeit.

\*) So nennt man die Kunstrichtform der hebräischen Poetie, nämlich die Verbindung gleicher, ähnlicher oder gegensätzlicher Gedanken und Versglieder (parallelismus synonymicus, syntheticus und antitheticus.)

## Vom letzten Fortbildungs-Kursus unserer eingeborenen Pastoren.

Von Missionar D. Dr. A. Nottrott

Im September fand der übliche Unterrichtskursus statt, der diesmal von 22 Pastoren und zehn Kandidaten besucht war. Die Mehrzahl von ihnen wohnte in den für sie reservierten und zurechtgemachten früheren Dienerwohnungen, die zu meinem Hause gehören; der Rest, besonders Uraus, bei Verwandten.

Die Beteiligung war ja schon größer als im vorigen Jahre; aber immerhin fehlten zwölf Pastoren, von denen acht krankheitsshalber nicht kommen konnten. Von den übrigen konnte einer seiner Schularbeit wegen nicht abkommen, zwei sind in Assam, und der alte Kristokalyan ist schon zu taub, als daß er Nutzen vom Unterrichte haben könnte. Von unseren 24 Kandidaten waren nur zehn erschienen; acht davon sind an den Schulen beschäftigt, und sechs waren frank oder auf ihren Plätzen unabkömmlig.

In Ermangelung eines größeren Raumes mußte der Unterricht auf der langen Südveranda unseres Hauses stattfinden, welche durch Bambus-Rollvorhänge gegen Regen und Sonnenbrand notdürftig abgeschlossen wurde. Es ist das freilich nur ein Notbehelf, dem aber dadurch leicht und billig abgeholfen werden könnte, daß in dem von ihnen bewohnten Hause zwei Stuben vereint und verlängert würden; dadurch würde ein genügend großer Schulraum geschaffen. Der Kursus — täglich fünf Stunden — umfaßte, wie im vorigen Jahre, Dogmatik, Exegese (Hesekiel und Hebräerbrieft in Hindi, Epheserbrief Griechisch), Kirchengeschichte und Roman Mat Khandan oder Widerlegung der Lehre der römischen Kirche, sowie Predigtübungen. Am Griechischen nahmen, mit Ausnahme von sechs alten Pastoren, alle teil, und es war mir eine große Freude, aus ihren Leistungen den Schlüß ziehen zu dürfen, daß sie, mit zwei oder drei Ausnahmen, auch zu Hause ihr Griechisches Neues Testament gelesen haben. Sie haben alle ein Griechisch-Englisches Lexikon, welches ihnen gute Dienste leistet.

Überhaupt habe ich viel Freude an der Teilnahme und dem regen Eifer gehabt, mit dem sie dem Unterricht beiwohnten, und der Gesundheitszustand war so gut, daß auch nicht einer von ihnen auch nur eine Stunde versäumt hat. Das will in Indien und noch dazu in der Regenzeit viel sagen! Ich hatte mich schon auf alles mögliche vorbereitet, und in meiner Schlafstube standen verschiedene Cholera-Arzneien, um sie gleich bei der Hand zu haben, wenn ich nachts gerufen würde: aber nichts von dem allen ist gebraucht worden. Das war viel Gnade und Güte unseres Gottes!

Auch mir ist solche widerfahren, denn ich habe den ganzen Unterricht noch einmal allein bewältigen können. Gewiß hätten mir manche Brüder gern beigestanden, wenn ich sie gebeten hätte; aber es liegt viel Gutes darin, wenn solch ein Kursus in einer Hand bleibt. Jeder Unterrichts-Gegenstand bietet ja Gelegenheit, praktische Amtsfragen oder auch seelsorgerische Fragen zu erörtern, was jüngeren

Brüdern wohl nicht so leicht fallen dürfte, wie mir, der ich auch die grauhaarigen von ihnen seit ihrer Jugend kenne.

Ob ich's noch einmal durchführen kann, weiß ich freilich nicht, denn in diesem Jahre war ich am Schlüsse doch matter, als im vorigen Jahre. Außer den obenangeführten Unterrichtsgegenständen wurden zwei Sachen noch besonders eingehend behandelt. Das erste waren die neue Regulative, welche die Regierung für die Schulen erlassen hat. Man will dem alten indischen Schindrian, d. h. dem mechanischen Auswendiglernen, nun endlich gründlich zu Leibe gehen. Wir hatten es natürlich nur mit den Dorfschulen zu tun, welche die drei unteren Klassen Infant-, Lower- und Upper Primaryschulen umfassen; mit den höheren haben unsere Native-Pastoren vorläufig noch nichts zu tun. Zu den Neueinrichtungen gehört auch, daß die beiden unteren Klassen in ihrer Muttersprache unterrichtet werden sollen. Gegenwärtig fangen die Mundakinder, die noch kein Wort Hindi verstehen, mit dem ersten Hindi-Lesebuch an; sie lernen also lesen, ohne Verständnis des Gelesenen zu haben.

Nun sollen also Munda-Urau-Santal-Lesebücher in Gebrauch kommen.

Die Regierung berief im Anfange dieses Jahres eine aus Regierungs-Schulleuten und Missionaren bestehende Versammlung, in welcher über die Schulbücher beraten werden sollte. In derselben protestierten die Jesuiten gegen die Bestimmung der Regierung, daß die Bücher in der Hindischrift (sog. devanagri) gedruckt werden sollten, sie wollen sie, wie alle ihre Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt haben. Eine Einigung kam nicht zustande. Sie verhießen einen schriftlichen Protest einzureichen, und wir haben das im Verein mit der hiesigen englischen Mission auch getan, und nun liegt die Sache in den oberen Regierungsregionen und scheint zu schlafen.

Für mich liegt in der Neuordnung eine quasi-Rechtfertigung, denn schon vor 35 Jahren ließ ich ein erstes Lesebuch in Mundari drucken und führte es in Singbhum-Porahat ein, wurde aber damit veracht und mußte es wieder aufgeben, da die Regierung sonst keine Beihilfen zu den Schulen geben wollte.

Die andere Sache, welche ich mit den Pastoren verhandelte, betraf die Cooperativebanken, über die schon lange geredet und verhandelt worden ist, mit denen wir aber (Purulia und Jala ausgenommen) noch keinen Schritt weiter gekommen sind. Ich ging deshalb gern auf die Bitten ein, einen Ausflug nach Purulia mit ihnen machen zu wollen, damit sie dort mit eigenen Augen die Bankeinrichtungen kennen lernen und von den die Geschäfte leitenden Eingeborenen selbst hören möchten, wie sich die Sache bewährt. Ich wirkte ihnen ermäßigte Preise aus, und so hat es ihnen nur je eine Rupie und zwei Annas gekostet.

Das Asyl der Aussätzigen kennen zu lernen, war ihnen sehr interessant, und auch in das Bankwesen haben sie einen guten Einblick tun können, zumal da uns Br. Hahn darüber einen sehr interessanten Vortrag hielt.

Viele von den Pastoren und Kandidaten fuhren dabei auch zum ersten Male auf der Eisenbahn, was ihnen sehr gefiel — nur der alte Pastor Mausidh Tassu wurde seefrank und erklärte, sich nie wieder einem solchen Dinge anvertrauen zu wollen.

Ein Teil von ihnen fuhr von Purulia weiter bis zu den Stationen, von wo sie nach ihren Stationen abbogen, die anderen kehrten mit mir nach Ranchi zurück, um andern Tages auf ihre Arbeitsplätze zurückzukehren.

### Indische Witwen einst und jetzt.

Von Frau Missionar Helene Vorbeer jun. in Ghazipur.  
(Schluß.)

Die bekannte Pandita Ramabai erzählt von einer zwölfjährigen Witwe ihrer Schule folgende Geschichte: Ihr Vater hatte den Tag festgesetzt, an dem sie die Schule verlassen und das Leben der bengalischen Witwe anfangen sollte. Wie bangte das Kind um den Verlust seiner kleinen Schmucksachen und noch mehr vor dem Scheermesser des Barbiers! Jedesmal, wenn sie einen Wagen kommen hörte, lief sie fort und versteckte sich. Als der gefürchtete Tag da war, kam der Vater nicht, denn er war tot. Sein Kind aber war überwältigt — vor Freude.

Doch die älteren Witwen sehen meistens ihren Stolz darin, alle diese Kasteiungen auf das Höchste zu steigern. Ganz früh morgens, wenn kaum der Tag graut, eilen sie an den Ganges, um in seinen heiligen Fluten das von Sünden reinigende Bad zu nehmen. Weder Kälte noch Hitze kann sie davon abhalten. Ich sah in Benares viele solche Jammergestalten bei Null Grad zitternd im Wasser stehen. So fanatisch wie sie waren selbst die Brahmanen nicht bei der Sache. In ihrem nassen Zeuge, ängstlich selbst dem Schatten der kastenlosen Europäer ausweichend, gingen sie dann frierend nach Hause. Hier angekommen wechseln sie ihre Kleider, um sofort wieder lange Zeit mit der Anbetung des Haussgötzen zuzubringen, dem sie Gangeswasser und Blumen mitgebracht haben. (Unser Bild vorige Nummer S. 76 zeigt den recht unscheinbar aussehenden Göze Mahadeo, eine kleine Erhöhung auf einem Untersatz, und eine alte Frau bei seiner Anbetung.) Ist der Göze versorgt, findet man endlich Zeit, an sich selbst zu denken. Mit eigener Hand wird nun das Essen gekocht. Selbst die leibliche Tochter ist zu dieser Arbeit nicht heilig genug, da sie ja immer mit den Kindern zu tun hat, die auf der Straße und in der Schule wiederum mit Angehörigen geringer Kästen zusammenkommen.

Einst kam ich im heißen Mai zu solch einer zwanzigjährigen Bengaliwitwe. Ihre Mutter war verzweifelt, denn es war der Fasttag der unglücklichen Tochter. „Trinke doch wenigstens etwas Wasser,“ flehte sie, „wenn dies Sünde ist, so soll es meine Sünde sein“. Wie bangte die Mutter um das Leben ihres Kindes! Aber die Witwe war unerbittlich, und kein Tropfen Wasser kam über ihre vor Durst brennenden Lippen.

Eine andere Bengaliwitwe wohnt im Hause ihrer verheirateten Tochter, was als große Schande gilt. Die Mutter darf ja hier in Indien nicht einmal auf Besuch im Hause ihrer Tochter weilen. Ihr Platz ist bei dem Sohne. Wie wenn sie sich daher wegen der ständigen Anwesenheit ihrer Mutter entschuldigen müßte, sagte mir die Tochter: „Ich kann doch meine Mutter nicht betteln lassen, nur weil ihr Mann und ihre Söhne tot sind!“ Die Mutter aber saß bescheiden in ärmlicher Kleidung dicht neben der Tür an der Erde, sie, der doch der Ehrenplatz im Hause zukäme.

Vor kurzem war sie sehr krank, aber verschmähte jede europäische Arznei. Sie möchte ja von Fastenlosen berührt worden sein! Stärkungsmittel konnte man ihr nicht geben, denn Fleischsuppen, Wein und Eier hat ihr Mund nie berührt. So quälte sie sich denn mehrere Wochen lang hin, selbst bei höchstem Fieber ihre Fasten- und Dursttage innehaltend, bis sie wunderbarerweise doch genas. Abgemagert, mit ganz welker Haut und müdem Blick sah ich sie nach einiger Zeit wieder.

„Wozu all die Selbstqual?“ fragte ich sie: „Sie töten sich ja damit!“ Sie aber gab voll Eifer die oft gehörte Antwort: „Wenn ich sterbe, wird es gut für mich sein; ist mein Mann gestorben, was soll ich noch mit meinem Leben?“

„Sie müssen jetzt kalte Witwenverbrennung durchmachen,“ sagte einst einer ihrer Landsleute, und er hat nur zu recht. Das ganze Leben der bengalischen Witwen ist ein langsames Sterben, und wie mir scheint sind diese Bedauernswerten genau so stolz auf alle ihre Pein, wie einst die Witwen, welche sich verbrennen ließen, auf ihren Opfertod.

Oft schon habe ich versucht, auf diese lebensmüde Frau einzuwirken. Einst sprach sie auch wieder vom Sterben, und ich erwiderte ihr: „Ja, aber wenn Sie sterben, werden

Ihre Götter Ihnen ja doch keine Seligkeit geben; das kann nur Jesus Christus.“

„Aber ich glaube an alle Götter, an alle, gab sie mit fliegenden Nüstern voll Nachdruck zurück. Jesus ist der Gott der Europäer, für uns sind unsere Götter.“

Nun erzählte ich ihr an der Hand von Beispielen, daß ihre Götter selbst die größten Sünder gewesen seien, und

wie es doch unmöglich wäre, daß ein Sünder den andern erlösen könne. Jesus dagegen sei heilig und sündlos, Gottes eingeborener Sohn. Er habe sein Leben für die Sünder der ganzen Welt geopfert, auch für sie. Aber zu meinem Schmerze mußte ich bemerken, daß sie nicht hören wollte. Sie hielt selbst die leiseste Zustimmung für eine Sünde, für Schmälerung ihrer eigenen Werkheiligkeit. Wir aber lassen uns dadurch nicht abhalten, sie immer wieder zu besuchen. Steter Tropfen höhlt ja schließlich auch den Stein.

Zu unserer Ermutigung dienten einige recht erquickende Erfahrungen, die wir an Hinduwitwen machten. So freute sich ein altes, neunzigjähriges Mütterchen stets rührend, wenn wir kamen. Obwohl vollständig blind, tastete sie sich immer schnell zu unserm Platze. Ja, einmal

verfehlte sie die Tür und kletterte in ihrem Eifer zu unserm größten Erstaunen durchs Fenster. Andächtig, zu unseren Füßen sitzend, lauschte sie dann jedem unserer Worte. Einst meinte sie unter Tränen: „Wie geht mir Ihr Lied so zu Herzen!“ und fuhr dann fort: „Ich muß eine große Sünderin sein, daß soviel schweres Leid über mich kam. Aber ich bete jeden Morgen und Abend: „Herr vergib mir meine Schuld, laß mich nicht ewig verderben, laß mich nicht in die Hölle kommen!“ Als wir eines Tages wieder in ihr Hause kamen, war sie sanft entschlafen. Möchte ihr Gebet Erhörung gefunden haben.



Reiche Senanafrau in Indien.

Aufgenommen von Frau Missionar Vorbeer jun.

Eine andere sehr arme Witwe, die sich mühsam durch Kornmahlen mit der Handmühle ihr Brot verdient, sagte, nachdem wir ihr vom Heiland erzählt hatten: „Ja, ich will jetzt nur noch Jesu nachfolgen; mein Götzendienst hat mir nichts geholfen, alle meine Kinder und mein Mann sind trotzdem gestorben. Lehren Sie mich zu Jesu beten. Soll ich beten: O Herr Jesus vergib mir meine Sünden?“

Freudig bejahten wir und fügten hinzu, sie solle Ihm nur vertrauend allen Kummer ihres Herzens ausschütten, wie ein Kind der Mutter. Er hätte sie viel lieber wie eine Mutter ihr Kind haben können. Zum Schlusse bat sie uns, ihr ihr Lieblingslied vorzusingen, „Jesus, erlöse meine Seele,“ was sie mit zitternder Stimme mitsang.

Den besten Beweis für die Lebenskraft des Evangeliums an Indiens Frauen bilden aber die christlichen Witwen, welche uns hier in der Missionsarbeit treu zur Seite stehen, und ich kann diesen Auffaßnichtschlichen, ohne auch ihrer zu gedenken. Unermüdlich bringen sie im Verein mit den europäischen Missionarinnen ihren braunen Schwestern das Evangelium. Hier in Ghazipur arbeiten vier solcher Frauen, zwei in den Schulen und zwei in den Senanas. Ihr bescheidenes, tatkundiges Wesen erwirbt ihnen überall Freindinnen. Niemand achtet sie gering, weil sie Witwen sind, sondern jeder tritt ihnen, sei es auf der Straße oder in den Häusern mit Achtung entgegen. Ihr stiller Wandel verkündet lauter als manche Predigt „Siehe Ich mache alles neu“.

Wieviel Mut, Liebe und Heilsverlangen Gott aber auch in die Herzen der heidnischen Witwen gelegt hat, haben wir aus Vorstehendem gesehen. Auch sie sind zu Ihm erschaffen, und werden erst Trost und Ruhe in allem Erdenweh finden, wenn Er ihre Stärke und ihr Erlöser sein wird. Mit dem bloßen Erlassen wohlmeinender Gesetze, so schätzenswert sie auch sind, ist eine wesentliche Besserung ihrer Lage nicht zu schaffen. Von innen heraus muß die Reform kommen, wenn sie echt sein soll. O, daß sie bald und gründlich käme! Das ist unser heißer Wunsch und unser Gebet.



Hindu-Witwe aus der Brahmanenklasse.

## Was manche Hindus zur modernen Luftschifffahrt sagen.

Von Missionar Gottlieb Eckert in Ghazipur.

Man liest jetzt sehr viel in den Zeitungen von den großen Erfolgen der Luftschifffahrt, und wir Europäer sind gewiß alle davon begeistert, wie die füchsen Luftschiffer sich immer mehr die Lust zu erobern suchen. Was für einen Eindruck macht das aber hier auf die gebildeten Hindus? Darüber fand ich neulich etwas in einer Zeitung, die von klugen Hindus herausgegeben wird. In einem Leitartikel stand folgendes:

„Als Blanchard im Jahre 1784 zuerst in seinem Luftballon aufstieg, weißte Horace Walpole also: „Die Seehäfen werden verlassen und in einfache, arme Fischerdörfer verwandelt werden. Salisbury Plain, Newmarket Heath und Sussex Down werden in Luftschiffhäfen umgestaltet. Die Schlachten werden in der Luft mit Luftkanonen ausgefochten. Die vielen Landstraßen werden in kulturreiches Land verwandelt, denn sie haben ja keinen Zweck mehr.“ Es ist wahr, seine Weissagungen erfüllen sich! Der wunderbare Fortschritt, der in den letzten Jahren in Europa gemacht worden ist, läßt keinen Zweifel, daß in kurzer Zeit der Luftweg dem Wasserweg vorgezogen werden wird. Die Armeen der Nationen werden sich nicht mehr auf dem Lande noch auf dem Wasser bekämpfen, sondern alles wird entschieden werden in der Luft. Die Welt (Europa) mag in Erstaunen gesetzt werden, so daß sie vor Verwunderung ihren

Mund nicht schließen kann, wenn sie sehen wird, was alles die Erfindung hervorgebracht hat. Aber so ist es nicht mit „Alt-Indien“. Indien ist stolz auf den alten Bericht von Rama\*) Fliegen durch die Luft. Rama fuhr nämlich mit einem Luftwagen, den er nach der Niederwerfung des Ravana auf Ceylon geraubt hatte, nach Hause. Auch hören wir in unseren alten Geschichten, wie Meghnad in der Luft kämpfte (natürlich auch vom Luftschiffe aus), und wie Dushmanta mit dem Lenkbaren des Indradurch das Luftkönigreich fuhr. Alles so genau beschrieben von dem weltberühmten Poeten Kalidas.“ —

Natürlich kann ein Zeppelin I, II oder III keinen großen Eindruck auf solch einen Hindu machen, der so von seinen

\*) des bekannten, sagenhaften Götterhelden der Hindus!

Schasters (den alten angeblich heiligen Schriften) eingenommen ist, und auch alles glaubt, was darin steht. Denn der Pushpaka oder der Indra-Wagen, so heißt im Ramayan (dem Heldenliede von Rama) der Luftwagen, mit dem Ravana König von Ceylon kam und die Sita, Frau des Rama, raubte, brauchte weder mit Gas gefüllt, noch durch Motor e getrieben zu werden. Vielmehr ging dieser Wagen allein und gehorchte jedem Wink des Fahrers. Auch war die Bequemlichkeit von Ramas Luftwagen für die Reisenden viel größer als die des Zeppelin, wie aus den Zeitungsberichten zu ersehen ist. —

Da ich nun einmal in den Wirrwarr des hiesigen Überglaubens so hineingekommen bin, so schadet es wohl auch nicht, wenn ich noch eine Episode hier mitteile. Als ich eines Tages auf dem hiesigen Postamt war und wir über die hohen Preise des Getreides sprachen, sagte mir der Postbeamte folgendes: „Ja, wir leben jetzt in dem Kaliyug (das ist der vierten Zeitepoche der Hindus), die Ungerechtigkeit nimmt überhand. Es gibt keine frommen Könige mehr. Ja, wenn wir solch einen Fürsten hätten, wie der frühere in Lauka (Ceylon) regierende König es war. Der war so fromm, daß er nicht nur Regen machen konnte, sondern auch den Wind in seiner Macht hatte, der auf seinen Befehl hin das ganze Schloß reinfegte. Der ließ damals Regen kommen, und ganz Indien hatte niemals Hungersnot. Nun aber sind die Europäer gekommen, und die wollen doch weiter nichts wie Geld! Haben Sie übrigens schon die Neuigkeit von Persien gehört?“ „Nein“, sagte ich. — „Nun hören Sie mal. Da sind vor einigen Jahren Europäer hingegangen und haben in Persien einen aufgeschütteten Berg gefunden. Natürlich im Glauben, daß hier Schätze vergraben liegen, singen sie an, den Berg abzutragen, und als sie alles durchgewühlt hatten, fanden sie tief unten Reste eines alten Schlosses oder dergleichen. Geld und Edelsteine, wonach sie gesucht hatten, fanden sie nicht. Aber ein großes Unglück haben diese Europäer auf die Erde gebracht, nämlich die Pest ist dabei ans Tageslicht gekommen, und so bei dem Ausgraben entschlüpft. Als die Ruinen so bloß dalagen, suchten die Pandits (Gelehrten) des Landes in ihren Büchern nach und fanden heraus, daß dies Gebäude ein sehr frommer König hatte bauen lassen. Und was hatte der König getan? Die Plage, die Pest, die damals schon in seinem Lande wütete, hatte er fangen lassen, damit die Beulenpest nicht mehr unter seinem Volke so viele Opfer fordern konnte! Was ist aber nun geschehen? Die Europäer haben dort alles durchgewühlt und natürlich auch die Kammer, in der die Pest so lange eingemauert war, erbrochen, und dabei ist die Seuche entflohen. Daher ist sie nun hier in Indien und frisst um sich wie ein großes Ungeheuer.“ —

Man kann hieraus sehen, wie die Arbeit der Archäologen in Indien gewürdigt wird. Die armen Herren, die da in Hitze und Kälte in Babylon oder sonst wo ihr Leben aufs Spiel setzen, werden hier einfach als Erreger und Wiederbringer der Beulenpest angesehen. So etwas wird nicht nur von dem gemeinen Volk geglaubt, sondern gelehrt, im Regierungsdienst stehende Beamte glauben das!

### Eine seltsame Bekehrungsgeschichte.

Mitgeteilt von Missionar P. Eidnäs, z. Bt. Hannover.

Züngst bekam ich einen eigenartigen Brief von dem Kandidaten Mansukh in Takarma, worin er unter anderem beschreibt, wie zwei Heiden in der dortigen Gegend merkwürdigerweise beim Hasenfangen sich entschlossen, das Christentum anzunehmen.

Mansukh schreibt:

„Und nun habe ich eine freudige Mitteilung Ihnen zu machen, die Sie den Brüdern und Schwestern in Europa wieder sagen können. Wieder hat sich das Wort bewahrheitet, „Wer anderen ein Netz stellt, kommt selber hinein“.

In dem Dorfe Raikera lebten zwei Heiden, die in ihrem Heidentum sehr verstockt waren und sich für alle christlichen Ermahnungen ganz unzugänglich zeigten. Aber über diese beiden hat sich der Herr erbarmt und sie durch seinen Geist so gezogen, daß sie Christen geworden sind und jetzt im Christentum ebenso fest sind, wie sie vorher im Heidentum fest waren. Das kam so:

An einem Samstag Abend gingen diese beiden Heiden mit einem dortigen Christen in den Wald, um in der Nacht Hasen zu fangen. Auf einem grünen Platz im Walde, wo die Hasen zu grasen pflegten, stellten sie ihr Netz auf und legten sich in der Nähe zur Ruhe.

(In Indien werden die Hasen nicht geschossen, sondern in Netze gefangen und tot geschlagen. Ein paar Menschen nehmen ihre Axt, gehen in den Wald, hacken Zweige von den Bäumen und legen diese, Zweig an Zweig, in Form eines großen Halbkreises hin. Dieser Halbkreis ist vielleicht 100 Meter von einem Ende zum andern und bildet eine Art von Gehege, über das der Hase nicht springen kann. In der Mitte dieses bogenförmigen Geheges lassen sie eine, vielleicht drei Meter große Öffnung, die mit einem Netz überspannt wird. Wenn nun der Hase in diese Buchtung hineinkommt und ansängt zu grasen, kommen die Menschen von hinten aus ihrem Versteck hervor und fangen an, ihn nach vorne zu jagen. Der Hase sieht rechts und links das Gehege und läuft nach der kleinen Öffnung und in das Netz hinein. Oder er gerät auch von selbst in das Netz, wenn er auf der einen Seite abgegrast hat und durch die Öffnung springt, um auf der anderen Seite weiter zu grasen.)

Als die beiden eine Weile geschlafen hatten, standen sie auf und gingen nach der Buchtung. Sie sahen einen Hasen darin; aber es gelang ihnen nicht, ihn ins Netz zu jagen; er sprang wieder hinten hinaus.

Darüber wurden sie sehr betrübt, und der Christ sagte: „Gott der Herr legt keinen Segen auf unsere Anstrengung, weil ihr Heiden seid. Werdet ihr auch Christen, dann wird Gott uns segnen“. Darauf sagten die Heiden: „Sollte dies wirklich zutreffend sein, daß, wenn wir Christen würden, wir Hasen fangen würden?“ „Ja, das glaube ich bestimmt“, erwiderte der Christ. Darauf sagten die Heiden: „Gut, dann wollen wir auch Christen werden“. „Ist das wirklich euer Ernst?“ erwiderte der Christ. „Ja“, sagten die Heiden,

„morgen ist Sonntag, von morgen ab gehen wir zur Kirche“. „Gut“, erwiderte der Christ, „dann lasst uns mit einander beten“.

Sie beteten nun mit einander und gingen dann wieder nach der Buchtung. Und was sehen sie? Zwei Hasen im Netz! Sie wurden nun hoch erfreut, schlugen die beiden Hasen tot und fielen dem Heilande zu Füßen, wie einst Petrus, und sprachen ein Dankgebet.

Die beiden Heiden hielten ihr Wort. Den anderen Tag, also Sonntag, gingen sie zum ersten Mal zur Kirche und fingen am Montag darauf schon an, zur Taufe zu lernen. Sie bewältigten bald ihr Taufpensum und haben jetzt die heilige Taufe erhalten. Der eine bekam dabei den Namen Petrus und der andere den Namen Nathanael. Sie sind jetzt eifrige Anhänger, die auch die Heiden eifrig ermahnen, doch ja ihr Heidentum aufzugeben und Christen zu werden“.

### Von der Stellung der indischen Frau.

Von Frau Missionar Lorbeer jun. Ghazipur.

„Die Zeiten haben sich geändert. Frauen dürfen jetzt etwas lernen,“ das ist eine Bemerkung, welche wir fast täglich von dankbaren Schülerinnen hören können. Ein altes Mütterchen sagte mir: „Früher dachten die Männer, wenn Frauen unterrichtet werden würden, würden sie es nur in schlechter Weise gebrauchen, um Liebesbriefe an fremde Männer zu schreiben. Aber nun sehen sie, daß das nicht geschieht, trotzdem viele von uns lesen und schreiben können. Sie fangen nun an, uns zu trauen.“

Ich denke, die armen, indischen Frauen, die ihre Männer wirklich anbeten, haben niemals solche Verdächtigungen verdient. Aber die alten Schriften haben den Jünder seit Jahren gelehrt, daß die Frau das verächtlichste Geschöpf auf Gottes Erde sei. Nur die äußerste Brutalität des starken Geschlechts gegen das schwächere, die wir noch in unzivilisierten Ländern finden, konnte über die Frauen schreiben wie Manu, der die ersten Gesetze der Hindus schrieb. Er sagt: „Traue dem tödlichen Gifte, dem angeschwollenen Strom, dem Orkan, dem gewaltigen, wütenden Elefanten, dem auf Raub ausgehenden Tiger, dem Todesengel, dem Dieb, dem Wilden, dem Mörder — einem Weibe nie“.

Wir danken Gott, daß sich die Zeiten seitdem geändert haben, aber manches ist doch noch von der alten Geringsschätzung geblieben, welches nur der Einfluß des Christentums ändern kann. Noch gelten die Frauen überall in Indien als menschliche Wesen zweiter Klasse, sind unwillkommen bei ihrer Geburt, werden im Kindesalter mit unbekannten Männern verheiratet und von diesen „wie Papageien in Käfige eingeschlossen“. (Ein Vergleich, den kürzlich eine Senanafrau selbst anwandte). Diese menschlichen Käfige sind die Senanas mit ihren engen, schmutzigen Hosen. Die armen Gefangenen dürfen sie nicht ohne die Erlaubnis ihres Gemahls verlassen. Sie dürfen auch nicht seinen Namen aussprechen oder in Gegenwart anderer zu

ihm reden. Sie haben aufzustehen, sobald er das Zimmer betritt, haben stets hinter ihm zu gehen und dürfen erst essen, nachdem er seine Mahlzeit beendigt hat, die seine Frau ihm serviert.

Beispiele: Wir singen das Lied: „Suraj nikla hua sawera“ (Die Sonne ist frühe aufgegangen). Eine unserer Schülerinnen aber singt „Die Sterne sind frühe aufgegangen“. Auf unsere Frage, warum sie dies schöne Lied verändere, erfahren wir, daß der Name ihres Mannes suraj (Sonne) sei. Da sie ihn nicht aussprechen darf, hilft sie sich in dieser Weise.

In einem anderen Hause finden wir eine nette, ganz junge Frau. Wir hören, daß sie von vier Uhr morgens eifrig beschäftigt ist, den Göthen zu opfern und ihres Mannes Essen zu kochen; erst spät abends um 10 Uhr fände sie Zeit zum Ausruhen. Sie tut uns so innig leid, und wir bitten daher ihre gestreng Schwiegermutter wiederholt, sie doch unterrichten zu dürfen.

Wir wollen doch so gern etwas himmlischen Trost in das dunkle Dasein dieser Armut bringen. Endlich durfte sie anfangen zu lernen. Sie tat es mit großem Eifer, obgleich sie von ihren Verwandten wenig dazu ermutigt wurde. Als wir aber in der nächsten Woche wieder kamen, war das Lesebuch verschwunden. Ihr Mann hatte es ihr mitten durchgerissen. Er fand sie beim Studium desselben, als er seine Mahlzeit haben wollte. Die kleine Frau bediente ihn nicht schnell genug, und so machte er kurzen Prozeß. Wir schenkten ihr zum Trost ein neues Buch, wollen sehen, wie lange es vorhält.

In einer andern Senana erzählte mir eine 18 jährige Witwe mit Tränen in den Augen von ihres geliebten Mannes Tode. „Seine Eltern, seine Schwester und Tante,“ sagte sie „umgaben sein Sterbelager.“ „Ich aber stand im Nebenzimmer, verzweifelt, tief verschleiert, nicht im stande, ihm noch einige Abschiedsworte zu sagen, denn sein Vater war ja anwesend, und die indische Frau darf doch dem Schwiegervater nie ihr Gesicht zeigen, noch in seiner Gegenwart zu ihrem Manne sprechen!“ Wer kann das herzbrechende Weh ermessen, das in dieser Stunde durch die Seele dieses jungen Weibes zog!

Wir sehen, die alten indischen Familiensitten sind so unabugsam, daß selbst der Tod sie nicht ändern noch mildern kann.

Ich freue mich immer, wenn ich hier und da die Zeichen besserer Zeiten für Indiens Frauen sehe. Man hört heutzutage gebildete indische Männer Reden gegen Kinderheirat und Senanaystem halten. Viele derselben würde ihre Frauen gern wie Europäer behandeln, werden aber noch durch ihre orthodoxen Eltern daran gehindert. „So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“ (Joh. 8, 36.) Laßt uns beten, daß indische Männer und Frauen zu der herrlichen Freiheit der Kinder durchdringen, denen alles gehört, weil sie Christo gehören. Dann werden alle die grausamen, harten Gesetze, die auf Indiens Frauen lasten, von selbst fallen.

## Missionspredigtreiße in der Diözese Lüben I.

Von Missionar August John zur Zeit Gnadenberg in Schlesien.

Vom 31. Oktober bis 7. November veranstaltete die Diözese Lüben I eine Missionspredigtreiße durch eine Anzahl ihrer Gemeinden, um die Liebe zum Missionswerke zu beleben und zu stärken. Ich war von der Superintendentur gebeten worden, die Reise zu übernehmen, und durfte nun den Gemeinden Pilgramsdorf, Groß-Rinnersdorf, Oberau, Berchenborn, Bramau, Hummel, Heinzenburg, Kriegscheide, Rohenau und Seebnitz mit Berichten aus meiner 13-jährigen Tätigkeit unter den Kols dienen. Um diesen Dienst an den Gemeinden recht fruchtbar zu gestalten, hatten die Herren Geistlichen mancherlei Vorbereitungen getroffen. Früh wurden die Schulen besucht, nachmittags oder abends versammelten sich die Gemeinden zum Gottesdienste in den Kirchen, und zuletzt fanden Familienabende statt.

Die liebe Schuljugend war überall eine sehr dankbare Zuhörerschar, die wir besonders durch Erzählungen aus dem Leben der heidnischen Kolskinder auf den Vorzug in ihrem Stande als Christenkinder aufmerksam machten, wofür sie auch durch fürbittendes Gedenken an die Heidenkinder um so dankbarer sein sollten. Zahlreich waren die Besucher der Missionsgottesdienste an den beiden Sonntagen, aber auch an den Wochentagen waren die Kirchen in Unbetacht der kleinen, weit zerstreuten Landgemeinden genügend besucht. Die noch immer nicht beendete Feldarbeit mochte freilich manchen abgehalten haben, unseren Einladungen zu folgen. Dagegen war die Beteiligung an den Familienabenden durchweg eine recht rege, und es durfte sich bei den Missionspredigtreisen im Winter empfehlen, möglichst überall solche Familienabende zu veranstalten, wo sich Gelegenheit bietet, nicht nur zu hören, sondern auch durch Fragen Kenntnis von diesem und jenem zu nehmen, was dem Einzelnen gerade wissenswert scheint.

Die Kollekten betrugen 129,63 M., und an kleinen Missionsschriften wurden für 56,30 M. verkauft. Ich war erstaunt, wie gerne solche Hefte gekauft werden, die ja auch gewiß geeignet sind, an den langen Winterabenden auch der Mission einen Platz in der Familie zu sichern. Auf Wunsch einiger Gemeinden sollen nachträglich noch mehrere Familienabende mit Lichtbildern veranstaltet werden, die während der Reise leider nicht stattfinden konnten.

Wir danken den Geistlichen, Lehrern und Gemeinden der Diözese Lüben I, daß sie uns so freundlich bei sich aufgenommen und keine Mühe gescheut haben, die Reise fruchtbar zu gestalten. Wir danken vor allem aber dem Herrn, daß er seinen Segen dazu gegeben hat, und wir bitten ihn, die Liebe zur Mission in den Gemeinden immer tiefer zu wurzeln zu lassen. Wir bitten aber auch andere Diözesen, durch solche Reisen der Mission noch mehr Freunde in den Gemeinden werben zu lassen. Der Herr segne es.

## Das Jahressfest des Sächsischen Provinzialvereins für die Kols-Mission

stand diesmal am 21. Oktober in der Reformationsstadt Wittenberg statt. Der Anfang wurde mit dem Besuch

der Volksschulen und der höheren Schulen gemacht, woran sich die Herren Pastor Richter, Pastor Gerhard und Direktor Kausch beteiligten. Den auswärtigen Gästen wurde vor Tisch Gelegenheit zum Besuch der Luther-Stätten gegeben. Nachmittags wurde die Konferenz des Provinzialvereins gehalten. Nach einer biblischen Ansprache des Vorsitzenden, P. Richter, gab Direktor Kausch ein Referat über die derzeitige Lage der Goßnerschen Missionsgesellschaft. Auf Anregung des Pastors Gerhard wurde beschlossen, den „Kleinen Missionsboten“ in einer besonderen Ausgabe auch zum speziellen Organ für die Provinz Sachsen zu machen. In der Stadtkirche predigte abends 6 Uhr P. Lie. Dr. Mayer aus Jüterbog in tiefeindringender Weise über den Schluss der Geschichte vom verlorenen Sohn. Der stark besuchte Familienabend brachte einen Vortrag des Direktors Kausch: „Die Geister Indiens und der Geist Jesu Christi“ und eine Schilderung des Missionars Eidenäss über seine Station Takarma. P. Richter schloß mit einem freudigen Dankeswort an die gastliche Stadt und den dortigen Missionsverein, sowie mit dringender Bitte zu kräftiger Mitarbeit am Missionswerke.

## Unsere jüngste Abordnungsfeier und die verschiedenen Ausreisen der Geschwister.

Sonntag, den 24. Oktober nachmittags 5 Uhr, fand in der St. Matthäikirche zu Berlin eine Abordnungsfeier Goßner'scher Missionsgeschwister statt: Es wurden abgeordnet, und zwar zum ersten Male: die Missionare M. Kerschis und E. Hagedorn (beide für die Kolsmission) und die Missionarsbräute Frl. A. Bernert und Frl. E. Tütte; zum zweiten Male Missionar M. Klein mit Frau und Missionar Wilhelm Stauber und Frau. Die Liturgie hielt Generalsuperintendent a. D. D. Braun. Pastor Gelfert aus Dahlem predigte über Römer 1, 14—16. „Wem ist der Apostel verschuldet, woher fühlt er die Verantwortung und womit bezahlt er seine Schuld?“ waren die Leitgedanken der Festpredigt. Missionsdirektor Kausch legte seiner Abordnungsrede Psalm 116, 12—13 zu Grunde. Auch Generalsuperintendent a. D. D. Braun und die Missionsinspektoren Römer und Bernick legten den scheidenden Missionsgeschwistern segnende Hände auf. Die Schlussliturgie hielt Missionsdirektor Kausch. Eine öffentliche Nachfeier in Form eines Teeabends unter der Leitung des Missionsinspektors Römer im großen Saale des christl. Vereins junger Männer, Wilhelmstr. 34, vereinigte am folgenden Abend noch einmal alle Angehörigen und Freunde. Es hielten Ansprachen: Oberstleutnant a. D. von Hassel, Missionsinspektor Römer, Hofrat Steller, die ausreisenden Missionare und Missionsinspektor Bernick, der auch das Abendgebet sprach. Am 29. Oktober abends 8,45 erfolgte vom Anhalter Bahnhof die Abreise der Abgeordneten nach Triest, von wo sie dann am 3. November mit dem Dampfer „Koenig“ nach Bombay abfuhren. Die Geschwister Klein fuhren über London-Calcutta. Missionar Stauber II dagegen reiste mit seiner jungen Frau von Genua aus, und die Geschwister Rotte gedenken am 3. Januar 1910 von Triest in See zu gehen.

**Inhalt dieser Nummer:** Frage und Antwort. — Psalm 116, 12—13. — Von letzten Fortbildungs-Kursus unserer eingeborenen Pastoren. — Indische Witwen einst und jetzt. (Schluß). — Reiche Senanafrau in Indien. (Bild). — Hindu-Witwe aus der Brahmanenkaste. (Bild). — Was manche Hindus zur modernen Lustschiffsfahrt sagen. — Eine seltsame Bekehrungsgechichte. — Von der Stellung der indischen Frau. — Missionspredigtreiße in der Diözese Lüben I. — Das Jahressfest des Sächsischen Provinzialvereins für die Kols-Mission. — Unsere jüngste Abordnungsfeier und die verschiedenen Ausreisen der Geschwister.

**Hierzu eine Beilage.**



# DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

## MONATSBLATT DER GOSSNERISCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 12

Friedenau, Dezember 1909.

74. Jahrgang

### Sulekt.

Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn. Heb. 1, 1-2.

Erst seit Christi Kommen auf Erden gibt es eine klare Einsicht in die Weltgeschichte. Durch ihn allein finden die Zeiten auch ihre rechte Einteilung. Nicht was Menschen tun in der Geschichte ist das wichtigste, sondern was Gott darin tut. Nicht was Menschen reden, gibt den Ausschlag, sondern was Gott redet. Und er hat geredet. Nicht einmal nur, sondern oft; nicht in ermüdendem Einerlei, sondern auf allerlei Art. So versuchte er an die Herzen der Kinder Israel heranzukommen.

Aber alle Reden Gottes vor Christo waren auch nur vorbereitender Natur. In Christo hat er uns das Letzte und damit das Beste und Höchste gesagt, was er nur zu sagen wußte. Da hat er uns sein innerstes Herz, und damit sein tiefstes Wesen erschlossen, sein heiliges Liebesleben, wie es herniederströmt auf uns und auf alle Menschen.

„Jesus Christus, der ewige Sohn, der alleinige Heiland der ganzen Welt“ — das ist das Schlußwort aller Reden Gottes an die gesamte Menschheit.

Ist dieses göttliche Schlußwort nicht deutlich zu vernehmen? Geht nicht vermittelst der Mission diese Rede durch alle Lande und bis an der Welt Ende? Hat nicht wirklich der Ewige auch „zu uns“ geredet durch den Sohn? Nicht auch zu mir und zu dir? Machst du dir klar, daß es sich hier um ein Letztes handelt? Um eine letzte Gelegenheit, des himmlischen Heils, der ewigen Gottesgemeinschaft teilhaftig zu werden?

Unwillkürlich denkt man beim Lesen des Einganges in den Hebräerbrief an das Gleichnis von den Weingärtnern,

das der Herr Jesus selbst gesprochen hat: Zu wiederholten Malen sendet der Herr des Weinberges seine Boten aus, um die ihm zustehende Frucht des Gartens von den Arbeitern zu erhalten. Ja, viele andere Knechte, heißt es bei Markus (12, 5), sandte er aus. Aber welcher Empfang wurde ihnen? „Etliche stäupten sie, etliche töteten sie“.

„Da hatte er“, so erzählt der Herr, „noch einen einzigen Sohn, der war ihm lieb (NB. wie bedeutungsvoll ist hier jedes Wort!); den sandte er zum letzten auch zu ihnen, und sprach: Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen“. Aber was sprachen die argen Weingärtner untereinander? „Dies ist der Erbe, kommt lasst uns ihn töten!“ Der Erbe! Wie wunderbar, auch hierin eine Parallele zu unserer Hebräerstelle: „Am letzten in diesen Tagen hat er zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesucht hat zum Erben über alles!“ Ein Wahnsinn ist es, mit den Weingärtnern zu meinen, wenn man diesen Erben töte, werde sein Erbe unser sein! Nein, es gilt, in völligem Vertrauen diesen Erben liebend aufzunehmen und ihm seine rechtmäßige Gebühr willig und dankbar zu geben, dann, und nur so, wird man sein Miterbe.

Dass wir uns daher also zum Sohne stellen und mit ihm vereinst alles ererben möchten (Offenb. 21, 7), das ist unser aufrichtiger Weihnachtswunsch für uns selbst und für alle unsere Freunde.

### Aus meiner Lehr- und Seelsorgertätigkeit.

Von Missionar Paul Wenzlaff in Lohardaga.

Vom 13. Oktober bis zum 1. November d. J. bekamen unsere Schulknaben Ferien. Die vollen Ferien haben sie hiermit noch nicht erhalten. Da am 29. November wahrscheinlich das Examen anfangen wird, so wollten wir die Kinder noch gerne vor demselben, also vom 1. November an, in der Schule haben, damit sie sich wieder sammeln

können. Der Rest der Ferien nimmt dann nach dem Examen seinen Anfang und soll bis zum 20. Dezember dauern. Einige Tage vor Weihnachten müssen wir die Kinder auf der Station haben, damit ihre Kehlen, die in den Ferien gewöhnlich rauh werden, des Singens wegen, wieder in Ordnung kommen.

Da Bruder Beckmann keine Zeit hatte und die Schule geschlossen war, so reiste ich wieder nach Sikwar. Diesmal auf einige Tage. Die Gegend ist dort öde, felsig und steinig und die Wege schlecht. — Jetzt aber in der Erntezeit hatte die Erde ein buntes Kleid angezogen, nämlich der Reis war zum Teil reif zum schneiden; nur einige grasgrüne Karos sah man in den Tälern dazwischen. Einige Reisfelder sind mit goldgelben Delfrüchten, mit dunkelgrünen Hirsenfrüchten und mit hohem Deckgras eingerahmt; hierdurch wird die Sache etwas bunt und macht also in dieser Jahreszeit keinen so trostlosen Eindruck.

Man kann nicht behaupten, daß die Ernte dort eine volle und gute sein wird; aber die Christen waren doch dankbar und zufrieden mit dem Segen, den ihnen unser Gott beschert hat. — Am Abend kam ich in Sikwar an. Als ich unten am Berge war, wurde grade die schöne, große, neue Glocke geläutet. Das ist etwas zum Nachdenken; mitten im finstern Heidentum ein Häuslein Christen und eine Kirchenglocke, welche diese kleine Schar aus verschiedenen Richtungen und Ecken zum Gebet und Gottesdienst zusammenruft. Eine Oase in der Wüste! — Das kleine Kirchlein, leicht gebaut, steht einsam auf einem Felsen. Ach, wie hat der Sturm das Dach zerzaust! Innen ist einiges am Dachstuhl trumm und schief geworden. Von den Lehmvänden ist nicht nur der Putz abgewaschen worden, auch das Wasser hat sich kreuz und quer Furchen gerissen; ich möchte die Kapelle garnicht ansehen, so leid tat es mir! Freilich wird sie wieder repariert; aber jetzt in der Ernte werden alle Hände gebraucht, den Erntesegen einzuheimsen.

Die Christen machen Gott Lob aber einen erfreulicherem Eindruck. Das zeigte schon der Gottesdienst am 20. Sonnabend nach Trinitatis. Trotzdem die Christen an den Wochentagen hart zu arbeiten hatten, habe ich doch in der Kirche keinen schlafen gesehen. Ebenso kamen zu meiner und des Kandidaten Mathias Freude viele zum Tisch des Herrn. Die Liturgie hielt Mathias; Predigt, Tauf- und Beichtrede ich. Drei Kinder wurden getauft. Gegen Abend, als alles zu Ende war, gab es eine herzliche Begrüßung, denn ich war ja schon einmal da gewesen. Ich durfte in Sikwar einen schönen Sonntag verleben; nach solchen Erfahrungen vergibt man bald die beschwerliche Reise dorthin.

Tags darauf war ich vormittag vier Stunden in der Schule. Der Schulinspектор, welcher vor einigen Monaten die Schule geprüft hatte, sprach sich nicht befriedigend darüber aus. An dem Tadel mag wohl etwas Berechtigtes gewesen sein, denn für die große Schülerzahl war ein Lehrer zu wenig. Jetzt unterrichten dort zwei Lehrer. Wenn nur etwas mehr Geld in der Kasse wäre, denn in jener Schule ist noch nicht mal eine Wandtafel! Es war nämlich auffällig, daß einige der Kleinen falsche Buchstaben auf ihre

Tafel malten. Wie kommt das? Mathias sagte, wir haben immer noch keine Wandtafel, somit kann der Lehrer den Kindern die Buchstaben nicht so vorschreiben wie es sein müste.

An jenem Nachmittag gingen der Babu Mathias, Lehrer Silas und ich ins nächste Dorf die Christen zu besuchen. Groß und klein, Alles war beim Reisschneiden oder Dreschen beschäftigt. Das ist auch nett, wenn die Christen fleißig arbeiten; bei den Heiden fanden wir oft das Gegenteil. Allenthalben, wo Männer und Weiber so laut auf ihren Höfen waren, da war das Saufen im vollen Gange. — Eine Christin fanden wir in jenem Dorf, die hatte eine entsetzlich schlimme Brust. Ohne Arzt war da nichts zu machen, aber wir beteten mit einander und flehten den himmlischen Arzt um Hilfe an. Nachher gingen wir in's Katechistenhaus. In jenem Hause wohnt der Lehrer; es ist aber noch ein großer Raum da, wo täglich Morgen- und Abendandacht gehalten wird. Hier wurde wieder die Bank-Frage berührt. Für diese Sachen scheinen die Christen in der Sikwar-Parochie noch kein Verständnis zu haben. Ein Grund wurde immer vorgeschoben, nämlich, daß sie in dieser Zeit viele Abgaben und Rente zu zahlen hätten. Nun, das ist ja wahr. Aber das ganze Jahr hindurch zahlen sie doch keine Renten und Abgaben! Jeder will erst sehen, wie sich die Bank bewähren wird; wenn alles gut geht, dann wollen viele Mitglieder werden. Die eingeborenen Gehilfen sind gewillt, sogleich Mitglieder zu werden. Warum? Da meinte der Babu, wir würden uns dann ungefähr 15 Rupies aus der Bank leihen, und wenn der Reis billig ist, Reis einkaufen. — Hoffentlich haben arme Christen auch etwas von der Bank.

So ganz ohne Kampf sollte auch diese Reise nach Sikwar nicht verlaufen. Es galt noch, ein getrenntes Ehepaar zu versöhnen. Der Mann heißt Markas und wohnt in Arangi, seine Frau Kripa ist in einem andern Dorf bei ihren Eltern. Vor vier Jahren wurden diese beiden verheiratet. Aus Liebe hat Markas die Kripa nicht geheiratet, aber die Eltern wünschten es, so fügte er sich; kümmerte sich in Folge dessen wenig um seine Frau, so daß Kripa verletzt zu ihren Eltern nach Hause ging. Nun behauptet der Mann die unsinnigsten Dinge von seiner Frau. — Um der Sache auf den Grund zu kommen, gingen Mathias und ich zuerst in Kripas Haus, sie, ihre Eltern und die Geschwister auszufragen. Aber Eltern und Tochter scheinen in diesem Falle nicht die Haupt-schuldigen zu sein, denn Kripa war gleich bereit, zu ihrem Manne zu gehen. „Gut“, sagte ich, „wir wollen heute nachmittag zu Markas nach Arangi gehen, wenn er dann aber meinen Worten nicht Gehör schenkt, was machen wir dann?“ Da meinte der Bruder: „Dann müssen wir den Markas verklagen, damit er gezwungen werde, monatlich eine bestimmte Summe für Kripa zu zahlen.“ Die Leute hier zu Lande sind ja nach orientalischer Weise immer gleich zu Klagen bereit; aber man bedenkt nicht, daß durch solches Vorgehen Markas Herz noch härter und verbitterter wird. Als ich nachher mit Mathias in der Sikwar-Kapelle allein war, las ich ihm die ersten Verse aus I. Kor. 6 vor und

besonders Vers 5: „Euch zur Schande muß ich das sagen, ist denn kein Weiser unter Euch? usw., der nicht könnte richten zwischen Bruder und Bruder?“ Gewiß können wir in manchen Fällen klagen und die Obrigkeit um Hilfe bitten; aber Christen unter einander sollten sich nicht verklagen: wenn etwas zu schlichten ist, müssen sie es nach dieser Stelle untereinander abmachen.

Der Gang nach Arangi war nicht leicht. Unterwegs sprachen wir beide, Mathias und ich, nicht viel mit einander. Mathias hatte den Markas einmal zwei Tage in seinem Hause gehabt und ihn ermahnt, da hat sich Markas aber so albern und grob benommen, daß ich es hier garnicht niederschreiben kann. Mir stand in jenen Stunden, ich meine, auf dem Wege zu Markas usw., fast immer jenes Wort vor der Seele: „Er lenkt die Herzen wie Wasserbäche“. Wirklich, als wir den Markas rufen ließen, da erschien er! Seine Augen waren aber rot, ein Zeichen bei dem Kol, daß er gegen Ermahnungen unempfänglich ist. Hier mußte also ein anderer Ton angeschlagen werden. Im Laufe des Gesprächs sagte ich zu ihm: „Höre mal, Markas, ich habe gehört, daß Du Deine Frau seit einigen Jahren verlassen hast“. Er: „Ich habe meine Frau nicht aus dem Hause getrieben“. — „Hinausgetrieben hast Du sie wohl nicht; aber Du bist doch niemals nett und freundlich zu ihr gewesen. Vor allem, was das Schlimmste ist, Du behauptest öffentlich, daß Deine Frau ein schlechtes Frauenzimmer sei. Diese Neußerung kannst Du absolut nicht beweisen“. — Er: „Gesehen hat es niemand, beweisen kann ich auch nichts; aber, sab koi aisahin boltehai, d. h. alle Leute sagen so“. Als ihm dieses (alle Leute sagen so) widerlegt wurde, da schämte er sich und sprach nichts mehr. — „Markas, was hat Dir der Herr Jesus getan, daß Du ihm solche Schande bereitest?“ Wie sollen die Heiden Christen werden, wenn sie solchen Wandel unter den Christen sehen? — Komme wieder zu Jesu, er hat Dich lieb; er vergibt Dir Alles. Ich weiß, daß Du Deine Frau nicht aus Liebe geheiratet hast, sondern deine Eltern haben dich überredet; aber nun siehe: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!“ Tue dem Herrn diese Schande nicht an, deine Frau, die gerne zu dir kommen will, zu versloßen. Beuge dich unter Gottes Wort; glaube mir, wenn du willst, dann kann der Herr dir auch Kraft geben, in Frieden und Eintracht mit deiner Frau zusammen zu leben usw. usw.“ Alles kann ich hier nicht wiedergeben, was ich noch an jenem Nachmittag gesprochen habe; es würde zu lang werden. Zum Schluß führte ich ihn in die Kapelle, und wir beteten alle miteinander, dann reichte Markas seinem Schwiegervater, seinen beiden Schwägern, dem Babu, dem Katechisten die Hand. Er sprach zwar kein Wort; aber wir alle sind überzeugt, daß Jesu Liebe auch an diesem verirrten Schäflein gesiegt hat. — „Nun Markas, ehe ich nach Sifwar zurückgehe, zeige mir aber erst dein Haus, denn ich möchte sehen, wieviel Körbe voll Reis du darin aufgespeichert hast.“ Hierauf lächelte er zum ersten Mal; ein anderer bemerkte: „Der Reis ist ja noch zum Teil auf dem Fels und auf der Tenne, im Hause ist noch nichts“.

— „Markas, wenn du mal nach Lohardaga kommst, dann besuchst du mich und kommst in mein Haus.“ Damit verabschiedeten wir uns von ihm.

Auf dem Rückwege sagte Mathias zu mir: „Saheb, aus solchen und ähnlichen groben und plumpen Lügen, wie sie über Markas Frau ausgesprengt worden sind, entstehen hier zu Lande die furchtbaren Hexen-Verfolgungen“. Einer unter den Leuten sagt: „Alle Leute sagen so, daß die und die Frau oder Witwe eine Hexe und schuld an der Seuche ist. Auf dieses Wort hin: „Alle Leute sagen so“ wird dann das arme Geschöpf gegriffen, an den Fluß geschleppt und totgeschlagen.“ — Wie nötig ist es also, daß die Mission sich solcher armen, zitternden, verlassenen Witwen annimmt, denn kein Mensch unter ihnen ist auf ihrer Seite. Solche als Hexen verfolgten Menschen werfen sich der Mission in die Arme und werden Christen. Der Teufel tut doch manchmal auch einen recht verkehrten Griff! Er hebt die Menschen auf, eine Person totzuschlagen; aber wenn dieser Mensch dann wirklich Christ wird, geht er ihm doch verloren.

## Zwei Reisen in Jaspur in und nach der Regenzeit.

Von Missionar Adolf John.

Über zwei meiner letzten Reisen nach Jaspur habe ich zu berichten. Die erste fand noch in der Regenzeit, und zwar in Begleitung von Br. Karsten statt.

Der Weg führte uns hauptsächlich nach Nagar zum Könige, dem ich sein vergrößertes Bild im Goldrahmen zu überreichen hatte.

Das Begleitschreiben des Vorstandes war meine Empfehlung, und wider Erwarten wurden wir schnell empfangen. Der Raja war sichtlich sehr erfreut über das wohlgelungene Bild und kannte sich kaum wieder. Er drückte mir wiederholt die Hand und versicherte, daß das Bild im Gerichtssaal aufgehängt werden solle. Eine gleiche Vergrößerung für den Kronprinz wurde noch überreicht, und die Freude auch darüber war groß. Bald nachdem wir entlassen waren, wurde uns eine ganze Kulislast Eßwaren in's Zelt gesichtet, und der Sohn des Raja erschien selbst mit Pferd und Fahrrad, um nochmal photographiert zu werden. Ein großer Platzregen hielt ihn über zwei Stunden im Wohnhause des Ministers fest, wo wir auch Unterschlupf finden konnten.

Dabei äußerte er den Wunsch, einige christliche Volkslieder zu hören.

Da wir gerade keinen Hauptänger mit hatten, stimmten wir mit an und haben ihm wohl ein halbes Dutzend Ura-Volkslieder und Choräle vorgesungen. Er freute sich darüber, sprach aber sonst wenig, wie er überhaupt nicht sehr redigewandt zu sein scheint.

Den König selbst haben wir nicht wieder gesehen, er schickte vor unserem Aufbruch noch einen Extraboten, der uns noch einmal seine Freude über die Bilder versichern und uns eine gute Heimreise wünschen sollte.

Fortwährende Gewitter trieben uns zur Eile an, und so saugten wir nach fünf Tagen schon wieder auf der Station an.

Sobald die Regenzeit vorüber war, rüstete ich mich zu einer zweiten Reise nach dem Süden in meine eigentliche Gemeinde.

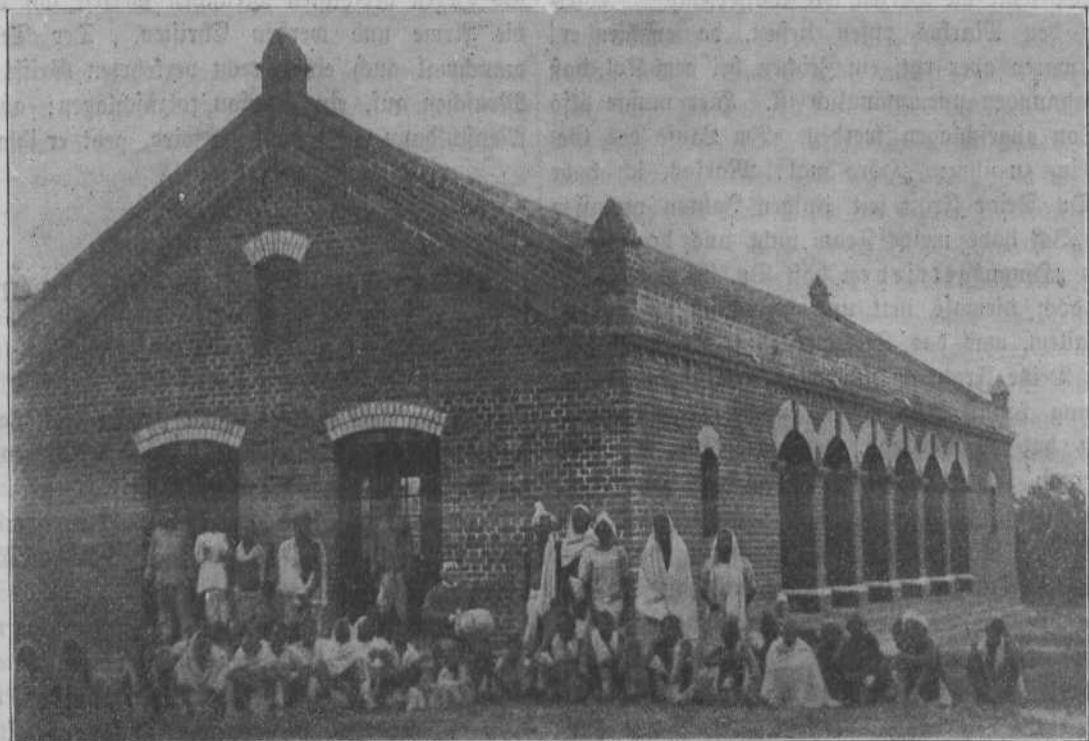
Ich ging mit Bangen von zu Hause fort, da ich nicht viel Gutes zu erwarten hatte. Jedoch mit wenig Ausnahmen konnte ich befriedigt sein.

Zelt und Kulis waren einen Tag voraus, und ich reiste einen Tag später nach. Das nächste Ziel war Bansbahar, wohin ich alle Katechisten zur monatlichen Konferenz hatte rufen lassen. Es ist das ein Weg von 10 Kos, und ich hatte dabei natürlich wieder allerlei Pech. Einmal stürzte das

und Steg über Reisfelder, wo wir oft beinahe im Schlamm versunken wären. In einer nicht gerade feinen Verfassung erreichten wir das Zelt: hungrig, durstig und müde! —

Am nächsten Tage hatte ich am Vormittag Fieber, und am Nachmittag hielt ich mit den Katechisten Versammlung. Dabei wurde auch festgestellt, an welchen Tagen ich ihre Gemeinden besuchen wollte.

In Bansbahar blieben elf Häuser von der Kirche fern und bekundeten, daß sie Heiden werden wollten. Ich ließ sie alle kommen und sprach zwei Stunden mit ihnen darüber. Der Trunk natürlich ist es, der sie jetzt wieder los werden läßt. Da sie nicht einlenken wollten, so übergab ich sie einer Altesten-Versammlung und die legte ihnen ans Herz,



Die neuerrichtete Apotheke (15 Fuß lang und 24 Fuß breit) und Gebetshalle (24 Fuß breit und 45 Fuß lang) im Aussägigen-Asyl von Muzaffarpur. — Die Mittel für dieses jüngst eingeweihte Haus hat die Schottische Aussägigen-Mission gegeben.

Pferd in eine tiefe Schlammgrube und lag gesattelt auf dem Rücken, zum Glück aber war ich vorher noch abgestiegen. Das war ja noch amüsant. Aber als wir an den großen Ib-Fluß kamen und die Sonne bereits untergegangen war, da geschah wieder, was schon so oft passierte, das Pferd versank im Treibsand, und ich stürzte mitsammt dem Pferde in das nur zwei Fuß tiefe Wasser. Zum Glück hatte ich den dicken Ueberzieher mit, den der Pferdeknecht trocken hinüber brachte, so kroch ich hinein und lief hinter dem Pferde drein, denn es wurde dunkel und kalt, so daß ich mir beim Aufsitzen noch ein schlimmeres Fieber, als ich am nächsten Tage hatte, zugezogen hätte.

Die letzten eineinhalb Stunden Wegs wurden dann in der Dunkelheit zurückgelegt und dabei ging es ohne Weg

daß es recht und billig sei, wenn sie Heiden werden wollten, daß sie dann auch der Mission das für den Katechisten gezahlte Gehalt zurückzahlen müßten, desgleichen auch 4 Rs. Gemeindesteuer für jedes Haus auf das Jahr.

Schließlich zahlten sie das letztere und versprachen so dann feierlich, wieder Gemeindemitglieder bleiben zu wollen, stellten aber die Bedingung, daß der Katechist versetzt werde, der sie unfreundlich behandelt habe.

Diesem letzteren Willfahrt auch ich, und so war der Friede wieder hergestellt. Am Sonntag hielt ich früh Kinder-gottesdienst und ritt um neun Uhr nach dem zweieinhalb Stunden entfernten Muriajharia, wo ich den Hauptgottesdienst mit Kindertaufen angesagt hatte. Es war eine schöne Feier mit etwa 150 versammelten Christen, die auch von

weiterher sich eingefunden hatten. Besonderes war dort nicht zu regeln, da keine Klage über sie vorlag.

Auf dem Rückwege hatte ich in Bagea versprochen, den Gottesdienst zu halten. Als ich dort ankam, war alles in großer Aufregung. Um zwölf Uhr mittags hatten sie in der Nähe einen Bären aufgestöbert, den sie einen Kos weit gejagt und schließlich auch getötet hatten. Das tote Tier aber hatte der Dorfbesitzer in Beschlag genommen. Es dauerte deshalb eine Weile, ehe wir an den Gottesdienst denken konnten. Außerdem waren viele betrunknen, so daß ich ihnen erst eine große Ermahnung erteilen mußte. Sodann lag ein Fall vor, da eine junge Frau bei ihrem Manne nicht bleiben wollte. Die Hochzeit hat vor ihrer Taufe stattgefunden,

dasselbe wie in Bansbahar und mit dem gleichen Erfolg: Die Leute beschwerten sich und versprachen, wieder zur Kirche gehen zu wollen. Als Grund für ihren Absfall gaben sie an: „Ja, ihr Sahibs befreit uns ja gar nicht von den Abgaben an den König! Wozu denn erst Christen werden?“ Das bekommt man überall zu hören, und es stimmt einen etwas traurig, daß das die alleinige Triebfeder, zur Mission zu kommen, gewesen sein soll. Andererseits ist es ein Zeugnis gegen die Verleumdungen des Raja und seiner Beamten, die da behaupten, wir wiegelten das Volk gegen den König auf, keine Abgaben zu geben u. c.

Als nun dort alles wieder geordnet war, kounten wir weiterreisen nach Narialdar.



D. Nottrott und die eingeborenen Geistlichen und Kandidaten der Kolonialmission beim jüngsten Pastoral-Fortbildungskursus (Vergl. „Viene“ Nr. 11 d. Js.).

und der Mann hatte zwölf Jahre harte Dienste für seine Auskorene tun müssen, und jetzt sagt die Frau: „Den mag ich nicht!“ — Ich konnte nichts zu Ende bringen, da sie ja heidnisch getraut sind, und überließ sie ihrem Schicksal.

Nach einer Schlusshandacht war es auch Zeit, aufzubrechen, da die Sonne bereits untergegangen war und ich noch eine Stunde zu Fuß pilgern mußte, bis ich zu meinem Zelt kommen konnte.

Am nächsten Tage rief mich ein Eilbrief fünf Stunden nach Westen an die Grenze von Surguja. Dort liegt Karabel mit dem Kätechist Laurentius, der s. B. in eine Diebstahlsgeschichte verwickelt war. Auch dort wieder ein Fall des Absfalls. Ein Taufbewerber, der wegen Nichtlernens nicht getauft werden konnte, trieb wieder Bauberei und hat acht andere Häuser zum Absfall verführt. Ich tat wieder

Dort taufte ich einige Kinder und hielt bald nach der Ankunft Gottesdienst unter einem großen, schattigen Baum. Absfälle waren nicht vorgekommen, und auch sonst sah es in der Gemeinde ganz gut aus.

Dagegen wieder in Munskuwa hatte ich viel zu ordnen und zu ermahnen. Dort steht ein Kätechist seit eineinhalb Jahren. Gelernt hatte man schon einmal, doch war alles wieder vergessen worden. Die Männer trugen Böpfe, tranken und feiern alle heidnischen Feste, rufen den Bauberer und waren im Wandel ganz wie die Heiden. Ich habe nachts bis elf Uhr mit ihnen verhandelt, und als ich sie fragte, wer denn eigentlich der Anführer zum Christenwerden gewesen sei, da sagten sie, der sei gestorben. —

Auf meine weiteren Vorhaltungen antworteten auch sie: „Wir haben ja gar keinen Nutzen vom Christenwerden.“

Und dafür wollten sie kein Verständnis zeigen, daß unsere Aufgabe sei, ihre Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen. Ich entließ den Katechisten von dort und sandte ihn an eine andere vakante Stelle und sagte den Leuten: „Wenn ihr Christen werden wollt, so geht zum nächsten Katechisten zur Kirche, der nur dreiviertel Stunden von hier entfernt in Dokru wohnt.“

Damit waren sie zufrieden, doch ist keine Hoffnung vorhanden, daß sie gehen werden. Von Jesus Christus, von Gott und den allerleichtesten Sachen hatten sie noch keine blasse Ahnung. Jedenfalls ist es aber auch Schuld des Katechisten mit, den ich zu größerem Eifer ermahnen mußte.

Das Hauptübel ist aber, daß wir keine Dorfschulen haben dürfen, und es sollte unser nächstes Ziel sein, in ganz Jaspur Dorfschulen zu errichten. Die Jugend wächst heran, ohne irgend etwas zu lernen, und die Alten sind schwer zu überzeugen, daß das Christentum für sie eine gute Sache ist. Der König sollte ersucht werden, zu erlauben, daß wir Schulen eröffnen!\*)

Auch in Bandgau und Suijur war es nicht viel besser. Die gute Ernte ist kein Segen für sie, jetzt gerade wird Tag und Nacht wieder getrunken, als ob der Teufel los sei.

In Suijur, meiner Endstation, traf ich fast alle erwachsenen Männer und Frauen betrunken an.

Der Katechist klagte, daß alle seine Einwendungen in den Wind geschlagen würden. Ich überzeugte mich und fand in einem Hause auf der Veranda acht leere resp. geleerte Branntweingesäße, und Frauen wie Männer total betrunken. Mit den Leuten sollte ich nun Gottesdienst halten! Am Abend versammelten sich dann auch nur die Kinder um das Zelt, mit denen ich bis in die Nacht hinein gesungen, und die ich gelehrt habe. Gegen zwölf Uhr wurde es ruhig. Während wir am Zelt christliche Lieder sangen, brüllten die Alten vor ihren Häusern Branntweinsieder! Darunter sogar einige vom Pastor getaufte Christen.

Sonderbarer Weise fand ich grade in den Gemeinden, in denen der Pastor getauft hat, die meisten Säufer. Dagegen habe ich in elf Katechistschaften getauft und fand nur in zwei Dörfern Abgefallene und dem Trunke total ergebene Laufbewerber, aber auch Getaufte vor. Eine Erklärung hierfür habe ich nicht. Wir dürfen es uns nicht verhehlen: Es ist nicht alles der heilige Geist bei der Bewegung in Jaspur, und wir müssen viel, sehr viel reisen und ermuntern, daß allein das Christentum sie von allem Nebel befreien kann. Aber vor allem sollten Schulen eröffnet werden, ohne die wir nicht viel vorwärts kommen werden. Die Motive zum Christwerden sind sehr niedriger Art, und darin werden die Leute in Jaspur durch die Jesuiten tüchtig bestärkt, denn diese fragen ja nicht so sehr danach, ob die Heiden Christen werden oder nicht, sondern ob sie zuerst recht viel Geld ausstreuen können, und das geschieht auch sehr reichlich.

Endlich noch ein Wort, das ich nicht genug unseren schon gewonnenen Christen gegenüber betonen kann, und was

ich auch am andern Tage in Suijur tat, als alle wieder nüchtern waren:

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß gerade die Uraus die größten Säufer sind und dadurch verarmen. Dagegen gibt es noch viele andere Volksstämme dort, die vollständig sich vom Trunke enthalten, wie die Kauras, Kerwas u. c. Diese Leute trinken nie, weil es bei ihnen verboten ist. Sie werden daher bei ihrer Nüchternheit reich und wohlhabend. Da mußte ich immer unsere Säufer hinweisen auf diese Heiden, die ihnen ein Beispiel sein können.

Der Herr aber muß helfen und tragen, sonst ist unsere Arbeit vergeblich.

### Schülerlebnisse.

Von Missionar Lic. Johannes Stosch in Ranchi.

Nach Schluß der Generalkonferenz unterrichteten wir noch reichlich einen Monat, bis die großen Ferien begannen. Im April läßt sich der gewöhnliche Stundenplan, nach dem wir von 10—3 Uhr die Schulstunden haben, der Hitze wegen nicht beibehalten; die Lektionen finden von 6—11 Uhr statt. Im Seminar beendigte ich in diesen Wochen die Exegese des Galaterbriefes und wiederholte ihn dann. In den April fiel eine kleine Katastrophe in unserem Schulleben, deren Folgen sich als recht heilsam erwiesen haben. Das ganze vorige Jahr hindurch zeichneten sich unsere Hindulehrer mehr oder weniger alle durch Nachlässigkeit, die sich namentlich durch Unpünktlichkeit und gab, aus. In den ersten Monaten dieses Jahres erreichte dazu ihr Selbstbewußtsein eine bedrohliche Höhe. Als einem von ihnen der Standpunkt klar gemacht wurde, beschwerten sie sich gemeinsam in einem leck haltenen Briefe; der Schulvorstand befaßte sich mit der Angelegenheit und entließ den Schreiber des Briefes sofort, den beiden Mitunterzeichnern wurde Gelegenheit gegeben, sich zu besinnen. Sie unterzeichneten auch wirklich ein Schreiben, durch welches sie ihr Bedauern über den unüberlegten Schritt und gaben. Es fand sich glücklicherweise schnell ein Ersatz für den ausgeschiedenen Lehrer.

Die Sommerferien verwendete ich zum Studium und zur Vorbereitung des Unterrichts während der kommenden Monate. Eine Woche verbrachte ich auch zusammen mit Br. Müller auf der lustigen Höhe des Ichadag-Bungalow. Es ist das ein Rasthaus zwischen Ranchi und Hazaribagh, etwas abseits von der Straße, auf dem Rücken des Bergzuges erbaut, das wohl ziemlich 1000 m über dem Meeresspiegel liegt. Das war eine angenehme Erfrischung.

Zugleich mit der Regenzeit begann in den ersten Tagen des Juni unsere Schule wieder. Wir erlebten die große Freude, daß ein hoffnungsvoller Schüler der Preparatory-Klasse, der Ranchi im Herbst eines Ohrenleidens wegen verlassen hatte, geheilt zurückkehrte und in das Seminar aufgenommen werden konnte. Hier hatte sich alle ärztliche und apothekerliche Kunst an ihm erfolglos gezeigt, er war aufgegeben. In seinem Dorfe hatte er die landesüblichen Heilmittel angewendet.

Im neutestamentlichen Unterricht im Seminar gab ich die Erklärung der vier ersten Kapitel des 1. Corinthierbriefes (im Juni).

Als eines Tages die Schüler der dritten Highschool-Klasse unbeschäftigt waren, gab ich ihnen für eine Stunde auf, ihre früheren Schulerlebnisse in Hindi niederzuschreiben. Was ich erhielt, lasse ich in der Übersetzung folgen, mit

\*) Das ist geschehen, aber vergeblich. F. Hahn.

Ausnahme eines Auffazes, der das Uebersezzen nicht wert ist. Da schreibt der eine: „Als ich klein war, in meiner Kindheit, war ich im Hause meiner Eltern; als ich acht Jahre alt geworden war, nahm mich mein großer Bruder mit nach Ranchi und steckte mich in die vierte Klasse der Stationsschule. In dieser vierten Klasse habe ich zu lernen begonnen. Ich las das erste und zweite Hindi-Lesebuch und lernte addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren. Darauf fing mein großer Bruder an, mich zu Hause im ersten englischen Lesebuch zu unterrichten und im zweiten Jahre, als ich das dritte Hindubuch beendet hatte, war ich auch mit dem ersten englischen Buch fertig. Als ich im Hindi das vierte Lesebuch gelesen hatte, hatte ich das erste englische Buch noch einmal wiederholt. Auf diese Weise verbrachte ich drei Jahre in der Lower Primary-Schule. Darauf brachte mich mein Bruder in die VIIIIB dieser Schule (d. h. der Highschool.) In dieser Zeit ging ich von dem Hause meines Bruders aus in die Schule. Als ich in der VIIIIB war, haupte er mich beim Rechenunterricht dermaßen, daß ich ins Heimatdorf davonlief. Aber nach acht Tagen brachte mich mein Vater wieder nach Ranchi und sagte: „Von jetzt ab rennst Du nicht mehr weg. Ich werde Dich sonst nicht mehr in mein Haus kommen lassen und Dir auch nichts zu essen geben.“ — Das sagte er zu mir; zu meinem großen Bruder sagte er: „Prügele ihn nicht so viel, sondern leite und lehre ihn mit Liebe“. — So sagte er. Von der Zeit an gab ich das Weglaufen auf, blieb in der Schule und lernte. Später wurde mein Bruder versetzt, verließ Ranchi und sorgte nicht mehr für mich. Als mein Bruder weg war, zog in meiner Seele etwas Frieden ein, und ich bekam Lust zum Lernen. Vorher hatte ich Angst gehabt vor meinem großen Bruder, denn wenn ich nicht lernte, prügelte er mich. Als ich so bis zum Middle English gekommen war, wollte ich Schlüß machen und machte auch Schlüß; aber ein Junge aus meinem Dorfe, der auch in dieser Schule war, bewog mich, wieder weiterzulernen und noch einmal in die Middle Klasse zu gehen, denn ich war im Examen durchgefallen. So blieb ich noch ein Jahr in der Middle Klasse und bin jetzt bis zur dritten Klasse gekommen. Gott sei Dank, daß er mich glücklich bis hierher gebracht hat.“ —

Ein anderer schreibt:

„Als ich vier oder fünf Jahre alt war, fing ich mit der Schule an. Zuerst, als meine Eltern in Diankel waren, lernte ich in Diankel; als wir nach Torpa gingen, fing ich an, in Torpa zu lernen; aber weil ich dort allein war, mochte ich nicht zur Schule gehen, und mußte wieder nach Diankel gebracht werden. Dort lernte ich etwa zwei Jahre, im Alter von sieben und acht Jahren. Als ich in zwei Jahren das erste, zweite und dritte Hindilesbuch beendet hatte, wurde ich in die Burjuschule gebracht, wo ich zwei Jahre blieb und in diesen zwei Jahren das Lower Primary-Examen bestand. Darauf ging ich nach Ranchi und arbeitete zwei Jahre auf das Upper Primary-Examen, in der VIII. und VII. Klasse. Aber im Examen fiel ich durch. Bis hierher rechne ich den ersten Teil meiner Schulzeit, denn vom Anfang an, d. h. von der Zeit an, wo ich zu lernen begann, bis zum ersten Jahre, das ich in der VII. Klasse zubrachte, kümmerte ich mich nicht viel ums Lernen, verschwendete meine Zeit mit Spielen und konnte auch nicht lernen. Aber als ich von der VII. in die VI. Klasse nicht versetzt wurde, da begriff ich, was meine Pflicht sei. Mein zweites Jahr in der VII. Klasse lernte ich eifrig und erhielt ein Stipendium, dadurch wurde mein Sinn auf einmal verwandelt, und ich habe bis jetzt frisch und fröhlich gelernt. Gott sei gedankt dafür, daß er mich bisher erhalten hat, und ich hoffe, daß er mich weiterhin erhalten wird, wenn dies sein Wille ist.“ —

Ein dritter schreibt:

„Ich bin in Diankel geboren. Als ich etwas herangewachsen war, spielte ich viel und mit Spielen verbrachte ich meine Zeit. Sie wollten mich auch in die Schule schicken, allein, ich ging nicht und sagte zu ihnen: Ich mag nicht gehen, in der Schule hauen sie soviel. — In dieser Zeit, als ich allein war, fürchtete ich mich sehr vor den Sahebs. Einmal kam von der Station Burju ein Saheb nach Diankel; da kam er zufällig auch in unser Haus. Er wollte mir Süßigkeiten geben; aber ich rannte fort, hinter das Haus. Da kam der Saheb dorthin. Ich lief wieder weg, weil ich mich damals vor den Sahebs fürchtete. Bald nachher überredeten mich mein Vater und meine Brüder folgendermaßen: Wenn du in die Schule gehst, dann gibts eine Hose und Jacke und Schuhe, alles gibts dann, wenn du aber nicht gehst, wie kann es dann Schuhe und eine Jacke geben? — So sagten sie. Da ging ich von da ab hie und da in die Schule. Wöchentlich drei oder vier Tage ging ich; der Lehrer haupte mich auch tüchtig, und dieser Lehrer ist doch mein eigener Bruder, der bis zum heutigen Tage dort arbeitet. Der Lehrer sagte: „Kommst du nicht in die Schule, so hau ich dich noch mehr.“ So bekam ich große Angst vor ihm. So ging ich nun Tag für Tag zur Schule und las in der Dorfschule das dritte Lesebuch, ohne den Inhalt zu verstehen. Dann schickte mich mein Vater in die Schule in Burju, wo ich drei Jahre blieb und im dritten Jahre das Upper Primary-Examen bestand. Dann kam ich hierher nach Ranchi.“ — —

Ein vierter:

„In meiner Kindheit lernte ich in der Dorfschule. Als ich acht oder neun Jahre alt war, fing ich an zu lernen. In der Dorfschule las ich im ersten Jahre das erste Lesebuch und im zweiten Jahre das zweite. Im Jahre 1899 kam ich mit meinem Bruder hierher (nach Ranchi). Vier Monate spielte und sprang ich herum, dann wurde ich im Dezember desselben Jahres, etwa am 21. oder 22., in die VIII B der hiesigen Schule aufgenommen. Damals war J. Boy Leiter der Schule. Mit großer Schwierigkeit las ich das erste englische Lesebuch. Als ich mich etwas daran gewöhnt hatte, konnte ich leichter lernen. Allmählich wurde ich in die VII. Klasse versetzt. In dieser Schule herrschte früher nicht soviel Ordnung wie heutzutage. Ich ging manchmal nicht zu den Singstunden, denn ich war Tages Schüler. Später wurde ich ins Boardinghouse aufgenommen. Da lernte ich die Ordnungen des Boardinghouse und gehorchte auch immer den Anordnungen des Saheb. Da passierte es plötzlich, als ich in der VII. Klasse saß, daß böse Buben die Jungs beschwätzten, wegzu laufen. Alle Jungs rannten fort, ich ebenfalls, denn ich war damals im Boardinghouse von allen der kleinste. Meine Kameraden trugen mich auf der Schulter ins Dorf. Als ich im Dorf ankam, fand ich den Lohn für mein Weglaufen. — Später lernte ich in der Schule durch Gottes Güte bis zur IV. Klasse. Aber da saßte ich den Entschluß: Ich will mich von meinen Kameraden fernhalten, sie sollen mich nicht mehr zu sehen bekommen. In der III. Klasse konnten sie von zu Hause das Schulgeld nicht schicken. So blieb ich ein Jahr in meinem Dorfe. Damals erbat ich mir auch das Schul-(Abgangs-)Zeugnis vom Saheb. Später wurde zu Hause beschlossen, daß ich wieder in die Schule eintreten sollte. Da wurde ich wieder aufgenommen.“ — —

Ein fünfter:

„Als ich ungefähr elf Jahre alt war, fing ich an, in die Schule zu gehen. Zunächst lernte ich in der Dorfschule. Aber bald darauf entwickelten sich im Dorfe große Unstimmig-

keiten, infolge deren der dortige Lehrer sich entfernte. In dieser Zeit fing mein Vater an, mich ein wenig zu unterrichten, namentlich im Bibellesen. Als ich das erste Lesebuch fertig hatte, las ich das erste Buch Mose. Als ich etwa zwölf Jahre alt war, brachte mich mein Vater auf Anweisung von Hahn Saheb nach Lohardaga. Dort blieb ich etwa sieben Jahre und bestand dort das Lower und Upper Primary- und das Middle English-Examen. Als ich in Lohardaga war, lief ich anfangs einmal weg, zu meinem Onkel, doch der brachte mich wieder in die Schule. Und dort war ein Lehrer, der sehr viel prügelte; vor dem hatte ich große Angst. Später lief ich noch verschiedene Male weg. Einmal, als ich ziemlich weit gelaufen war, fästten mich die Jungs und brachten mich zu eben diesem Lehrer, und der prügelte mich an jenem Tage aus voller Kraft — und ich bin seitdem nicht mehr fortgelaufen. Obwohl er mich so prügelte, hatte er mich doch sehr gern. Anfangs hatte ich keine Lust zum Lernen, aber jetzt danke ich Gott von ganzem Herzen, daß er mir Verstand gegeben hat und mich bis jetzt hat lernen lassen. Und ich lobe jenen Lehrer auch, der mich unter vielen Schlägen unterrichtet hat. Hätte er mich nicht geschlagen, so hätte ich mein Fortlaufen nicht aufgegeben. Als ich das Middle English-Examen bestanden hatte, beschloß ich, weiter zu lernen, um mein Wissen zu bereichern und mich für einen Beruf tüchtig zu machen. Als ich darin fest geworden war, holte ich mir von meinem Vater die Erlaubnis und kam nach Ranchi. Ein Jahr war ich in der IV. Klasse, dann wurde ich in die III. Klasse versetzt. Hier werde ich in Englisch, Hindi, Mathematik und Religion unterrichtet. Und nun ist keine Aussicht mehr, daß ich noch weiter lernen kann; wenn aber Gott hilft, werde ich doch noch vorwärts kommen." —

Ein sechster schreibt:

"Ich bin am 24. November 1890 im Dorfe Kotbo geboren. Es ist traurig, daß, als ich einundhalb Jahre alt war, meine Mutter starb; ich konnte ihre Gestalt nicht sehen. Mit großer Schwierigkeit wurde ich aufgezogen und bin viel frank gewesen. Als ich etwa sechs Jahre alt war, wurde mein Vater versetzt. Wir gingen alle nach Kumhari, denn dorthin war er versetzt worden. Im Alter von sieben oder acht Jahren habe ich angefangen zu lernen. Ich lernte nur am Tage von 10—2 Uhr. Abends und morgens weidete ich die Schafe und Ziegen. Mit großer Freude ging ich in die Schule und durch Gottes Güte und Segen leistete ich mehr als fast alle meine Schulgenossen. In der Dorfschule blieb ich drei Jahre, dann ging ich nach Govindpur und blieb dort vier Jahre. Da bestand ich das Upper Primary-Examen und wurde in die VI. Klasse der Ranchi-Schule aufgenommen. Als ich in der VI. Klasse war, ließ ich mir etwas zu schulden kommen, weshalb ich zwei Jahre in der VI. Klasse bleiben musste. Dann wurde ich in die V. Klasse versetzt, wo ich ein Jahr blieb und dann das Middle English-Examen bestand. In die IV. Klasse versetzt, blieb ich dort ein Jahr und rückte in die III. Klasse vor. Es ist traurig: So viel wie damals, als ich klein war, leiste ich heutzutage nicht mehr. Wer kann wissen, was der Grund ist?! Gott helfe mir, daß es mit meiner Arbeit vorwärts gehe." —

Endlich bekam ich folgenden Aufsatz: "Wohlan, nenne mir doch den Namen der wohlriechenden Blume, durch deren Duft die Menschen, Bienen gleich, angelockt werden, daß sie sie suchen müssen?! Ist das nicht das Wissen?!" Schon

als ich noch klein war, drang an mein Ohr der Preis des Duftes dieser Blume und seitdem habe ich mir viel Mühe gegeben, sie zu finden. Eines Tages hörte ich jemanden bis vier zählen. Darüber wunderte ich mich, ging zu meiner Mutter und sagte: "Bitte, lehre mich, was vier ist!" Da zeigte sie mir vier Finger und sagte: "Soviel Finger reicht man vier." Da war ich hocherfreut und zählte jeden Tag bis vier. Daran merkten sie, daß ich viel Lust zum Lernen hatte und schickten mich in die Schule. Wie ich das erste Lesebuch durchgelesen habe, davon weiß ich heute nichts mehr; aber schnell fing ich an, das zweite Buch zu lesen, ohne daß ich es recht konnte. Als ich zwei Jahre in der Dorfschule gewesen war, schickten sie mich in ein anderes Dorf zum Lernen. Noch war ich dort keine zwei Jahre gewesen, als eines Tages mein Onkel sagte: "Dich werden wir mal nach Burju zum Lernen schicken." Als ich das hörte, freute ich mich sehr und fragte jeden Tag: "Wann wollen wir gehen?" Bald darauf brachten sie mich dann auch nach Burju, und ich war sehr gern dort. Während dieser Zeit in Burju hatte ich nicht ein einziges Mal das Verlangen, in mein Dorf zurückzukehren, und als die Zeit herankam, nach Ranchi zu gehen, kam ich mit Freuden hierher." —

### Eine alte Freundin

schreibt uns folgende Zeilen:

"Ich, eine alte, 88jährige Frau, die in ihren zwanziger Jahren durch den Traktat von Gossner Oeffb. Joh. 3, 20 („Der Anklopfende“) zum Glauben erweckt wurde, möchte meinen inbrünstigen Dank noch durch meiner Hände Werk in beifolgender Decke einen Ausdruck geben. Gottes Gnade hat mir das Gelingen geschenkt, und in Jesu Segenshände lege ich diese Arbeit für die Mission mit der Bitte: zu tun, wie Ev. Joh. 6, 11 steht."

### Neuer Kalender.

In bekannter innerer Güte und äußerer Ausstattung sind wieder die Hermannsburger Kalender für 1910 auf den Plan getreten. Es sind das: der „Luther-Kalender“ (Preis 75 Pf. zum Abreissen), der „Volkskalender“ (50 Pf.) und der „Missionskalender“. Alles durch die Missionsbuchhandlung in Hermannsburg (Hannover), oder durch unsere Buchhandlung zu beziehen. — Auch des hübschen „Tier- und Kalenders“ (portofrei nur für 10 Pf. vom Berliner Tier- und Kalender-Verein S. W. Königgräßerstraße 41 zu haben) sei empfehlend gedacht.

### Gaben für die Gossnersche Mission

bitten wir zu senden an

das Kuratorium der Gossner'schen Mission

Friedenau b. Berlin,  
Handjery-Straße 19/20.

Inhalt dieser Nummer: Gulekt. — Hebr. 1, 1—2. — Aus meiner Lehr- und Seelsorgertätigkeit. — Zwei Reisen in Jaspur in und nach der Regenzeit. — Die neuerrichtete Apotheke und Gebethalle im Aussätzig-Aufl von Muzaffarpur (Bild). — D. Rottrott und die eingeborenen Geistlichen und Kandidaten der Kolonialmission beim jüngsten Pastoral-Fortbildungskursus (Bild). — Schulerlebnisse. — Eine alte Freundin. — Neue Kalender.

Hierzu zwei Beilagen.